



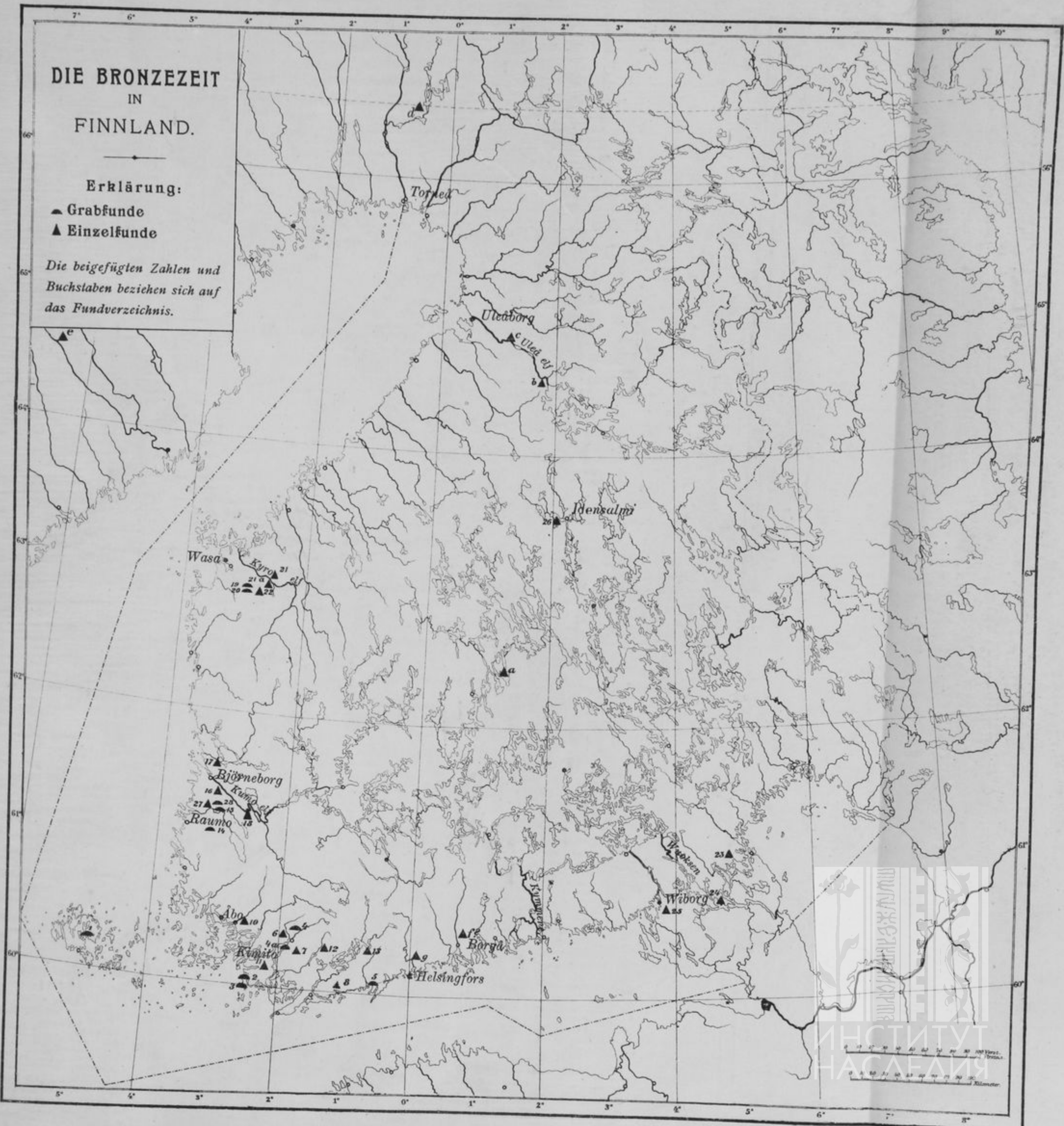
ІНСТИТУТ
НАСЛЕДІЯ

DIE BRONZEZEIT IN FINNLAND.

Erklärung:

- ▲ Grabfunde
- ▲ Einzelfunde

Die beigefügten Zahlen und Buchstaben beziehen sich auf das Fundverzeichnis.





~~Բ. 1479~~
~~11/04~~ ԿԻՐ. № ~~Յ. 43~~

B-301



502.15.

Т Р У Д Ы

ДЕСЯТАГО АРХЕОЛОГИЧЕСКАГО СЪЪЗДА

ВЪ РИГѢ

1896.

ТОМЪ II.

РИГА.

Печатано въ типографіи В. Ф. Геккера.

1899.



1965 г.

Т Р У Д Ы

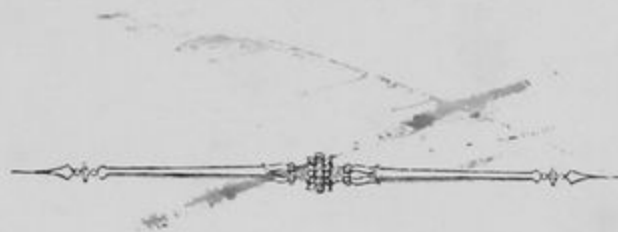
ДЕСЯТАГО АРХЕОЛОГИЧЕСКАГО СЪЪЗДА

ВЪ РИГѢ

1896.



ТОМЪ II.



РИГА.

Печатано въ типографіи В. Ф. Геккера.


1899.



Печатается на основании постановления Императорскаго Московскаго Археологическаго Общества.

Председатель Графиня УВАРОВА.

1965 г.

1950 г.  БИБЛИОТЕКА
Ин-та Криминалистической
и Музейной работы В-301



ПАМЯТИ

въ Бозѣ почивающаго

Государя Императора

Александра III Александровича

Благоговѣнно посвящаетъ

ИМПЕРАТОРСКОЕ

Московское Археологическое Общество.



Inhaltsverzeichnis.

	Seite
<i>Hausmann, R.</i> Ueberblick über die Entwicklung der archäologischen Forschung in den Ostseeprovinzen während der letzten fünfzig Jahre	1
— <i>Clossius, Iter rossicum</i>	9
<i>Diederichs, H.</i> Das herzogliche Archiv in Mitau	16
<i>Bielenstein, Dr. A.</i> Die lettischen Burgberge	20
— Die Holzzeit der Letten	35
<i>Bielenstein, Emil.</i> Ueber die Bedeutung des lettischen Volksliedes für die Archäologie	42
<i>Nottbeck, Dr. E. v.</i> Ueber Massnahmen zur Erhaltung der alten Baudenkmäler in den baltischen Provinzen	52
<i>Hermann, Dr. A.</i> Ueber altestnische Ortsnamen	55
<i>Hurt, Dr. J.</i> Bericht über seine Sammlung estnischer Volksüberlieferungen	64
<i>Mettig, C.</i> Einige bei der Bestimmung des Alters und der Herkunft der jüngeren baltischen Bronzegrabfunde zu berücksichtigende Momente	73
<i>Sachssendahl, Dr. Johannes.</i> Die Bedeutung des Siegels für die Geschichtsforschung und für archäologische Studien	76
<i>Löwis of Menar, Karl von.</i> Historische Karte Livlands zur Zeit des Ordens	80
<i>Grempler, F.</i> Mittelalterliche Bronzeschalen	85
— Ueber Zeichnungen auf prähistorischen Gefässen	91
<i>Hackman, A.</i> Die Bronzezeit Finnlands	93



Ueberblick über die Entwicklung der archäologischen Forschung in den Ostseeprovinzen während der letzten fünfzig Jahre.

Von R. Hausmann.

Die prähistorische Archäologie ist eine der jüngsten wissenschaftlichen Disciplinen. Ihre Entwicklung in einem wenn auch begrenzten Gebiet während der letzten fünfzig Jahre darlegen, bedeutet zumeist, diese Entwicklung von ihrem Beginn ab verfolgen, seit der Zeit, wo sich hier ein selbständiger Zweig der Wissenschaft herauszuarbeiten begann. Noch heute ist seine Stellung nicht sicher bestimmt. Ueber Umfang und Methode ist die Discussion nicht geschlossen. Es ist darüber gestritten worden, ob die prähistorische Archäologie mehr eine naturwissenschaftliche oder mehr eine historische Wissenschaft ist. Lange ist die prähistorische Archäologie, soweit sie von Männern der Wissenschaft erfasst wurde, zumeist als eine diese zufällig interessirende Disciplin getrieben worden. Ausserdem haben gerade hier Liebhaberei und Dilettantismus ein weites Feld für ihre Thätigkeit gefunden. Beides hat tiefe Folgen hinterlassen. Je nach dem Hauptfach des Forschers ist bei der Untersuchung der betreffenden Fragen bald der eine, bald der andere Gesichtspunkt mehr in den Vordergrund getreten. Und auch die Beihilfe des Liebhabers konnte die Stellung der Disciplin nicht festigen, und doch wird sie dieser Beihilfe nicht ganz entrathen wollen, vielmehr mit Dankbarkeit dessen gedenken, wie viel Förderung sie ihm verdankt, wie oft wichtige Schätze nur dadurch gerettet wurden, dass ein Nicht-Fachmann rasch zugriff.

Diese Erscheinungen treten auch zu Tage, wenn wir uns in kurzen Zügen vergegenwärtigen, wie diese Wissenschaft sich in diesen Provinzen entwickelt hat.

Die Alterthümer des Landes haben auch in früheren Jahrhunderten die Männer interessirt, die sich mit der Geschichte des Landes beschäftigten. An der Spitze der baltischen archäologischen Bibliographie, die wir jetzt Herrn Anton Buchholtz danken, steht der Name Franz Nyenstede, des Rigaschen Bürgermeisters und livländischen Historiographen des 16. Jahrhunderts; er zuerst nennt die Fundstätte von Allasch, die in letzter Zeit so reiche Beiträge geliefert hat. Und zu Ausgang des vorigen und Beginn dieses Jahrhunderts haben die livländischen Geschichtsforscher Hupel, Graf Mellin, Brotze, Ed. Ph. Körber auf Alterthumsfunde hingewiesen, die sie kennen gelernt. Die ersten Sammlungen haben Hupel in Oberpahlen und Körber in Wendau angelegt, ihre Ueberreste sind an die Gelehrte Estnische Gesellschaft gelangt. Von den noch heute in unseren Sammlungen vorhandenen, jetzt hier ausgestellten Alterthümern ist der Fund von Rippoka (Katalog der archäol. Ausstellung Nr. 381) wohl der nachweislich älteste, er befand sich um 1780 im Besitz von Hupel zu Oberpahlen.

Prähistorische Forschungen können sich nur entwickeln auf Grund von Sammlungen prähistorischer Denkmäler. Wie diese nicht zufällig in den Boden gerathen sind, sondern in Folge der historischen Entwicklung des Landes, so sollen sie auch diesem erhalten bleiben. Sie sind Quellen zur Geschichte des Landes, sie sind das Archiv für eine weitentlegene Zeit. Sie sollen auch den gleichen Schutz geniessen wie andere Archivalien, sie sollen dem Lande nicht

entführt werden. Je tiefer der Forscher sich in die Geschichte des Landes versenkt, desto eher wird er auch diese schwierigen Zeichen der Vergangenheit entziffern.

Wissenschaftlich fruchtbringend werden diese Sammlungen erst, wenn sie öffentlich zugänglich sind, d. h. nicht dem Privatbesitz, sondern einem öffentlichen Institut gehören. Hier finden die localen und provinzialen Geschichts- und Alterthumsvereine eine ihrer wichtigsten Aufgaben, hier liegt das Recht ihrer Existenz wesentlich begründet.

Diese Aufgaben haben auch unsere Vereine ergriffen. Verschieden je nach den Zwecken, die sie verfolgten. Die älteste, die 1816 als Gesellschaft für Literatur und Kunst in Mitau gegründet wurde, und ihr nähert sich die 1842 in Reval ins Leben gerufene Estländische literarische Gesellschaft, wollten möglichst weite Gebiete der Wissenschaft und Kunst umfassen, bei ihnen war die Geschichte nur ein Theil ihres Programms. Doch hören wir aus Mitau bereits 1822 von einer Sammlung ausgegrabener Alterthümer, stets hat man auch diesen hier Interesse entgegengetragen, in ganz besonderem Grade, als 1865 Julius Döring die Sorge um sie übernahm. Der grösste Schatz des Mitauer Museums, der reiche Depotfund von Dobelsberg, hat diesen Sammlungen einen Namen über die Grenzen der Provinz hinaus gegeben.

Auch in Reval entstand durch Schenkungen eine Sammlung von Alterthümern, die seit 1856 fast vierzig Jahre unter der treuen Aufsicht von P. Jordan standen und im Estländischen Provinzial-Museum gut aufgehoben waren.

Eine hervorragende Stellung hat die antiquarische Forschung hier in der Rigaschen Gesellschaft eingenommen, die 1834 entstand und schon durch ihren Titel als Gesellschaft für Geschichte und Alterthumskunde darauf hinwies, dass neben historischen Fragen auch antiquarische Forschungen hier betrieben werden sollten. Bereits in der ersten Sitzung der Gesellschaft wurde auf die Bedeutung der Alterthümer hingewiesen, später war es besonders H. v. Brackel, der wiederholt archäologische Gegenstände hier behandelt, seit 1841 hat dann oft unter schweren Verhältnissen Dr. C. Bornhaupt mehr als siebenundvierzig Jahre lang mit treuer Hingabe seines Amtes als Museums-Inspector gewaltet, selbst gegraben, vor Allem aber gesammelt, geordnet. Von den älteren Funden ist ein beträchtlicher Theil aus dem reichen Felde von Ascheraden hierher gerettet und damit der Heimath erhalten worden.

Ganz besonders ist die Forschung baltischer Vorgeschichte längere Zeit von der Gelehrten Estnischen Gesellschaft gepflegt worden, die 1838 in Dorpat ins Leben trat. Sie erwarb nicht nur früh eine Sammlung von Alterthümern, die später ausserordentlich wuchs, sie hatte sich auch der Mitarbeit einer Reihe von Forschern zu erfreuen, die diese Alterthümer bearbeiteten und ihre Studien in den Publicationen dieser Gesellschaft niederlegten. Ihre Sammlungen wurden durch ihren langjährigen Conservator Hartmann gehütet, der auch in einem umfangreichen gedruckten Katalog über sie berichtete. Vor Allem aber hat Constantin Grewingk eine grosse Zahl seiner wichtigen Untersuchungen über archäologische Fragen in den Sitzungen dieser Gesellschaft vorgetragen und in ihren Schriften veröffentlicht.

Es sei gleich hier der jüngeren Gesellschaften gedacht, die ähnliche Ziele verfolgten. Im Jahre 1865 entstand der Verein zur Kunde Oesels, der bald ein Museum besass, in welchem Alterthümer eine hervorragende Rolle spielten. Diese Sammlung war fast ganz die Schöpfung Holzmayer's. Mit unbegrenzter Hingabe, aber auch eifersüchtiger Liebe sammelte er nur Funde aus Oesel, aber diese wo möglich auch vollständig. Als Knabe hatte er dem berühmten Alterthumsforscher Lindenschmit in Mainz zur Hand gehen dürfen, Kenntnisse und Neigungen, die damals entstanden waren, haben das Museum zu Arensburg geschaffen.

Auch die junge Felliner literarische Gesellschaft hat Forschungen dieser Art aufgenommen. Aus der grossen archäologischen Untersuchung über die Ruine von Fellin ist ihr Ditmar-Museum

erwachsen, in dem weiten, wenig erforschten Gebiet zwischen dem Wirzjerw und dem Meere hat sie eine weite Domaine.

Aber so wichtig die Thätigkeit dieser Gesellschaften ist, so werthvoll ihre Sammlungen sind, — immer können Gesellschaften nur die Materialien und Mittel schaffen, die Wege ebnen. Gesellschaften arbeiten nicht, sondern Menschen. Die Hauptsache ist, ob sich die Forscher finden, welche den Stoff, den die Gesellschaften speichern, wissenschaftlich ausmünzen.

Fragen wir nach den Arbeitern auf dem Gebiete der baltischen Archäologie, so können wir drei Zeiten scheiden, die sich an bestimmte Namen knüpfen. Die erste Periode ist die Zeit von Kruse und Bähr, die zweite die Zeit von Grewingk und Sievers, in der dritten stehen wir noch mitten drin.

Im Jahre 1828 siedelte Friedrich Kruse als Professor der Geschichte aus Halle nach Dorpat über. Er hatte sich bereits früher mit antiquarischen Studien beschäftigt und ging diesen Fragen auch in seinem neuen Wirkungskreise nach; da wurde ihm ein Auftrag zu Theil, der für ihn und die Alterthumsforschung in diesen Provinzen von grosser Bedeutung wurde.

Im Frühling 1837 stieg die Düna weit über ihre Ufern hinaus und überschwemmte die umliegenden Gebiete. Als sie in ihr Bett zurücktrat, sah man plötzlich eine Menge alter Gräber freigelegt, so bei Stabben, weiter bei Dünhof, vor Allem aber bei Ascheraden, auf dem Boden des Gutes Römershof. Einen grossen Theil der aufgedeckten Alterthümer sammelte glücklicher Weise der Pastor Neuenkirchen in Ascheraden, sie sind später an das Rigasche Museum gekommen. Ein kleinerer Theil gelangte nach Mitau und erregte dort das Interesse des Gouverneurs v. Brevern. Auf dessen Bericht hin befahl Seine Majestät Kaiser Nikolai I. der Universität Dorpat, zu untersuchen, aus welcher Zeit und von welchem Volk diese Alterthümer herrührten.

Die Universität übertrug die Untersuchung Kruse, der die Funde in Mitau und Riga prüfte und darüber einen ausführlichen, mit Zeichnungen versehenen Bericht abstattete, den der Minister Uwarow dem Kaiser vorlegte. Seine Majestät ertheilte jetzt den weiteren Befehl, Kruse solle ganz Livland, Kurland und Oesel archäologisch untersuchen. Die Folge war eine zweite Forschungsreise vom Mai bis zum September 1839. Jetzt lernte Kruse unter Mitwirkung des Pastors Neuenkirchen in Ascheraden auch mehrere unberührte Gräber kennen, besuchte darauf Kapsehden bei Libau, wo römische Münzen und Sachen der ersten christlichen Jahrhunderte aufgetaucht waren, durchreiste Oesel und Moon.

Das Ergebniss seiner Forschungen legte Kruse in einem reich illustrierten Werke „Necrolivonica“ 1842 nieder, dem noch einige andere Schriften über diese Fragen folgten.

Die Hauptergebnisse seiner Untersuchung waren: dass die meisten bei Ascheraden und Dünhof gefundenen Alterthümer skandinavische oder waräger-russische seien und in das 9.—11. Jahrhundert gehören. Dieses Resultat in der nationalen Frage schien dem Verfasser so sicher, dass er von einer Anastasis der Waräger sprach. Eine Menge Citate aus deutschen und skandinavischen Quellen sollte diese Behauptungen stützen.

Bereits die Zeitgenossen sind gegen diese Hypothesen aufgetreten, die Folge hat sie als unhaltbar erwiesen. Die Auseinandersetzungen Kruse's legen wohl ein Zeugnis ab für die Gelehrsamkeit des Verfassers, noch mehr aber beweisen sie den gänzlichen Mangel an Kritik. Auch der Bericht über die Reise ist ungenügend, Protokolle der Ausgrabungen sind nicht geliefert. Freilich soll der gedruckte Bericht nur ein Auszug aus dem ursprünglich ausführlicheren handschriftlichen sein. Von Werth sind nur die zahlreichen Abbildungen, die wir um so höher schätzen, als ein Theil der Originale nicht mehr im Lande ist. Die beträchtliche Sammlung Kruse's ist nach seinem Tode von seinen Erben dem Museum von Berlin verkauft worden.

Fruchtbringender als das Werk Kruse's hätte die Schrift werden können, die bald darauf in entschiedener, wenn auch nicht ausgesprochener Opposition gegen ihn ans Licht trat: Joh. Karl Bähr, „Die Gräber der Liven“ 1850. Der Verfasser, 1801 in Riga geboren, war Künstler, wurde 1840 Professor an der Akademie zu Dresden. Sein Material gewann er aus den Grabfeldern von Ascheraden und Segewold, auf denen er etwa fünfzig Gräber öffnete. Allerdings eigentliche Fundberichte fehlen auch hier, aber Bähr beschreibt doch kurz die Art dieser Grabstätten und bespricht dann systematisch die einzelnen Objecte; ein ziemlich reicher Atlas bildet den grössten Theil der Funde ab. Trotz einzelner Mängel liegt hier eine durchaus tüchtige, belehrende Arbeit vor, die man jederzeit mit Nutzen studirt. Auch das Resultat, das der Verfasser gewinnt, dass er Livengräber untersucht habe, ist richtig. Das Werk hätte sehr gut der Ausgangspunkt für weitere Forschung werden können. Es hat aber nicht den Nutzen getragen, den es hätte bringen können. Kruse's Arbeiten hatten diese Forschungen in Misscredit gebracht, man wandte sich von ihnen ab. Bähr hat darunter gelitten, Missmuth hat ihn erfasst, dass er nicht die Anerkennung gefunden, auf die er mit Recht Anspruch erhob. 1869 ist er in Dresden gestorben. Seine Sammlungen liegen heute in London.

So sind diese Arbeiten der ersten Periode nicht so erfolgreich geworden, wie sie es hätten sein sollen. Immerhin war durch sie über die Gräber des alten Livenlandes wichtige Kenntniss gewonnen. Aber die Forschung hatte sich doch nur über einen kleinen Theil sowohl zeitlich wie local ausgedehnt. Was vorausgegangen war, blieb noch dunkel; wie in den anderen Theilen der Provinzen diese Fragen lagen, war nicht aufgeheilt. Nur aus der letzten Zeit der prähistorischen Vergangenheit waren einige Fragen aufgenommen worden. Das konnte nicht genügen. Aber die Art, wie diese Forschungen begonnen hatten, schreckte von weiteren Studien ab, die literarische Production der folgenden Jahre ist auf dem Gebiet der baltischen archäologischen Forschung sehr mager.

Hier einen Umschwung herbeigeführt zu haben, ist das Verdienst von Constantin Grewingk. Im Jahre 1819 in Fellin geboren, wurde er 1854 Professor der Mineralogie und Geologie in Dorpat, welche Stellung er bis zu seinem Tode im Jahre 1887 bekleidete. In ganz besonderem Grade interessirte ihn die Geologie der Heimath, bereits 1859 erschien seine Geologie von Liv- und Kurland. Zu dem Material, das er für diese Fragen heranzog, gesellten sich auch jene Findlinge, die besonders im Süden, in Kurland, in grosser Zahl auftauchten: die Steinwerkzeuge, Hammer, Meissel etc. Im Jahre 1865 trat die erste grössere archäologische Arbeit Grewingk's ans Licht: „Das Steinalter der Ostseeprovinzen Liv-, Est- und Kurland“. Ueber zwanzig Jahre hat Grewingk dann archäologische Arbeiten betrieben, unermüdlich hat er diese Fragen immer wieder aufgenommen. Mit dem geschärften Blick des Naturforschers beobachtete er die Erscheinungen, die sich im Lande selbst boten. Wie bei einem Geologen natürlich, interessirten ihn vor Allem Objecte der ältesten Zeit. Dieser wandte er sich zu und ihr ist er auch treu geblieben. Hierher gehören seine Arbeiten über die Steinwerkzeuge, die 1865 und 1871 erschienen, hierher die Forschungen über die Funde im Mergellager von Kunda an der estländischen Küste, wo Knochen- und Steingeräthe auf eine sehr alte Ansiedelung wiesen, hierher seine Abhandlung über die Wella Laiwe in Kurland, sowie über den Friedhof von Türsel in Estland. Sorgfältig werden die einzelnen Funde beschrieben, und die Summe der Belehrung, welche sie bringen, wird stets für die allgemeinen Fragen fruchtbar zu machen gesucht. Eifrig verfolgte Grewingk die Forschung in der Ferne. Mit reicher Gelehrsamkeit hat er die Studien des engeren Gebietes in Verbindung zu setzen gesucht mit den allgemeinen Resultaten. Unablässig war er bemüht, die Stellung zu bestimmen, welche die Archäologie des Ostbalticums in der gesammten Archäologie einzunehmen berechtigt sei. In zwei grösseren Untersuchungen hat er

die Summe seiner archäologischen Studien zusammengefasst: in einer älteren Arbeit, die 1874 und 1877 erschien: „Zur Archäologie des Balticums und Russlands“, und in einer späteren, die gegen Ende seines Lebens 1884 abgefasst wurde: „Erläuterungen zur Karte des Stein-, Bronze- und ersten Eisentalers von Liv-, Est- und Kurland“. Seine Forschungen gingen bis in die früheste Zeit zurück, dieser Herr zu werden, war er vor Allem bestrebt. Die Periodisirung der ältesten baltischen Prähistorie, wie sie noch heute gilt, ist Grewingk's Verdienst. Als später eigene und noch mehr fremde Funde ihm ein immer reicher werdendes Material zuführten, hat er auch dieses zu bewältigen gesucht. Für die älteste Zeit und die erste Periode bis 800 sind seine Forschungen von bedeutendem Werth, wenn wir auch einer Reihe Hypothesen, besonders in den schwierigen ethnographischen Fragen, ablehnend gegenüberstehen.

Neben den selbständig erschienenen grösseren Publicationen ging eine Menge kleiner Mittheilungen her. Sie sind fast alle in den Sitzungsberichten der Gelehrten Estnischen Gesellschaft niedergelegt, die dadurch zu einem Zentralorgan für baltische Archäologie wurden, wie die Sammlungen dieser Gesellschaft durch Funde, die Grewingk selbst hob, oder Andere ihm zur Kenntnissnahme zusandten, sehr bereichert wurden. Namentlich ist der grossen, schönen Sammlung von Steinwerkzeugen zu gedenken, die Propst A. v. Raison der Gelehrten Estnischen Gesellschaft zuwandte, die zu durchmustern und kurz zu classificiren, Grewingk noch eine Freude in seinen letzten Tagen gewesen ist.

Die späteren Zeiten der baltischen Archäologie, die zweite Periode seit 800 zu bearbeiten, ist Grewingk nicht mehr möglich gewesen. Eine seiner früheren Schriften aus dem Jahre 1870: „Ueber die heidnischen Gräber Russisch-Litthauens“ greift in diese Zeit hinein, aber für die eigentlich livländischen Funde dieser späteren Periode ist der fleissige Forscher über Vorstudien nicht hinausgekommen.

Die autoritative Stellung, die Grewingk gewonnen hatte, und die Bedeutung, die er durch seine Arbeiten der Gelehrten Estnischen Gesellschaft verlieh, führten ihm und dieser Gesellschaft auch die reichen Funde zu, die plötzlich seit 1872 durch Graf Sievers in Livland ans Licht gefördert wurden.

Carl George Graf Sievers war 1814 auf dem Gute Bauenhof im Kreise Wolmar geboren. Voll regen Geistes interessirten ihn, der eine eigentliche wissenschaftliche Fachbildung nie genossen hatte, naturwissenschaftliche Fragen. Angeregt durch Grewingk, wandte er sich 1871 der Gräberkunde zu. Anfänglich gemeinsam mit jenem, bald jedoch völlig selbstständig untersuchte er Mittel- und Süd-Livland und fand eine Menge alter Kultur- und Grabstätten. Mit voller Begeisterung gab sich der bald 60jährige Mann diesen Forschungen hin. Eifriger als Graf Sievers hat Niemand in unseren Landen prähistorische Materialien gesucht, und reiche Funde haben seine Arbeit belohnt; bis an seinen Tod 1879 konnte er Jahr für [Jahr auf neue, schöne Erfolge zurückblicken. Am Nordufer des Burtnecksees entdeckte er bei Sweineek eine Stätte einheimischer Feuerstein-Industrie. In der Nähe, am Nordwestende des Sees, fand er am Rinnekalns einen Speiseabfallhaufen ältester Zeit; am Arrasch-See stiess er auf Ueberreste, welche Autoritäten für einen Pfahlbau erklärten. Dazu kam eine Fülle von jüngeren Grabanlagen, die Graf Sievers freilegte: in Kremon, Treiden, Allasch grub er im alten Livenlande; noch reichere Ausbeute brachten ihm seine Forschungen im Lettenlande: bei Fehren, Fistehlen, Gulbern fand er reiche Gräber, vor Allem aber machte er schöne Entdeckungen im Gebiet von Ronneburg. Hier stiess Graf Sievers auf etwa zehn Steinsetzungen mit Leichenbrand, von welchen die bei Slawehk die berühmteste wurde, da ihr Entdecker hier die Form eines Steinschiffes deutlich zu erkennen meinte, nach welcher diese Gruppe von Gräbern als Schiffsgräber bezeichnet und den kühnen Seefahrern, den Normannen, zugeschrieben wurde.

Sommer um Sommer hat Graf Sievers in unermüdlicher Arbeit diese Schätze zu mehren gewusst, die er dann im Winter den Forschern vorlegte, anfänglich oft in Dorpat, später noch häufiger in Berlin, wo er in der Gesellschaft für Anthropologie mehr Theilnahme für seine Forschungen zu finden meinte, wo namentlich Virchow sich so lebhaft für diese Funde interessirte, dass er 1877 einer Einladung von Sievers folgte, selbst nach Livland kam und eine Reihe der Fundstätten untersuchte. In Folge dessen ist auch ein Theil der Sieversschen Sammlungen, so namentlich eine Anzahl Schädel, nach Berlin gegangen, doch ist der weitaus grössere Rest der Heimath erhalten geblieben: die livländische Ritterschaft förderte in munificenter Weise die Forschungen ihres eifrigen Mitgliedes und stimmte dem zu, dass die Ausbeute seiner Arbeit bei der Gelehrten Estnischen Gesellschaft in Dorpat niedergelegt werde. Die wissenschaftliche Bedeutung der umfassenden archäologischen Sammlungen dieser Gesellschaft ruht vor Allem auf den reichen Beiträgen, die durch Graf Sievers ihr zugegangen sind.

Wohl hatte Sievers den Wunsch, auch selbst die Resultate seiner Forschungen zusammenzufassen, er hat daran gedacht, eine Archäologie Livlands zu schreiben. Dieser Plan ist nicht zur Ausführung gekommen, der Tod hat im Jahre 1879 den eifrigen Forscher plötzlich abgerufen. Wissenschaftlich ist der glückliche Finder seines Stoffes nicht mehr Herr geworden, zu reich floss ihm die Fülle zu, als dass er sie hätte bewältigen können, in zu späten Jahren des Lebens war er in eine schwere wissenschaftliche Disciplin eingetreten, um sie noch zu bewältigen. Es kam dazu, dass eine Reihe seiner glänzendsten Funde örtlich zusammenlagen; erst langes Studium hat später gelehrt, hier das zeitlich Verschiedene von einander zu trennen. Der Ruhm aber bleibt Graf Sievers, unermüdlich, mit grösster Energie und fast jugendlicher Begeisterung gesucht und geforscht, ein reiches, werthvolles Material in der eignen Heimath gehoben und der Wissenschaft zugeführt zu haben.

Die grosse Menge der neuen Funde fesselte natürlich in hohem Grade auch die Aufmerksamkeit Grewingk's. Nicht ohne Skepsis hat er sie anfänglich betrachtet, aber im Laufe der Zeit sie dann doch immer mehr in seine Studien hineingezogen; sie sind ihm vielfach die Grundlage geworden für die Arbeiten seiner späteren Jahre. Vor Allem die Theorie der normännischen Schiffsgräber acceptirte Grewingk und hat bis zuletzt aus ihr weitgehende Folgerungen ziehen zu dürfen gemeint.

Nur ein verhältnissmässig kleines und spätes Gebiet hatten einst Kruse und Bähr bearbeitet. Jetzt erst war für die vorhergehende Zeit Material gefunden worden. Der Umfang der ostbaltischen Archäologie war dadurch ausserordentlich erweitert, ihr Anfang war in eine ungeahnte Ferne verlegt worden. Im Rinnekalns, am Burtnecksee, hatte Sievers auch in unseren Landen einen Kjökkenmödding, einen Speiseabfallhaufen, gefunden, der sich als sehr alt, als ein neolithischer Lagerplatz erwies, Kunde gab von einem Fischer- und Jägervolk, das vor Allem Muschelnahrung gekannt, aber doch auch Urstier und Wildschwein erlegte, obgleich Metalle ihm fremd, selbst Feuersteingeräthe bei ihm noch sehr selten waren, seine Waffen und Werkzeuge fast nur aus Knochen bestanden. Nicht weit vom Rinnekalns hatte aber dann Sievers bei Sweineek eine Stätte gefunden, die bewies, dass auch im Lande selbst Feuersteinwerkzeuge gefertigt worden sind. Beide Siedelungen stammen aus einer Zeit, die wir in Ziffern auch nicht annähernd bestimmen können. — Aber auch für die Periode, wo wir bereits chronologisch festen Boden unter den Füßen haben, sind Sievers' Funde von nicht geringerem Werth. Seine Entdeckung grosser Brandgräber in Mittel-Livland schaffte eine Fülle von merkwürdigem Schmuck, besonders von wichtigen Fibeln zu Tage, von welchen bisher nur einige wenige Vertreter aufgetaucht waren. Diese Funde aber standen im engsten Zusammenhang mit anderen, die in Ostpreussen und dann weiter nach Südwesten zahlreich vorkommen. Es liess sich jetzt der interessante Beweis führen,

dass unsere Lande in den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung unter starkem Einfluss der römisch-abendländischen Cultur gestanden haben, dass diese aber, soviel wir bis jetzt sehen, über den Peipus nicht hinausgegangen ist. Und auch die Form der Grabstätten, in welchen diese Funde lagen, der Steinreihengräber, wie wir sie jetzt nennen, war höchst beachtenswerth. Anlagen ähnlicher Form, wie die grossen mittellivländischen Brandgräber, sind bisher nirgend sicher nachgewiesen worden. Wohl hat sich in der Folge unser Material gerade für diesen Gräbertypus durch glückliche neue Funde sehr vermehrt, aber immer ist daran zu erinnern, dass die ersten von Sievers gefunden und von ihm und Grewingk in Untersuchung gezogen sind. Für die Anfänge baltischer prähistorischer Archäologie sind die Arbeiten dieser beiden Forscher zum Ausgangspunkt für uns Spätere geworden.

Auch für die jüngere, die sogenannte zweite Eisenzeit, hat Sievers unsere Bestände ausserordentlich gemehrt, namentlich im Lettenlande hat er mit grossem Erfolg gegraben. Wichtiger sind aber doch seine Funde aus der früheren Zeit.

Neben den beiden Hauptrepräsentanten hat noch eine Reihe anderer Forscher in jener Zeit Fragen baltischer Archäologie erörtert und gefördert. Nur einige Namen seien erwähnt.

Von besonderem Werth wurde es, dass namhafte Gelehrte der Fremde diese Aufgaben in den Kreis ihrer Betrachtung zogen. Montelius besuchte unsere Museen und sprach dann 1876 auf dem Congress von Budapest über das erste Eisenalter der baltischen Gebiete. Im folgenden Jahr kam Virchow in unsere Provinzen und behandelte darauf in seinem sehr werthvollen Reiseberichte eine Reihe wichtiger Fragen baltischer Archäologie. Von grosser Bedeutung für die Forschung auf diesem Gebiet ist der Atlas, den, mit Unterstützung von Appelgren, Aspelin herausgab, „Antiquités du Nord Finno-Ougrien“ geworden, dessen letzter Theil unsere Provinzen umfasst, wo zum ersten Mal aus unseren einheimischen Museen eine systematische Auslese der wichtigsten Funde abgebildet wird, geordnet nach Zeiten, Stämmen, Fundorten. Ein unentbehrliches Hilfsbuch für Jeden, der sich über baltische Archäologie belehren will.

Daneben berichtete Graf Sievers selbst wiederholt über seine Funde. Auf dem archäologischen Congress zu Kasan 1877 referirte Brückner im Auftrage von Sievers über dessen Ausgrabungen. Und die Zahl weiterer Arbeiter im Lande selbst war doch nicht ganz klein. In Kurland sammelten und berichteten Bielenstein, Krüger, Döring, Raison, in Oesel war Holzmayer unermüdlich thätig, in Riga analysirte der scharfsinnige Georg Berkholz alte Fundberichte und sammelte Bornhaupt neues Material, in Dorpat war neben Grewingk Hartmann ein fleissiger Arbeiter, im Gebiet von Fellin suchte Jung neue Fundstätten auf, eine systematische Durchforschung des Rinnekalns unternahm Sommer.

Ein grosser Theil von diesen Arbeitern ist freilich durch den Tod ausgeschieden. Aber in die Lücken sind Andere getreten. Es kann nun nicht meine Aufgabe sein, über unsere Versuche der letzten Zeit ausführlich zu berichten. Das aber darf ausgesprochen werden, dass diese Forschungen im letzten Decennium in edlem Wettstreit von verschiedenen Seiten aufgenommen sind. In Kurland hat Boy umfassendere Ausgrabungen gemacht auf den Grabfeldern von Alt-Rahden-Tschappan und Zeemalden, namentlich das erstere bietet besonderes Interesse, in Santen sind die ältesten sicher nachgewiesenen Skeletgräber dieser Lande aufgedeckt. In Oesel ist die Lücke, welche der Tod Holzmayer's gerissen, nicht gefüllt, — dagegen sind von der Rigaschen Gesellschaft in den letzten Jahren von den Herren Buchholtz, Jaksch, v. Löwis und Busch Grabuntersuchungen ausgeführt worden. In der Gelehrten Estnischen Gesellschaft ist der Verlust Grewingk's noch heute fühlbar, namentlich für die Fragen aus der Steinzeit fehlt uns ein erfahrener Berather. Für die eigentliche Gräberkunde schien sich, als Grewingk's Kräfte volle Bethätigung nicht mehr gestatteten, Ersatz zu finden. Jüngere Arbeiter, v. Hofmann, v. Schroeder,

meldeten sich, im Nordosten deckte Wiskowatow in Türsel ein reiches Grabfeld auf, über welches er dann auf dem Congress von Jaroslaw berichtete und dessen Inventar in der letzten Arbeit Grewingk's behandelt wurde.

Von besonderer Bedeutung wurde es aber, dass 1886 Georg Loeschcke sich dieser Arbeit zuwandte, damals Vertreter der Archäologie an unserer Universität. Zum ersten Mal griff in unseren Landen ein wirklicher archäologischer Fachmann diese Fragen an, dazu ein begeisterter und begeisternder Lehrer. Leider verliess er uns schon 1889, um eines der berühmtesten Katheder seines Faches in Bonn einzunehmen. Trotz der Kürze der Zeit hat er doch nachhaltigen Einfluss geübt. Er lernte und lehrte unsere Gräber aufdecken, mit geschultem Blick sah er auf ihre Formen und Inventare. Zusammenhang und Reihenfolge der Typen hoffte er festzustellen und schriftlich darzulegen. Der Plan ist nicht zur Ausführung gekommen, aber nach vielen Seiten hat Loeschcke angeregt.

Seit dieser Zeit ist eifrig gegraben worden. Eine beträchtliche Zahl der Steinreihen- gräber aus der ersten Periode ist gemessen und aufgedeckt worden, ihre Inventare sind an die Gelehrte Estnische Gesellschaft gekommen, zugleich erwarb diese schöne Collectionen aus Liven- gräbern. Der Inhalt reicher alter Anlagen aus Ost-Estland fiel jüngst Reval zu, schönen Zuwachs gewann Riga aus livischen und noch mehr aus lettischen Grabfeldern, nach Mitau gelangte die Ausbeute aus Zeemalden und Katzdangen, auch die Felliner Gesellschaft stellte in Kude erfolgreiche Ausgrabungen an, in Passeln hat jüngst Ssisow reiche Ausbeute erlangt.

Aber nicht nur das Material zu mehren sind wir bestrebt gewesen, fast noch mehr, das vorhandene zu ordnen. Streng wurden die einzelnen Inventare geschieden, und soweit es möglich war, ist das auch noch mit den alten Beständen unserer Museen geschehen. Unser Wunsch war, die verschiedenen Typen auseinander zu halten. Nur so schien es möglich, dann im Lauf der Zeit Entwicklung und Uebergänge zu erkennen.

Noch ist viel zu thun. Die Fragen nach Productionsstätten und Zufuhrwegen sind auch bei uns nicht gelöst, die Abgrenzung gegen die Nachbargebiete ist noch nicht geschehen, die nationalen Fragen, besonders für die ältere Zeit, sind noch zurückgestellt, können nur im Verein mit dem Sprachforscher erörtert werden. Vor Allem schien wichtig, zunächst uns in unserem nicht kleinen Gebiet selbst orientiren zu sollen, zusammenzustellen, was zusammen gehört.

Was wir erreicht, liegt Ihnen vor. Wir sind noch einen Schritt weiter gegangen. Es ist der Versuch gemacht, die Summe unserer heutigen Kenntniss zu ziehen und sie in der Einleitung zum Katalog niederzulegen. Wir haben gemeint, Gruppen scheiden zu können, die bisher ungetrennt zusammenlagen. Nicht etwas Fertiges sollte und konnte geboten werden. Aber ein Anderes hoffen wir: dass wir dadurch mehr als sonst Ihr Urtheil erfahren. Lange Zeiträume dürften vergehen, bis die archäologischen Befunde unserer Heimath wieder einer Versammlung vorgelegt werden, die so viel competente Beurtheiler in ihrer Mitte hat, als dieser Congress zählt. Was wir wünschen, ist, dass uns ein Quell reicher Belehrung hier entstehe. Das wird uns der beste Lohn sein für die aufgewandte Mühe. Nehmen Sie mit Wohlwollen, was wir Ihnen bieten: die Ausstellung und deren Katalog, die archäologischen Fundkarten für die beiden Hauptperioden, nach welchen unser prähistorisches Material zerfällt, die archäologische Bibliographie, die Einblick in die Arbeit der Vergangenheit gewährt. So weit die Kräfte reichten, haben wir versucht, die Arbeit zu leisten, zu der uns riefen Pflicht und Ehre.



Clossius, Iter rossicum.

Von R. Hausmann¹⁾.

Im 2. und 3. Jahrzehnt unseres Jahrhunderts trat bekanntlich eine Reihe wichtiger alter Handschriften, namentlich auch juristischen Inhalts, zum ersten Mal ans Licht. Einige dieser Entdeckungen, so Theile des Codex Theodosianus, die er in Mailand gefunden, veröffentlichte der tübinger Jurist, Prof. Walt. Fr. Clossius. Dieser wurde 1824 an die Universität Dorpat berufen, wo er in günstigster Weise auf das Studium der Rechte einwirkte. Der gelehrte und eifrige Forscher, dessen Interessen ganz besonders literärgeschichtlichen Fragen zugewandt waren, hoffte auch in den Bibliotheken und Klöstern Russlands weitere Schätze heben zu können. Im Jahre 1825 bereits sollten er und sein juristischer Colleague Dabelow zusammen eine grosse Forschungsreise antreten, um die Bibliotheken im Innern des Reiches zu durchstöbern. Als Dabelow von diesem Plan zurücktrat, unternahm Clossius allein 1825 Untersuchungen in Petersburg, 1827 in Moskau und Umgegend. Von vielen Seiten gefördert, brachte er einen reichen Ertrag heim, über den bereits sein, offenbar rasch redigirtes, noch im Jahre 1827 zum fünfundzwanzigjährigen Jubiläum der Universität Dorpat veröffentlichtes Programm einige Mittheilungen enthielt: *De vetustis nonnullis membranis, in bibliothecis rossicis aliisque vicinis extantibus, promulsis.* Inhaltlich reicher, specieller sind die Angaben in dem ausführlichen (21 pag. fol.), ungedruckten Reisebericht, den Clossius am 12. Januar 1828 der Universitätsverwaltung einreichte, und der noch heute bei Clossius Personalacte im Archiv der Universität ruht. Ueber eine Menge Bibliotheken, die er kennen gelernt, giebt Clossius hier genauere Kunde. Fast gar keine Ausbeute hätten die Klöster geboten, dagegen fände sich in der Synodalbibliothek und in der Bibliothek der Typographie des allerh. Synods eine Reihe wichtiger Handschriften, aus ihnen habe er, Clossius, 23 mehr oder minder umfangreiche Abschriften ungedruckter Texte gewonnen, die er demnächst in einer eignen Schrift bekannt zu machen beabsichtige.

Dieser Erfolg hat den unermüdlichen Gelehrten getrieben, die Forschungen fortzusetzen. Unablässig war er bemüht, sein Material zu mehren. Bücher, die ihm Dorpat nicht bot, erhielt er aus den Bibliotheken der Residenz. Vor allem aber knüpfte er mündlich oder schriftlich Verbindungen mit anderen Gelehrten an. Seine Reiselust, die ihn früher einen grossen Theil Westeuropas hatte durchstreifen lassen, führte ihn auch weit nach Russland hinein: 1825 war er in Pleskau und Petersburg, 1827 in Nowgorod und Moskau, 1829 besuchte er Kiew, Odessa, die Krim. Er dachte daran, auch Saratow und Astrachan kennen zu lernen. „In Kiew ward

¹⁾ Auf dem Congress verlas am 9. August, cfr. Извѣстія 56, Herr Belokurov eine längere Abhandlung über die Bibliothek des Zaren Iwan des Schrecklichen. Dabei richtete er mehrere Fragen an die baltischen Forscher, besonders über die Chronik des Nyenstede. Diese Fragen erlaubte ich mir sofort zu beantworten, wies dabei auch auf das verschollene Iter rossicum des Clossius hin. Da der Wunsch geäußert worden ist, hierüber mehr zu erfahren, gebe ich das ganze Material über dieses Thema, das ich habe finden können. Auf die damals aufgeworfenen einzelnen Fragen kann hier natürlich nicht genauer eingegangen werden, zumal der Vortrag des Fragestellers noch nicht gedruckt vorliegt, doch habe ich zum Schluss dieses Aufsatzes inhaltlich das wiedergegeben, was ich (namentlich auch über die Bibliothek des Zaren Iwan) in der Discussion mittheilte.

er von einem der gelehrtesten Geistlichen, dem Metropolitен Eugenius, sehr wohlwollend aufgenommen¹⁾. Solche Reisen, daneben ein sehr lebhafter Briefwechsel, schufen eine Menge für die literärhistorischen Studien werthvoller Beziehungen.

Eben in diesen Jahren, seit 1829, erforschte unter der Leitung von P. M. Strojew eine archäographische Commission die Archive und Bibliotheken Russlands, um die für die Geschichte des Reiches wichtigen Handschriften zu verzeichnen und zu untersuchen. In Dorpat interessirte man sich für dieses Unternehmen. Clossius bat Strojew, ihm Mittheilung zu machen, wenn er fremdsprachige Handschriften fände, und konnte 1832 Strojew für Briefe danken, die beweisen, dass dieser, trotz seiner vielen schweren Arbeiten, der Bitte sich erinnerte. Clossius macht dann Strojew auf verschollene Bibliotheken im Innern des Reiches aufmerksam²⁾.

Sein grosses Material wollte Clossius in einem Werk zusammenfassen, das unter dem Titel „Iter rossicum“ in drei Bänden eine Geschichte der Bibliotheken des russischen Reichs bieten sollte. Sicher wäre ein solches Werk aus der Feder eines so tüchtigen Forschers von hohem Werth gewesen. Da heute die Kunde von diesem Vorhaben fast völlig verschollen ist, so sei hier das mitgetheilt, was Clossius selbst und seine Zeitgenossen darüber berichten.

Die früheste Kunde, die wohl auf Clossius selbst zurückgeht, findet sich in dem im Jahre 1832 erschienenen ersten Bande des Conversations-Lexicons der neusten Zeit von Brockhaus in Leipzig. Hier heisst es auf Seite 456: „Die Ergebnisse dieser Reisen wird Clossius in einem Iter rossicum nach Art von Bluhme, Iter italicum³⁾, bekannt machen“. Ausführlicher hat dann Clossius über sein Vorhaben gehandelt in einem an das Conseil der Universität Dorpat eingesandten Bericht über seine wissenschaftlichen Beschäftigungen des Jahres 1834, wo auch der Plan des Werkes auseinandergesetzt worden war. Leider ist dieser Bericht, wie es scheint, nicht mehr erhalten, wenigstens ist er bisher nicht zu finden gewesen.

Von neuem behandelt dann Clossius diese Frage, als er sich am 28. Februar 1836 an das Conseil mit der Bitte wendet, ihm einen längeren Urlaub zu einer Reise nach Deutschland zu erwirken. Seine persönlichen Angelegenheiten, vor allem aber seine wissenschaftlichen Studien fordern diese Reise. Er schreibt:

„In dem Bericht über meine wissenschaftlichen Beschäftigungen des Jahres 1834 habe ich den Plan eines Werkes näher auseinandergesetzt, welches ich unter dem Titel „Iter rossicum“ in 3 Bänden herauszugeben beabsichtige und welches eine Geschichte der Bibliotheken des Reichs seit den ältesten Zeiten, zunächst aber eine Uebersicht alles dessen enthalten soll, was Russland an classischen handschriftlichen Ueberresten in griechischer und römischer Sprache oder an sonstigen classischen Denkmälern entweder besessen hat oder noch besitzt. Die erste Idee zu dieser Arbeit fasste ich auf einer Reise, welche mir im Jahre 1827 von Sr. Kaiserlichen Majestät zur Untersuchung der Synodalbibliothek und der Clöster der Moskwaschen Eparchie allergnädigst zu machen vergönnt ward, und womit S. Eminenz der Herr Metropolit Seraphim von Nowgorod und St. Petersburg die gleiche Erlaubniss für die berühmte Sophienkathedrale in Nowgorod und die Clöster dieser Eparchie verbanden; und wird dieses Werk in Verbindung mit der unter den hohen Auspicien Sr. Excellenz unsers Herrn Ministers seit dem Jahre 1829 von dem Collegien-assessor Paul Michailow Stroew begonnenen archäographischen Reise die Uebersicht alles dessen vollenden, was Russland überhaupt an handschriftlichen alten Denkmälern darbietet.

1) Conversations-Lexicon der neusten Zeit. Leipzig. Brockhaus. I (1832), 456. Cfr. Шмурло, Митрополитъ Евгеній. (1888) S. LXXXI.

2) Барсуковъ, Жизнь и труды Строева. С.-Пб. 1878. S. 163, 185, 235.

3) Bluhme, Iter italicum. 4 Bde. 1824 ff.

Zur völligen Beendigung dieser Arbeit aber, für die ich nun schon seit Jahren theils durch spätere Reisen, namentlich nach Kiew, theils durch eine ausgebreitete Correspondenz Materialien sammle, bedarf ich noch der Durchsicht vieler alter Druckwerke, welche sich weder in Dorpat, noch vielfacher Nachfragen ungeachtet in St. Petersburg befinden, so dass ich zu diesem Zweck noch mehrere grosse Bibliotheken Deutschlands zu bereisen wünschte; ebenso kann ich für die Herausgabe in unseren hiesigen Provinzen keinen Verleger finden, wohl aber, nach persönlichen Besprechungen, in Deutschland, wo Alles, was die Kunde von Russland betrifft, das grösste Interesse erregt.“

Der Urlaub wurde Clossius von Mitte Mai bis Ende August 1836 bewilligt. Eine Verlängerung, um die er bat, konnte ihm die Universität nicht zugestehen. Er hatte sie gewünscht, um Bibliotheken im russisch-polnischen Gebiet zu bereisen, in welchem er durch Correspondenz für seine Zwecke bisher fast gar nichts ausgerichtet hatte.

Ueber den Erfolg der Reise giebt am Ende des Jahres, am 25. December 1836, Clossius ausführlich Rechenschaft. Es ist sein letzter Jahresbericht an die Universität Dorpat. Wir erhalten hier zugleich ein Bild seiner vielseitigen wissenschaftlichen Thätigkeit, die, entsprechend seiner Stellung an der Universität Dorpat, vor allem die Vermittlung zwischen der gelehrten Welt von Ost und West anstrebt. Er habe, so führt er aus, es auch in diesem Jahr fortgesetzt, dem Geh. Justizrath Biener in Dresden Materialien über die *Kormtschaja kniga*, das grusinische und armenische Recht zu schicken für dessen Literärgeschichte des byzantinischen Rechts und anderer verwandter Rechte¹⁾. Den Herausgeber des Chronisten Lambert von Aschaffenburg, Hesse, habe er aufgefordert, für das ministerielle Journal zu einem Aufsatz über die bestrittene Stelle Lamberts, dass 973 russische Gesandte zu Kaiser Otto I. nach Quedlinburg gekommen seien. Der Aufsatz ist versprochen²⁾. Mit den berühmten slavischen Gelehrten Hanka, Schaffarik und Palazky in Prag, und Kopitar in Wien wurden Wege verabredet, um schneller und sicherer die literarischen Erscheinungen von Russland nach Oestreich und umgekehrt erhalten zu können. Mit dem Archivar Lappenberg in Hamburg trat er in Beziehung, durch ihn soll die Dorpater Bibliothek die wichtigen Publicationen der englischen Record-Commission erhalten³⁾. An den Philologen Welcker in Bonn sandte er für dessen Rheinisches Museum Proben griechischer anecdota aus der Mosk. Synodabibliothek ab⁴⁾. Mit einem Lehrbuch des Römischen Rechts für Russland und seinem *iter rossicum* (über beide berichtete er schon 1834) hat er sich zu beschäftigen fortgefahren. Von letzterem wird 1837 Band I erscheinen. Auf der wissenschaftlichen Reise war sein Hauptzweck, für das *iter rossicum* die Bibliotheken zu untersuchen, weswegen ihm auch der Urlaub Allerhöchst bewilligt ward. — Am 15. Mai 1836 reiste er von Dorpat ab und kam am 4. September wieder hier an. In dieser kurzen Zeit hielt er sich an folgenden Orten auf: Lübeck, Kiel, Hamburg, Hannover, Bückeburg, Detmold, Pyrmont, Höxter, Arolsen, Cassel, Marburg, Giessen, Frankfurt, Darmstadt, Heidelberg, Stuttgart, Tübingen, St. Gallen, Appenzell, wieder Stuttgart, Nürnberg, Leipzig, Dresden, Teplitz, Carlsbad, Prag, Wien, Olmütz, Nikolsburg, Krakau, Warschau, Byalostok, Grodno, Wilna, Riga.

1) Ein solches Werk ist nicht erschienen. Ueber die Beziehungen zwischen Clossius und Biener, ihre Verhandlungen über die *Kormtschaja kniga* siehe A. Энгельманъ, *Объ ученой обработкѣ греко-римскаго права.* (1857). S. 26, 29.

2) Aber nicht erschienen.

3) Was auch geschehen ist: im Jahre 1838 wurden der Bibliothek mehrere Bände als Geschenk des englischen Parlaments zugestellt, cfr. *Bibl. Dorp. Acc.* 2015 ff.

4) *Rhein. Mus.* (1836) Bd. 5, 331 giebt ein kleines Anecdoton ex *Cod. Mosquensi fabularum Aesopi*, welches una cum vita Aesopi inedita variisque excerptis humanissime transmisit Clossius. Diese Excerpte sind aber nicht abgedruckt.

In Leipzig verschaffte er sich einen Verleger für die Schrift. Im Uebrigen wurden von ihm die Bibliotheken der genannten Orte sorgfältig untersucht, Gelehrte aufgesucht, und nach Orten, wo er nicht hinkam, eine Correspondenz eingeleitet, wozu nur die Nächte verwandt werden konnten, so dass unter seinen vielen Reisen diese die anstrengendste gewesen ist, welche er je unternommen hat. Das Einzelne lässt sich unmöglich genau angeben, aber er hatte sich vor seiner Reise folgenden Plan gemacht und ausgeführt:

- 1) auf Bogen wurden alle diejenigen Gegenstände notirt, wo er den Rath anderer Gelehrten einholen wollte;
- 2) ebenso alle diejenigen Werke, welche er hier nicht erhalten konnte, wo ihm besonders die Bibliotheken zu Hamburg, Cassel, Darmstadt, Stuttgart, Leipzig, Dresden, Prag, Wien, Krakau sehr nützlich wurden;
- 3) knüpfte er bei seiner Durchreise durch die altpolnischen Gouvernements persönliche Bekanntschaft mit hochgestellten katholischen Geistlichen an, da es ihm bisher nicht recht gelingen wollte, auf brieflichem Wege Nachrichten über die katholischen Closterbibliotheken zu erhalten.“

Es sind dies die ausführlichen Mittheilungen über sein Werk, die von Clossius selbst vorliegen. Man erkennt den hohen Werth, den das Unternehmen gewinnen konnte, namentlich wenn es sich, wie Clossius andeutet, mit den grossen Untersuchungen von Strojew berühren sollte. Die Arbeit war jedenfalls bereits weit gefördert worden, da Clossius sich schon mit einem Verleger ins Einvernehmen gesetzt hatte und im nächsten Jahre 1837 den ersten Band erscheinen zu lassen hoffte. Dem entspricht, wenn es im Jahresbericht der Universität Dorpat für das Jahr 1836 heisst: ¹⁾ „Prof. Clossius arbeitet am *Iter rossicum*, von dem in diesem Jahr der erste Band erscheinen wird“, d. h. im Jahr 1837, in welchem der Bericht für das vorhergehende Jahr abgestattet wurde.

Bevor aber das Werk soweit gedieh, verliess im Februar 1837 Clossius Dorpat. Aus Rücksicht auf seine Gesundheit, sagt er in seinem Abschiedsgesuch, welche dringend ein milderes Klima erheische, folge er einem Ruf an die Universität Giessen. Hier aber ist er bereits nach einem Jahr, am 10. Februar 1838, aus dem Leben geschieden. Von seinem *Iter rossicum* war bei seinem Tode noch nichts ans Licht getreten.

Seine Zeitgenossen, die von seinen Arbeiten Kenntniss hatten, haben das lebhaft bedauert. So schreibt sein Dorpater College F. G. v. Bunge in einer biographischen Skizze über Clossius, die er in der Zeitschrift *Inland* 1839 pag. 19 erscheinen liess: Clossius hätte grosse Reisen durch die russischen Bibliotheken unternommen. „Leider ist es ihm von der Vorsehung nicht vergönnt gewesen, die Resultate dieser Forschungen der gelehrten Welt in dem von ihm grossartig angelegten „*Iter rossicum*“ vorzulegen. Ein überaus reiches Material hatte er dazu gesammelt, indem namentlich sein Briefwechsel innerhalb des Russischen Reiches vorzugsweise diesem Zwecke gewidmet war, und er sich besonders von Seiten der höheren Geistlichkeit, sowie von Schulmännern der zuvorkommendsten und gefälligsten Unterstützung in dieser Beziehung zu erfreuen hatte. Durch diese wurden ihm, ausser vollständigen Notizen zur kirchlichen Statistik Russlands, die ausführlichsten Nachrichten über sämtliche öffentliche und die bedeutenderen Privatbibliotheken, auch in den entferntesten Theilen des Reichs, sowie von Civilbeamten über die wichtigsten Archive bereitwilligst ertheilt. Allein nur einen verhältnissmässig geringen Theil des beabsichtigten Werkes hatte er bei seinem Abgange von Dorpat bearbeitet und für den Druck

¹⁾ Acte: Generalberichte 1836, fol. 20.

Clossius hinweist.“ — In Leipzig, wo das *Iter rossicum* erscheinen sollte, ist in der Universitäts-Bibliothek nichts Handschriftliches von Clossius. Dessen Werk „Hermeneutik des römischen Rechts“ erschien 1829 in Riga und Dorpat, aber auch in Leipzig bei Barth. Auf eine Anfrage durch Oberbibliothekar O. v. Gebhardt bei dieser Buchhandlung erfolgte die Antwort, dass sich heute keine Correspondenzen finden lassen über Werke von Clossius, auch in einem alten Copirbuch der Firma, das die dreissiger Jahre umfasst, komme der Name Clossius nicht vor. Auch Herr Prof. R. Foerster-Breslau schreibt mir, er habe über den Verbleib des *Iter rossicum* keine Kunde.

So ist diese grosse Sammlung bis jetzt verschollen. Ein werthvolles bibliographisches Hilfsmittel ist damit der Forschung verloren gegangen, das, wenn es vor sechzig Jahren der Oeffentlichkeit übergeben wäre, historische wie literarische Studien wirksam hätte fördern können.

Auch für eine in der letzten Zeit in der russischen wissenschaftlichen Welt viel erörterte Frage ist es zu beklagen, dass Clossius' *Iter rossicum* nicht vorliegt, für die Frage nach der Bibliothek des Zaren Iwan des Schrecklichen¹⁾.

Wesentlich zwei Quellen geben uns Nachricht über diese Bibliothek, und beide stehen, ähnlich wie die Studien von Clossius, in Verbindung mit Dorpat.

Zunächst die ausführliche Mittheilung in der Chronik des Franz Nyenstede. Dieser erhielt seine Nachrichten in Dorpat. Der 1565 nach Russland ins Exil geführte Dorpater Prediger Wettermann hatte in Moskau Bücher aus der zarischen Bibliothek in Händen gehabt. Die Zuverlässigkeit der Chronik des Nyenstede ist in jüngster Zeit in Zweifel gezogen. Wir meinen, ohne hinreichenden Grund. Nyenstede berichtet, was er selbst für wahr hält. Der unternehmende Kaufmann war durch seine wiederholten Reisen in den Osten über russische Verhältnisse wohl unterrichtet. Speciell seine Erzählung über die moskausche Bibliothek ist durch eine grosse Anzahl namentlich genannter russischer und deutscher Zeugen gestützt, die, wie bereits mehrfach gezeigt worden ist, durch zahlreiche Belege, die noch vermehrt werden könnten, als zeitgenössisch nachzuweisen sind. Sodann lässt sich darthun, dass Pastor Wettermann aus Russland wieder nach Dorpat zurückgekehrt und vor dem grossen Blutbade hier 1570 gestorben ist²⁾. Nyenstede, der 1571 aus Dorpat nach Riga fortzog, kann also, wie er sagt, seine Nachrichten sehr wohl Wettermann direct verdanken.

Ist somit die Erzählung Nyenstede's an sich nicht zu beanstanden, so darf ihr freilich andererseits nicht mehr entnommen werden, als ihr Verfasser hat sagen wollen. Die Originalhandschrift der Chronik Nyenstede's soll im vorigen Jahrhundert verschwunden sein. Wir besitzen nur zahlreiche Abschriften, die, z. Th. vielleicht in Folge wiederholter Uebearbeitung durch den Verfasser, nicht unwesentlich von einander abweichen. Der Abdruck in den *Mon. Livon. antiq.* II befriedigt wissenschaftlich nicht. Man hat aus einigen Handschriften folgern wollen, die Bibliothek habe in oder an dem Gemach des Zaren gelegen³⁾, und die locale Untersuchung ist von dieser Voraussetzung beeinflusst worden. Diese Annahme erscheint nicht haltbar. Die besseren Handschriften lesen an der betreffenden Stelle: „Es hat der Muscowieter eine statliche lieberei in der Muscau in hebraischer, grichscher und lateinscher sprache unter drei gewelbe in

1) Cfr. hierüber das werthvolle Werk von Лихачевъ, Библиотека и архивъ Московскихъ Государей въ XVI столѣтн. С.-Пб. 1894.

2) Jahresbericht der Felliner litterarischen Gesellschaft 1889, 62.

3) Riga, Stadtbibliothek. Abschrift Brotze 51: unter zwei gewölben in seinem gemache vermauret, und wie ein köstlicher schatz verwahrt.

einem steinern gemache vormauret, wie einen köstlichen schatz bewahret.“ Der Zar liess die Liberei aufbrechen, in Gegenwart der Deutschen durch seine Beamten etliche Bücher „hervorlangen“, und sie Wettermann zur Prüfung in die Hand geben. Es ist nicht sicher, ob dieser und seine Genossen selbst in den Räumen der Bibliothek gewesen sind. Ueber Ort und Beschaffenheit dieser Bibliotheksräume ist den Erzählungen Nyenstede's Zuverlässiges nicht zu entnehmen.

Die andere Hauptquelle für die Nachrichten über die zarische Bibliothek ist der sogen. Anonymus Dabelowii. Der Dorpater Jurist Dabelow hielt in den Jahren 1820 und 1821 an der Universität Vorlesungen über livländisches Recht. Dazu hatte er handschriftliche Materialien herangezogen, und ihm waren Sammlungen zugeschickt worden, die er, da er sie aus Pernau wollte erhalten haben, als *Collectanea Pernoviensia* bezeichnete. In diesen habe er ein altes Verzeichniss gefunden, welches eine Anzahl lateinischer und griechischer Handschriften aufzählte, die zur Bibliothek Iwans des Schrecklichen gehört hätten.

Die erste Nachricht bereits, die Dabelow hierüber 1822 veröffentlichte, erregte nicht geringes Aufsehen. Als Clossius 1824 nach Dorpat kam, wollte auch er Genaueres erfahren. Aber das betreffende Verzeichniss war nicht mehr in Dorpat. In Briefen an Köppen in Petersburg, aus welchen mir Kunik freundlichst Mittheilung macht, schreibt Clossius am 20. Januar 1826, er hoffe bis zum März „doch endlich das Actenstück aus Pernau zu erhalten“. Aber am 25. August 1826 muss er gestehen: „Mein Versprechen Ihnen das Verzeichniss der Bibliothek des Grossfürsten Iwan Wassiliowitsch zu schicken, kann ich immer noch nicht erfüllen, da dasselbe bis jetzt leider nicht mehr in Pernau gefunden wird, und am Ende Dabelow jetzt selbst zweifelt, ob er es auch daher erhalten hat. Ich werde aber nicht müde werden, weiter nachzuforschen.“ Dabelow ist 1830 gestorben, ohne die Frage nach den *Collect. Pernov.* aufgeklärt zu haben. Da ist dann Clossius, der der Mittheilung von Dabelow immer, so im Programm von 1827, vorsichtig kritisch gegenüberstand, im Jahre 1834 noch einmal ausführlich auf dieses Thema zurückgekommen. Sein Aufsatz in den *Dorpater Jahrbüchern* III, 289 ist weitaus das Beste, was damals über diesen Gegenstand geschrieben worden ist. Wenn auch in schonender Weise, so spricht Clossius hier Dabelow von Oberflächlichkeit nicht frei, hält eine Verwechslung für möglich, will dagegen Dabelows Wahrhaftigkeit nicht angetastet sehen. Clossius hat 1834 die Zuverlässigkeit der Nachricht des durch Dabelow ans Licht geförderten Anonymus für wahrscheinlich gehalten. — Da im *Iter rossicum* die Geschichte sämtlicher russischer Bibliotheken seit der ältesten Zeit dargestellt werden sollte, so hat Clossius sicher dort auch über die Bibliothek des Zaren Iwan des Schrecklichen gehandelt. Es wäre von grossem Interesse, hier nochmals seine Meinung über diese bereits damals controverse Frage zu hören. So ist es auch für die Forschung nach der alten Zarenbibliothek ein empfindlicher Verlust, dass wir das *Iter rossicum* nicht mehr haben. Die *Collectanea Pernoviensia* haben sich trotz eifrigen Suchens bis heute nicht finden lassen.

D. 10. Mai 1897.



Das herzogliche Archiv in Mitau.

Von H. Diederichs¹⁾.

Das herzogliche Archiv hat mannigfache Schicksale gehabt und viele Wechselfälle erfahren. Als der letzte Meister des deutschen Ordens, Gotthard Kettler, 1562 Herzog von Kurland und Semgallen geworden war und seinen Sitz im Schloss zu Mitau genommen hatte, brachte er hierher auch das Ordensarchiv. Schon 1621 führte Gustav Adolf von Schweden, als er zur Zeit Herzog Friedrichs Schloss und Stadt Mitau einnahm, das gesammte Archiv fort. Durch den Frieden zu Stumsdorf 1635 kam zwar das eigentlich herzogliche Archiv wieder nach Mitau zurück, das Ordensarchiv aber blieb in Stockholm, wo es 1860 durch Baron R. von Toll und den baltischen Historiker C. Schirren wieder gefunden wurde. 1658, als Herzog Jacob von dem schwedischen General Douglas in seinem Schlosse zu Mitau überfallen und als Gefangener zunächst nach Riga fortgeführt wurde, ward auch das Archiv des Herzogs dorthin von den Schweden weggeführt; erst 1661, nach dem Frieden von Oliva, erhielt es der Herzog wieder zurück. Gleich bei Beginn des nordischen Krieges im Juli 1701 wurde das herzogliche Archiv, sowie die Bibliothek von den Schweden nach Riga fortgeführt, wo beide längere Zeit verblieben sind. Gleich nach der Capitulation Rigas 1710 erhielt der junge Herzog Friedrich Wilhelm von Peter dem Grossen das Zugeständniss, von dem herzoglichen Archiv wieder Besitz nehmen zu dürfen. Der Herzog sandte auch seinen Geheimrath G. Th. Lau nach Riga, um das Archiv in Empfang zu nehmen, und beauftragte zwei seiner Beamten mit der Aufnahme und Ueberführung desselben. Da aber der junge Herzog schon 1711 im Januar starb, so blieb das Archiv in Riga. Erst Ernst Johann Biron setzte es nach seiner Erwählung zum Herzog von Kurland 1738 durch, dass das Archiv nach Mitau zurückgeliefert wurde; es gelang ihm auch, verschiedene bis dahin in Stockholm zurückbehaltene Actenstücke zurückzuerhalten. Nachdem das Archiv dann fast 25 Jahre in der Gerichtsstube in der Palaisstrasse untergebracht worden war, wurde es am 17. August 1772 in das neue eben vollendete Schloss übergeführt. Kaum hier untergebracht, wurde es von einem schweren Unfall betroffen. 1776 sollte die bisherige Schlosskapelle in Wohnzimmer verwandelt werden, sie stürzte dabei ein auf den unter ihr befindlichen Archivraum, dieser brach ebenfalls zusammen und die Papiere fielen grösstentheils in den Keller, wurden von den dort befindlichen Flinten aufgespiesst und geriethen in die grösste Unordnung. Ehe sie wieder in die alte Ordnung gebracht werden konnten, wurde das Archiv von einem neuen Unfall betroffen. Am 22. December 1788 entstand ein grosser Brand im Schlosse, der durch den Mangel an Wasser bei der damals herrschenden strengen Kälte sehr gefährlich zu werden drohte. Das Archiv wurde durch die Fenster auf den Schlossplatz hinausgeworfen, dabei ging durch Feuer, Wasser und Unachtsamkeit Vieles verloren, so eine Menge alter päpstlicher Bullen. Die Papiere wurden dann in grosser Eile in Kisten gepackt und nach der Academie, dem jetzigen

¹⁾ Die folgenden Mittheilungen sind Actenstücken des Archivs der kurländischen Ritterschaft, des kurländischen Provinzialmuseums, des kurländischen Kameralhofes, sowie den kurländischen Landtagsacten entnommen; einige Nachrichten entstammen auch dem herzoglichen Archiv selbst.

Gymnasium, in der Palaisstrasse geschafft. Unterwegs zerbrachen mehrere Kisten und die Papiere fielen auf die Strasse, wo sie dann der Pöbel aufhob und zerstreute. Als Herzog Peter 1795 der Regierung entsagte und Kurland verliess, nahm er einen Theil des Archivs, namentlich alle auf seine Regierungszeit und seine Politik sich beziehenden Schriftstücke, mit sich fort; diese Papiere wurden dann später nach Sagan gebracht, wo sie sich noch jetzt befinden. Daraus erklärt es sich, dass im herzoglichen Archiv zu Mitau fast gar keine Actenstücke politischen Inhalts aus den letzten Zeiten Ernst Johanns und aus der Regierungszeit Herzog Peters vorhanden sind.

Hatte das Archiv schon bisher vielfach unter der Ungunst des Geschickes zu leiden gehabt, so erfuhr es 1797 die schwerste Schädigung. Durch einen Senatsukas vom 30. October d. J. wurde nämlich die Trennung des bisherigen herzoglichen Archivs in drei Theile angeordnet: alle Papiere judiciären Inhalts sollten dem Oberhofgerichte zugewiesen, alle auf Domänen und Finanzangelegenheiten sich beziehenden Schriftstücke dem Kameralhof übergeben werden, der Rest endlich bei der Gouvernementsregierung verbleiben. Zur Ausführung dieser Anordnung wurde vom Oberhofgerichte der Kanzler Baron Lüdinghausen-Wolff, von der Gouvernementsregierung der Rath Adam von Koschkull, vom Kameralhof endlich der Assessor von Heyking delegirt. Auf Heykings Antrag wurde ihm ein Kameralhofsbeamter zur Anfertigung der Registratur zugewiesen. In grösster Eile und Unordnung wurde dann die Theilung im Laufe einiger Wochen durchgeführt. Die Sache musste deshalb so rasch erledigt werden, weil ein Theil der Archivzimmer für die Kronsrente eingeräumt werden sollte. Die Kanzleibeamten, denen hauptsächlich die Sortirung und Vertheilung oblag, verfahren dabei ohne jede Sachkenntniss und hatten nur das Bestreben, ihre Aufgabe möglichst bald zu erledigen. So kam es z. B., dass die meisten der auf die Kolonien Kurlands am Gambia und auf der Insel Tabago sich beziehenden Schriftstücke dem Kameralhof übergeben wurden, weil die Kolonien als Domänen (!) angesehen wurden. So ist denn 1797 das alte herzogliche Archiv in seinem Bestande aufgelöst und nur ein Theil, wenn auch der grösste, bei der Gouvernementsregierung verblieben. Das traurigste Schicksal hatten die an den Kameralhof gelangten Papiere. Der grösste Theil von ihnen wurde vor mehr als 20 Jahren pudweise als unnütze Makulatur an Juden verkauft. Manches ist davon in die Hände von Privatpersonen gelangt und so gerettet worden, das Meiste aber ist unwiederbringlich verloren. Der Theil des herzoglichen Archivs, welcher der Gouvernementsregierung zugewiesen war, befand sich jahrelang in der traurigsten Verfassung; theils in riesige Bündel mit Stricken zusammengeschnürt, theils in grossen Haufen lose auf einander geschichtet, waren die Papiere der Zerstörung und Verschleppung schutzlos preisgegeben. Unterbeamte und Ministeriale, häufig auch andere Personen, benutzten die Papierconvolute zu Sitzen, verbrauchten einzelne Papiere zum Einwickeln oder zum Feueranzünden, silberne Siegelkapseln wurden vielfach von den Urkunden abgeschnitten, als Curiosität mitgenommen oder den Kindern zum Spielen gegeben. Bei der grossen Hast, mit welcher die Theilung des Archivs 1797 vorgenommen worden war, war die alte Ordnung völlig vernichtet, Papiere aus den verschiedensten Jahrhunderten waren in wirrer Unordnung zusammengebunden. An eine Benutzung und wissenschaftliche Verwerthung des Archivs war unter diesen Umständen nicht zu denken; so hat denn auch Cruse seine Geschichte Kurlands unter den Herzögen ohne Benutzung des herzoglichen Archivs geschrieben. In den 30er und 40er Jahren dieses Jahrhunderts hat dann der damalige Regierungsarchivar J. G. Zigra Einzelnes aus der wüsten Masse herausgegriffen und bekannt gemacht, ebenso der spätere Archivar J. H. Woldemar. Der kurländischen Ritterschaft gebührt das Verdienst, zuerst den Gedanken an eine Sichtung und Ordnung des Archivs gefasst zu haben. 1840 wurde das Ritterschaftscomité vom Landtage instruirt, die nöthigen Schritte zu thun, um eine Ordnung und

Benutzung des herzoglichen Archivs zu ermöglichen. Auf dem nächsten Landtage 1845 wurden zu diesem Zwecke 300 Rbl. bewilligt und der Gouvernementsschulendirektor a. D. J. D. Braunschweig darauf vom Ritterschaftscomité beauftragt, die Ordnung und Registrirung des Archivs auszuführen. Bis zum Jahre 1848 waren 200 Rubel ausgegeben worden, ohne dass die Ordnung wesentlich gefördert worden wäre, und Braunschweig verlangte für die Durchführung der Arbeit, bei der er mehrerer Gehilfen zu bedürfen erklärte, die Bewilligung einer bedeutenden Geldsumme auf mehrere Jahre. Der Landtag liess die Sache in Folge dessen bis auf weiteres ruhen. Aber schon 1851 wurde die Frage der Ordnung des Archivs von dem um die Geschichte Kurlands wohlverdienten Kreismarschall Otto von Mirbach wieder angeregt. Unter dankbarer Zustimmung des Landtages erklärte er sich bereit, die Ordnung des Archivs in Angriff zu nehmen; er sollte dabei von dem damaligen Ritterschaftsarchivar Friedrich von Sacken unterstützt werden. Aber Kränklichkeit und Alter liessen Mirbach nicht zur Ausführung seiner Absicht kommen und der Ritterschaftsarchivar war durch amtliche Beschäftigungen zu sehr in Anspruch genommen, um sich der Ordnung des herzoglichen Archivs widmen zu können. Im Jahre 1857 beschloss daher der Landtag, es solle von der Ritterschaft eine Persönlichkeit aus ihrer Mitte gewählt werden, die es übernehme, endlich ernstlich die Ordnung des herzoglichen Archivs durchzuführen. Die Wahl fiel auf den damaligen Kronsschiedsrichter Baron Alfons von Heyking, der ohne jede Remuneration es übernahm, seine freie Zeit der Ordnung des Archivs zu widmen. Da Baron Heyking bald darauf Regierungsassessor wurde, konnte er um so leichter sich an die Ausführung der ihm gestellten Aufgabe machen. Durch ihn ist zuerst wieder Ordnung in die wüsten Papiermassen gebracht worden; die grossen Ballen wurden aufgeschnürt, die Actenstücke wenigstens nach den verschiedenen Jahrhunderten zusammengelegt, endlich weiterer Verschleppung und Zerstörung des Archivs dadurch ein Ziel gesetzt, dass vier grosse verschliessbare Schränke auf Kosten der Ritterschaft angeschafft wurden, in welchem das gesammte Archiv untergebracht wurde. Dadurch war es nun vor dem Untergange gesichert und Baron von Heyking kann mit vollem Rechte als Retter des herzoglichen Archivs bezeichnet werden. Er begann sodann die genauere Ordnung und Registrirung der Schriftstücke aus der Regierungszeit Herzog Jacobs und führte diese bis zu einem gewissen Grade auch durch; über die Resultate seiner Arbeit hat er mehrfach in den Sitzungen der Gesellschaft für Literatur und Kunst berichtet. Als Baron Alfons von Heyking eine andere, seine Zeit völlig in Anspruch nehmende Berufsstellung übernahm, musste die weitere Ordnung des Archivs zunächst wieder ruhen. Im November 1865 wandte sich darauf die Gesellschaft für Literatur und Kunst in Folge einer Anregung Baron Heykings, der damals ihr Präsident war, an die kurländische Gouvernementsregierung mit der Bitte, das herzogliche Archiv der Gesellschaft zur Aufbewahrung zu übergeben, damit die Ordnung und Registrirung desselben von ihr weiter und zu Ende geführt werden könne. Da in der Gouvernementsregierung keine Einigung in Bezug auf die Erfüllung dieser Bitte erzielt wurde, so ging die Sache zur Entscheidung an den Minister des Innern. Der Minister, damals Walujew, gewährte der kurländischen Gesellschaft für Literatur und Kunst das Recht, das Archiv zu ordnen, ohne sich über die Uebergabe desselben bestimmt auszusprechen. In Folge dessen ruhte die Weiterordnung noch einige Zeit, bis es der Gesellschaft für Literatur und Kunst im Jahre 1872 gelang, in der Person des Cand. hist. Theodor Schiemann eine geeignete fachmännische Kraft zur Weiterführung der Arbeit zu gewinnen. Die Gesellschaft gewährte die dazu erforderlichen Mittel sowie das Honorar für Schiemann, es wurde ein fünfter Schrank angeschafft und mehrere Jahre von dem genannten Historiker der Arbeit gewidmet. Als Schiemann im Juni 1875 Mitau verliess, um die Stelle eines Oberlehrers der Geschichte in Fellin zu übernehmen, war die Ordnung und Registrirung des Archivs bis zum Tode Herzog Jacobs 1681

beendet. Nun galt es, das so weit geführte Werk der Ordnung auch zu Ende zu bringen. Da die beschränkten Mittel der Gesellschaft für Literatur und Kunst dafür nicht ausreichten, trat 1881 auf Antrag des damaligen Präsidenten der Gesellschaft, Baron Eduards von der Brüggen, die Ritterschaft ein und gewährte in liberalster Weise die zur Vollendung der Arbeit erforderlichen Mittel. Dr. Th. Schiemann hat dann während zweier Sommermonate 1881 in angestrebter Arbeit die Ordnung und Registrirung des Archivs zu Ende geführt. Natürlich ist die Ordnung nur im Grossen und Ganzen durchgeführt, im Einzelnen bleibt noch viel zu thun übrig, aber man weiss jetzt doch, was im herzoglichen Archiv vorhanden und zu finden ist. Auf den Inhalt und den Bestand des Archivs genauer einzugehen, erscheint überflüssig, da Dr. Schiemann in seinem Buche: „Historische Darstellungen und archivalische Studien“ darüber eingehende Auskunft giebt. Seitdem es geordnet worden, ist das herzogliche Archiv von in- und ausländischen Forschern vielfach zu historischen Arbeiten benutzt worden, so von Dr. Schiemann selbst, Ernst und August Seraphim, H. Diederichs, von dem polnischen Historiker Kantecki, dem schwedischen Geschichtsforscher Per Sondén u. A. Das Archiv ist für die Provinzialgeschichte Kurlands von hohem Werthe, dagegen für die Geschichte des russischen Reiches von nur geringer Bedeutung, selbst die zahlreichen Schriftstücke aus der Zeit des nordischen Krieges beziehen sich fast alle auf Kurland und die nächste Umgebung. Aus der vorstehenden Darlegung ergibt sich als unbestreitbare Thatsache, dass alles, was bisher für die Erhaltung und Ordnung des herzoglichen Archivs geschehen ist, ausschliesslich das Werk der kurländischen Ritterschaft und der kurländischen Gesellschaft für Literatur und Kunst ist.



Die lettischen Burgberge.

Von Dr. A. Bielenstein, Pastor zu Doblen (Kurland).

Seit reichlich hundert Jahren haben die Burgberge der baltischen Provinzen das Interesse der Gebildeten und Gelehrten des Landes auf sich gezogen. Der vielseitige livländische Pastor A. W. Hupel († 1819) hat in den Miscellaneen zu seinen mannigfaltigen topographischen Studien und Veröffentlichungen auch genaue Beschreibungen von solchen altheidnischen Befestigungen geliefert. Später ist es namentlich die kurländische Gesellschaft für Literatur und Kunst gewesen, welche schon in der ersten Periode ihres Bestehens, im zweiten Jahrzehend unseres Jahrhunderts, Berichte über kurländische und littauische Burgberge gegeben hat. Nach der Mitte unseres Jahrhunderts war es der verdienstvolle langjährige Secretär dieser Gesellschaft, J. Döring zu Mitau, welcher unermüdlich Fahrten und Studien gemacht hat, um historische, in unseren Chroniken erwähnte Burgberge mit heute noch nachzuweisenden Oertlichkeiten zu identificiren. In derselben Zeit, seit ca. 1850, hatte ich selbst das Glück, durch meinen werthen Freund, den Pastor, nachmals Propst A. von Raison zu Gross-Autz, zu Forschungen auf dem Gebiet der heimathlichen Landeskunde und Geschichte angeregt zu werden. Wir machten viele Fahrten gemeinsam durchs Land, suchten Heidengräber und Burgberge, gruben in der Erde und liessen uns vom Volk erzählen. Mir selbst erschien die Sache allmählich so wichtig, dass ich sie mein Leben hindurch nicht aus dem Auge gelassen habe, und mein Werk über die „Grenzen des lettischen Volkes“ hat sein Fundament eigentlich in meinen Burgbergstudien gefunden. Wenn ich noch hinzufüge, dass in späterer Zeit der Professor der Anatomie Dr. L. Stieda, damals zu Dorpat, jetzt zu Königsberg, der Professor der Linguistik Dr. A. Bezzenberger zu Königsberg, neben ihren andern grossen wissenschaftlichen Aufgaben auf ihren Reisen durch unsere Provinzen, theils allein, theils mit mir, zur Ermittlung und zum Verständniss unserer Burgberge viel beigetragen, und dass endlich Herr K. von Löwis of Menar zu Riga das grosse Verdienst sich erworben, Livland in derselben Hinsicht zu untersuchen und eine Burgbergkarte für die Ostseeprovinzen zusammenzustellen, so mag dieses hier für die Geschichte der Burgbergforschung genügen.

Bei einer Betrachtung der lettischen Burgberge haben wir vier Punkte ins Auge zu fassen, nämlich ihre Bedeutung:

- I. für die Archäologie,
- II. für die damalige Kriegführung,
- III. für die social-politischen Verhältnisse.
- IV. Sodann ist die Frage zu beantworten, ob die verschiedenen Nationalitäten im Lande ihre Befestigungen verschiedenartig angelegt haben.

I.

Die Bedeutung unserer Burgberge für die Archäologie liegt der hohen Versammlung, zu welcher zu reden ich die Ehre habe, am nächsten. Sind doch die Männer der archäologischen Wissenschaft aus unserem ganzen grossen Reiche hier zusammengeströmt, um sich gerade mit der Urzeit des baltischen Landes näher bekannt zu machen. Unsere archäologische Ausstellung in



der grossen Gilde zeigt den reichen Schatz baltischer Gräberfunde, und eine Oeffnung uralter Heidengräber im Herzen Livlands veranschaulicht uns in diesen Tagen das Quellenmaterial, auf welchem zu einem grossen Theil die archäologische Wissenschaft sich aufbaut. Das Correlat zu den Gräbern jener Zeit sind die Burgen jener Zeit. Die Todten, die in jenen Gräbern mit ihren Waffen und mit ihrem Schmuck ruhen, haben auf den Burgbergen gehaust, nachdem sie die tiefen Gräben gegraben und die hohen Wälle aufgeschüttet. Sie haben diese Burgen bekämpft und vertheidigt und ob sie nun im Kampfe gefallen, oder ob sie durch Krankheiten hingerafft waren, sie sind in der Nähe ihrer Wohnstätten in den Sand gebettet, und die Ueberlebenden haben ihnen den Hügel aufgehäuft und oft mit Steinen umfriedigt. Finden wir doch gerade in der Nähe der Burgberge Gräberfelder, z. B. bei Zabeln und Kandau in Kurland, Ascheraden und Kremon in Livland und sonst noch sehr oft.

Die Archäologen erforschen die alte Zeit. Die Heidengräber und die Burgberge, beides zusammen ist das Aelteste, was wir als ein Zeugniss der Geschichte im Lande haben. Rimbert in der Biographie des heiligen Anskarius berichtet von einem Kriegszug der Schweden unter König Olaf vom Jahre 853, wie diese die Stadt und Burg der Kuren Apulia bekämpft und erobert hätten. Apulia ist in der Nähe von Schoden (Gouvernement Kowno) unweit der kurländischen Grenze aufgefunden worden und zeigt noch heute den Typus lettischer, littauischer und altpreussischer Burgberge. Es ist wohl die allererste Burg unseres Ländergebiets, welche in einer Chronik erwähnt und deren Alter in dieser Art beglaubigt ist. Vierhundert Jahre jünger sind die zahlreichen Zeugnisse der baltischen Chroniken und Urkunden über die castra der Eingeborenen. Dieselben werden schon damals zuweilen als von ihren Insassen verlassen bezeichnet, aber niemals wird irgendwo erwähnt, dass in historischer Zeit eine solche Befestigung erst neu geschaffen worden wäre. Die Lettenburgen stammen also sicher aus dunkler, vorgeschichtlicher Zeit. Die Zustände jener Zeit zu erkennen und sich vorzustellen, ohne die Burgberge ins Auge zu fassen, ist ein Ding der Unmöglichkeit. Alles Folgende wird diese Behauptung erhärten.

Wollte Jemand zweifeln, ob diese tausend und mehr Jahre alten Befestigungen überhaupt noch wiedererkannt werden können, ob die Zeit sie nicht vom Erdboden vertilgt hat, so bemerke ich, dass freilich von Allem, was von menschlichen Bauwerken auf den Burgbergen gestanden, und es waren das ausschliesslich hölzerne Bauwerke, natürlich nichts mehr zu finden ist, ausgenommen Kohle in einzelnen Stücken unter der Erde, vielleicht von Häusern und unzweifelhaft von den Pallisaden, die am Rande des Burgplateaus einst gestanden haben und bei Eroberungen vor 600—700 Jahren und früher ein Raub der Flammen geworden sind¹⁾. Gemauert haben die alten Letten, ehe die Deutschen ins Land kamen, nie etwas, weder auf ihren Burgbergen, noch sonst wo, denn die Kunst, Kalkmörtel zu bereiten, war ihnen fremd.

Das Kennzeichen der Burgberge sind Gräben und Wälle und daneben künstliche Abteilungen der Wandungen des Burghügels. Solche Umformungen des Terrains haben einen fabelhaft zähen Bestand. Ich habe in Wäldern und Wüsteneien Feldraine wahrgenommen, die durch die Aecker von Bauerhöfen sich gezogen haben, welche in der Pestzeit des nordischen Krieges, also vor bald 200 Jahren, untergegangen waren. Weder der Weidegang des Viehs, noch

¹⁾ Bei dem lettischen Volk findet sich an nicht wenigen Orten eine sehr merkwürdige Tradition. Das Volk erzählt nämlich mit einer gewissen Sicherheit von einzelnen Burgbergen, dass die einst darauf befindliche Burg „im Kriege verbrannt sei“ (farâ nodedfinata), von anderen, dass die Burg da „versunken“ sei (nogrimuŭ). Ersteres erzählte mir ein Mann von dem Burgberg Merkes (bei Hasenpoth), obschon der Mann absolut nicht wissen konnte, dass diese Burg nach dem Berichte der Reimchronik (v. 6849—6865) vor mehr als 600 Jahren wirklich verbrannt worden ist.

der langdauernde Waldwuchs mit seinen Abfällen hat die geringen Bodenerhebungen eines Feldrains unsichtbar machen können; wieviel weniger hat die Zeit das vermocht bei 10' tiefen Gräben und bei Wällen, die sich 20' über die Grabensohle erheben. Selbst wo eine Burgstelle lange Zeiten hindurch beackert worden ist, bemerkt das Auge des Kenners die mässige Erdwulst des einstigen Walles und die daneben hinlaufende kleine Einsenkung des alten Grabens.

Der Archäologe, welcher die alten Gräber durchsucht, um Producte menschlichen Fleisses, Geräthe für den Krieg oder den Frieden, Waffen und Schmuckgegenstände zu sammeln und daraus Schlüsse zu ziehen für die menschliche Kulturentwicklung oder für die Völkergeschichte, aber noch nicht dazu gekommen ist, auf den Burgbergen zu graben, wird fragen, was denn etwa auf den Burgplateaus zu finden wäre. Die Antwort lautet: sehr wenig. Die Befestigung ist an sich ein interessantes Stück aus der Vorzeit, ebenso wie das Erdhügel- oder Steingrab, ganz abgesehen von den unter dem Rasen oder unter den Steinen zu findenden Gegenständen.

Warum treffen wir so wenig Artefacta auf den Burgbergen an, während auf dem Grunde der Seen oder Moore Schwabens oder der Schweiz unter den einstigen Pfahlbauten so ausserordentlich Vieles dergleichen sich findet? Wenn in Kriegs- oder Friedenszeiten ein Pfahlbau vom Feuer zerstört wurde, musste vielerlei Geräth in das Wasser fallen, was auch ohne Feuer bei täglicher Hantirung gewiss nicht selten geschah. Niemand holte das Verlorene aus dem Wasser heraus, und wir finden die Dinge noch heute auf den Kieseln des alten Seegrundes unter dem Moor, wie ich es selbst bei Schussenried zwischen Ulm und Friedrichshafen gesehen habe. Die Bewohner der alten lettischen Burgen sind selbst, wenn im Kriege Feuer die Burg zerstörte, nicht im Feuer umgekommen, sondern sind entweder lebend mit Waffen und Schmuck davongegangen, oder sind, wenn im Kampfe gefallen, mit Waffen und Schmuck zur Erde bestattet. Ausser Waffen und Schmuck gab's nur geringe Habe, namentlich gar wenig von Metall, was die Zeiten überdauert. Ich meinerseits habe in Kur- und Livland auf Burgplateaus öfter gegraben, aber unendlich wenig aufgedeckt. Der grosse Dobelsberger Fund, der im Hofesacker wenige hundert Schritt von der alten Dobenburg (zwischen Dobelsberg, Sirmeln und Gross-Autz — c. 1100—1200 Eisenwaffen und Eisenstücke im Gewicht von c. 350 Z) im Jahre 1869 aufgedeckt wurde, ist aller Wahrscheinlichkeit nach ein Depot und steht gewiss nicht nothwendig in Beziehung zu der einstigen Dobenburg selbst. Wenigstens ist diese Beziehung nicht nachweisbar. Meinen interessantesten Fund machte ich auf dem Plateau der Terwetenburg bei Hofzumberge (Kurland) im Jahre 1866. Die Reimchronik beschreibt genau die Kämpfe der Ordensritter mit den Sengallen um diese Burg und erwähnt (v. 8713 ff.) bei Gelegenheit einer Belagerung den Brand von Gebäuden, von denen ich annehmen zu müssen glaubte, dass sie unmittelbar hinter dem riesigen Wall (vulgo Zuckerhut genannt) gelegen haben mussten. Wir gruben an dieser Stelle und fanden bedeutende Massen verkohlter Gerste, die so schwarzbraun aussah, wie gebrannter Kaffee. Wir holten ganze Schaufelstiche heraus und jeder musste sofort erkennen, dass es Gerste war. Roggenkörner fanden sich nur einzelne wenige. Dieses Getreide gehörte unzweifelhaft zu dem Proviant der Terwetenschen Besatzung im Jahre 1279 (cf. Rchr. v. 8021—26). Reste davon haben in verkohltem Zustande 600 Jahre ausgedauert.

Für das, was der Archäologe auf den Burgbergen gewöhnlich nicht, höchstens ausnahmsweise findet, geben ihm die Grabstätten Ersatz, die ebenso regelmässig in der Nähe der alten Burgen oft in sehr grosser Anzahl liegen, wie sich auch sehr oft in der Nähe von Burgen heilige Berge, d. h. Cultusstätten, befunden haben.

II.

Wenden wir uns zur Bedeutung der Burgberge für das Kriegswesen.

Die prähistorischen Zeiten des baltischen Landes waren keine friedlichen. Von jeher sind unsere Ostseeprovinzen ein Erisapfel für die umwohnenden grösseren Nationen gewesen. Die Dänen und die Schweden machten sich das Kurenland, die letzteren auch das Sengallerland vorübergehend tributpflichtig. Die russischen Grossfürsten von Polozk und Pleskau breiteten, ehe das Mongolenjoch über Moskau und Kiew kam, ihren Einfluss auf das Gebiet des Embach und der oberen livländischen Aa (Tolowa) aus, wie auch auf das rechte Dünaufer stromab bis Kokenhusen und weiter. Von Süden machten die Littauer ihre Raubzüge, namentlich über Selburg ins Land der Lettgallen und Liven, und von Norden die Esten. Fehde ward mit Fehde vergolten, namentlich zwischen Liven und Letten einerseits und Esten (und Oesulanern) andererseits. Dazu kann man die schneller vorübergehenden Kämpfe der Kuren gegen die über das Meer kommenden wendischen Kolonisten erwähnen, bis die niedersächsischen Missionare und Ordensritter mit ihrer Herrschaft endlich im 13. Jahrhundert einen gewissen Friedenszustand zwischen den Eingeborenen herstellten.

In jenen unruhigen Zeiten bedurfte es fester Plätze zum Schutze der einzelnen kleinen Gebiete, zur Versammlung von Kriegern und zur Zuflucht ihrer Familien bei Kriegsgefahr, soweit der enge Raum es gestattete. Die Chronisten nennen uns in der Regel die Schlupfwinkel der Wälder, wohin die Bewohner der im Lande zerstreuten Gehöfte ihre Person und ihre Habe flüchteten, wenn sie rechtzeitig von einem drohenden Raubzug der Feinde Kunde empfangen. Die Burgberge selbst boten nur einen sehr geringen Raum, in der Regel nur den Platz für sehr wenige Gebäude, so dass grössere Menschenmassen etwa gar mit ihrem Vieh sich durchaus nicht auf die Burgberge haben zurückziehen können. Eine mässige Anzahl der Burgen hatte allerdings Vorburgen, d. h. einen auch mit Wällen und Gräben befestigten grösseren Platz, und ausserdem fanden sich bei den Hauptburgen des Landes auch noch Hakelwerke, verpallisadirte Dörfchen, die gewiss beständig bewohnt waren und in der Gefahr flüchtigen Nachbarn einen gewissen Schutz boten. Aber in keinem Falle lassen sich unsere Burgberge mit den grossen Ringwällen vergleichen, deren manche ich zwischen Thüringen und Franken und im Taunus (z. B. auf dem Altkönig) gesehen habe und die wohl in der That niemals ständige Wohnplätze, sondern nur Zufluchtsstätten für Menschen und Heerden in Kriegszeiten gewesen sind. Dasselbe gilt von den Gaden, die noch zahlreich in mitteldeutschen Dörfern erhalten sind, ummauerte höhere Plätze im Dorf, innerhalb deren jetzt oft die Kirche steht. Es war das für die Bauern eine Festung, in welcher sie sich und ihre Habe gegen schwächere Feinde in Kriegsgefahr eine Zeit lang schützen konnten¹⁾.

¹⁾ Einen vollständigeren Beweis aus den Chroniken, dass die lettischen Burgberge auch in relativen Friedenszeiten dauernde Wohnsitze und nicht allein Zufluchtsstätten in der Noth gewesen, habe ich in der Baltischen Monatsschrift 1897 im Juni- und Augustheft nach meiner Ueberzeugung gegeben. Wichtige Gründe für die Bewohntheit kann ich hier noch nachträglich anführen. Die *pišfalni* finden sich durchaus nicht in waldigen oder morastigen Wildnissen, sondern, ich darf sagen, in der Regel in den heute bewohntesten Gegenden, gerade in der Nähe grosser Hauptgüter, gerade in fruchtbaren Landestheilen, die auch schon in alter Zeit relativ stark bebaut und bewohnt (*terrae incultae*, letzteres von *incolere*, cf. *agrum colere*, den Acker bebauen, *incola*, der Einwohner) gewesen sein müssen. Von vielen der alten Burgberge haben heutige Güter und Kirchspiele ihren Namen und dieselben repräsentiren die uralten Centren der Landestheile. Hierzu kommt, dass, wenn auch gar keine Hakelwerke bei den Burgen erwähnt sind, doch sehr oft gerade in nächster Nähe der Burgen heilige Berge, *elfuš-falni* (Opferstätten) von mir aufgefunden worden sind (z. B. bei den Burgen von Walgalen, Matkuln, Talsen, Meschit (Vabſe), Strasden, alle diese unweit der Abau; Ilsenberg — *Stupfa-falns* — im kurländischen Oberlande u. s. w.). Ich kann mich der Meinung nicht erwehren, dass die gottesdienstliche Stätte nicht in der Nähe der Burg gewählt

Fragen wir nach der Art der Befestigung, so ist schon bemerkt, dass die alten Letten Mauern mit Mörtel nicht aufführten, und auf lettischem Gebiet habe ich auch nirgends Befestigungswälle, die von Feldsteinen, erratischen Blöcken, aufgethürmt gewesen wären, gefunden, wie das bei den Esten nicht selten vorgekommen ist. Dort giebt es Ringwälle, die einen nicht grossen Platz umschliessen, aber aus Steinmassen hergestellt sind, zu deren Herbeischleppung, wie A. v. Transehe (Die Eingeborenen Alt-Livlands im 13. Jahrhundert, S. 30) referirt, für die Burg Warbola über 32,000 und für die Burg Karmel (Oesel) über 60,000 Fuhren nöthig gewesen sein dürften. Den Letten hat zu solchen Bauten sowohl das Material, als das Bedürfniss gefehlt, und wenn sich in ihren Erdwällen auch Steine wohl finden, so vermuthe ich, dass sie mehr zufällig da hineingekommen.

Der Typus lettischer Burgberge ist in der Hauptsache immer und überall der gleiche. Oft sind es isolirte Hügel, die sich schon aus weiter Entfernung an ihrer Puddingform als das, was sie sind, erkennen lassen, gleichviel, ob die Gestalt des Hügels zuweilen der Kreisrundung sich nähert, oder ob sie mehr elliptisch oder auch viereckig oder in einigen Fällen sogar dreieckig ist, natürlich mit allerlei Variationen. Die Puddingform rührt von den mit wenigen Ausnahmen vorgenommenen Absteilungen her, durch welche eine Böschung von c. 45 Grad entstanden ist. Diese Absteilung ist meist mit grosser Accuratesse gemacht und lässt unzweifelhaft die Arbeit der Menschenhand erkennen. Andererseits macht sie das Ersteigen des Hügels, wenn Vertheidiger oben, fast unmöglich. Beifolgende Fig. 1 zeigt diesen einfachsten Typus (isolirter Hügel mit abgesteiltten Wänden, ebenem Plateau ohne Wall oder Graben), wie er sich z. B. unter Alt-Sahten bei dem Reische-Gesinde an der Abau findet.

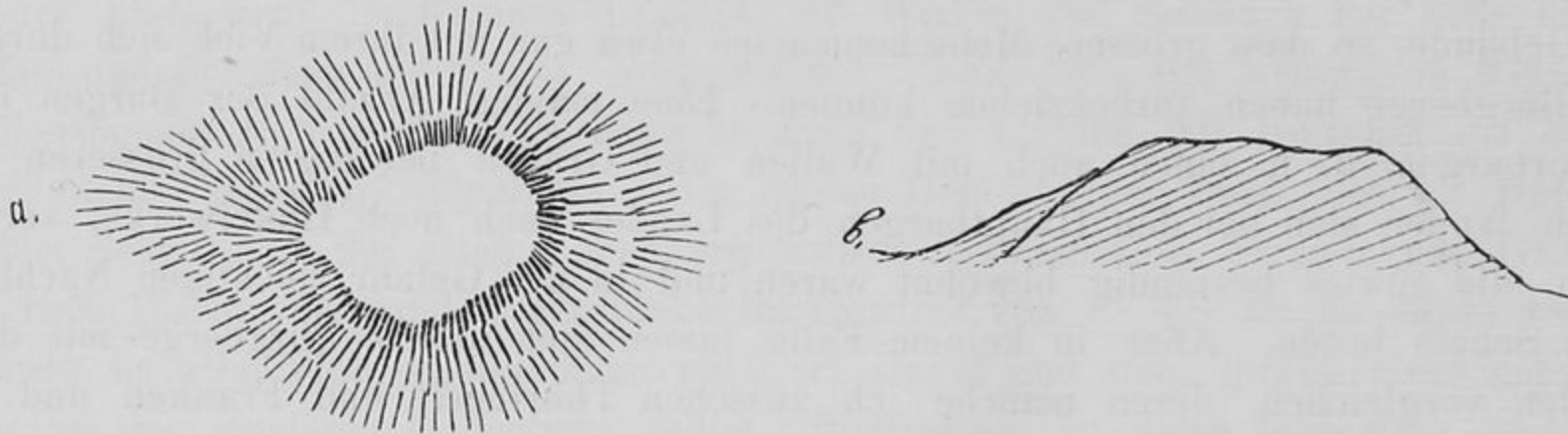


Fig. 1. *Alt-Sahten.*

Es sind mir auch vom Volk „pitšfalni“ gezeigt worden (z. B. beim Schlaguhnenschen Schulhause, bei Modaiſi unter Rönnen, bei Edwahlen u. s. w.), wo weder Absteilungen, noch

worden wäre, wenn die letztere nicht bewohnt und nicht gerade vom Häuptling des Gebiets bewohnt worden wäre. Der Häuptling führte seine Nachbarn ebenso zu den religiösen Feierlichkeiten, wie er sie im Kriege anführte, ihre etwaigen Streitigkeiten ausglich u. s. w.

Noch eine sehr wichtige Thatsache spricht für die dauernde Bewohntheit der lettischen Burgen, nämlich die oft sehr starke Schicht von schwarzer Erde, Humus, die auf die zahlreichen und massenhaften Abfälle deuten, wie sie immer bei menschlichen Wohnungen, Speisebereitungen u. s. w. vorkommen. Auf dem Plateau des Sesswegenschen Burgbergs habe ich 4—5' tief gegraben und bin noch nicht durch die schwarze Erdschicht hindurchgekommen. Auf sehr vielen Burgplateaus wird seit Menschengedenken geackert, Getreide gesät und geerntet, ohne dass irgendwie Düngstoffe hinaufgebracht werden, und doch ist der Ertrag noch immer ein reicher. Das wäre nicht möglich, wenn die Burgen nicht Jahrhunderte lang dauernd besiedelt gewesen wären. Aehnliche Erscheinungen bieten die Ebenen Südrusslands mit ihrer schwarzen Erde, wo der jahrtausendlange Graswuchs die Humusschicht gebildet hat. Das baltische Land ist anders und die schwarze Erde der Burgplateaus findet sich zuweilen auch am Fuss der Burgberge auf ganz nahe liegenden Aeckern, was wohl auf Hakelwerke, die da lange gestanden haben, schliessen lässt. Aber ein wenig weiter von den Burgbergen entfernt findet man diese schwarze Erde nicht. Ich bemerke hierzu, dass mir im Jahre 1863 am See von Marienburg (Livland) die Stelle gezeigt wurde, wo das Städtchen gestanden, welches von Peters des Grossen Feldherrn Scheremetew zerstört worden ist. Die Leute erzählten, auf dem Ackerfelde, wo noch Fundamentsteine ausgepflügt werden, wachse das Getreide noch immer ohne Düngung.

Wälle zu bemerken waren. Wenn hier die Volkstradition nicht ganz auf einen Irrweg gekommen ist, so glaube ich, dass die Ueberlieferung nur entweder auf eine einstige Siedelstätte, oder auf einen Zufluchtsort zu den einst dichteren Wäldern deutet.

Hatte der Berg, den man befestigen wollte, nicht schon von Natur recht steile Wände, so musste man anders verfahren, und das geschah in mehrfacher Weise. Entweder man terrassirte den Abhang, sei es rund herum um den Hügel, oder an denjenigen Stellen, wo es eben nöthig war, d. h. da, wo der Abhang von Natur minder steil hinabließ. So entstanden stellenweise gewissermassen Gänge von mehreren Fuss oder Schritt Breite, auf welchen man um die Bergwand herumgehen kann. Solcher wagerechten Terrassen sind oft mehrere über einander gegraben worden, und besonders hübsch habe ich sie an dem Wahrenbrockschen Burgberge (bei Sonnaxt) gesehen und an dem von *Wescha* bei Treiden an der livländischen Aa. Oder aber, wenn solche Terrassen zur Absteilung nicht genügten, so wurden um die Bergwandung in einer gewissen Entfernung von dem Plateaurande auch wiederum wagerecht, in selteneren Fällen auf- oder absteigend, Gräben gezogen, die dadurch entstanden, dass man die Erde von oben herunterschaufelnd zu einem Wall aufhäufte. Durch diesen Wall wurde das unter ihm folgende Stück der Bergwand bedeutend steiler, und durch Abschaufelung der Erde nach unten zu und durch Aufthürmung eines Walles, einmal oder mehrere Mal, wurde die Burg mehr und mehr unersteiglich. Diese Gräben mit den entsprechenden Wällen boten überdies den Vertheidigern treffliche Brustwehren gegenüber den Belagerern und Stürmenden. In meinen Reiseskizzen aus dem Oberlande (Balt. Monatsschr. XXIX, 8) beschreibe ich solche Befestigungen, z. B. (S. 632) bei Swenten und bei Alt-Born (S. 637). Während das Volk namentlich um Alt-Born nicht mehr lettischer, sondern zum grossen Theil weissrussischer Nationalität ist, so finden wir doch die durch Gräben und Wälle bewirkte Absteilung der Bergwände auch in lettischem Gebiet, z. B. bei der Wolkenburg (am Rasnasee in Polnisch-Livland). Beifolgende Fig. 2, Profilschnitt des Amboten-



Fig. 2. Amboten.

schen Burgberges in West-Kurland, in rein lettischem Gebiet, zeigt solche Wälle und Gräben, die bei der Absteilung der Bergwand entstanden sind.

Die allermeisten Burgberge aber haben an ihren Wandungen weder der Terrassen noch der eben beschriebenen Wallgräben am Abhang bedurft. Entweder waren die Abhänge schon von Natur sehr steil, oder aber man hat die bei der Absteilung erübrigte Erde wegschaffen können und zwar, wie ich vermuthe, nach oben hinauf, um aus der von Natur rundlichen Kuppe ein Plateau zu gestalten, d. h. den Gipfel des Hügels zu verbreitern. Natürlich hat das nicht wenig Mühe gemacht, die Erdmassen hinaufzutragen. Das Volk hat die Erinnerung an diese Arbeit verloren, hat aber doch Jahrhunderte lang gefühlt, dass die auffallend regelmässige Form von selbst so nicht entstanden, und phantasirt nun, die Geschichte in Poesie umwandelnd und das Uralte in jüngere Zeiten herabziehend, dass die Soldaten Peters des Grossen (im nordischen Kriege) die *pišfalni* in ihren Mützen zusammengetragen, um ihre Kanonen darauf zu postiren. Diese Sage hört man namentlich in Livland, in Kurland nicht.

Endlich müssen betreffs der künstlichen Absteilungen Funde bemerkt werden, welche auf eine Festigung oder Stärkung der Burgbergwandungen deuten, wie sie bei den Burgbergen Preussens nachgewiesen ist. Nach dem Zeugniß des Professors Dr. A. Bezenberger hat man nämlich dort an den Burgbergabhängen Lehmschichten gefunden, die durch angelegtes Feuer

ziegelartig verbrannt sind und so eine Art von sehr steiler Mauerwand gebildet haben, an der hinaufzuklettern den Belagerern überaus schwierig sein musste.

Bezenberger hat im Jahre 1882 auf seiner (zum Theil im Vereine mit mir) durch das Lettenland gemachten Reise den Burgberg zwischen Smilten und Zehrten (Livland) besucht und hat dort bei Nachgrabungen am Süd- und Westende des Plateaus unter Haideerde und Sand eine ziemlich starke Lehmschicht gefunden. Das Plateau hat einen sandigen Boden gehabt, und wenn der ganze Hügel wesentlich aus Sand bestanden, so dürfte die Lehmschicht dazu gedient haben, den Abhängen einen Halt zu verleihen. Ich selbst habe auf dem Sesswegenschen Burgberge mit Pastor R. Auning nicht weit von dem Nordende an der westlichen Langseite des Burgplateaus 1' tief unter schwarzer Kulturerde eine Schicht rothen Lehwes (mit kleinen Steinen gemischt) gefunden, welche den Eindruck machte, als ob sie in Feuerhitze gewesen. Es müssten weitere Nachforschungen gemacht werden, um zu ermitteln, was es für eine Bewandniss mit dergleichen Lehmschichten bei uns zu Lande hat. Vielleicht erklärt sich aus Anlegung solcher gebrannter Lehmwände die oft fast senkrechte Steilheit der Böschungen bei unseren Burgbergen.

Ausser den genannten Grabungen sind auch noch andere zu erwähnen. Lag nämlich ein Burgberg isolirt in einer Ebene, Niederung, oder etwa in einem Morast, so war seine Ersteigung Angreifern schwer genug und seinen Vertheidigern leicht genug, wenn seine Abhänge nach allen Seiten genügend hoch und steil waren. Dieser Art Form zeigen z. B. die Burgberge von Dsirren, Strasden, Alschwangen, Laschen u. s. w. (cf. Fig. 1). Wenn aber die Boden-erhebung über dem umliegenden Terrain zu niedrig schien, dann erschwerte man den Aufstieg durch Erhöhung der Bergwände, indem man an dem Rande des oberen Plateaus rund herum einen Wall aufwarf (z. B. auf dem Burgberge bei Tuckum — Wilkajen, Fig. 3). Das Plateau,

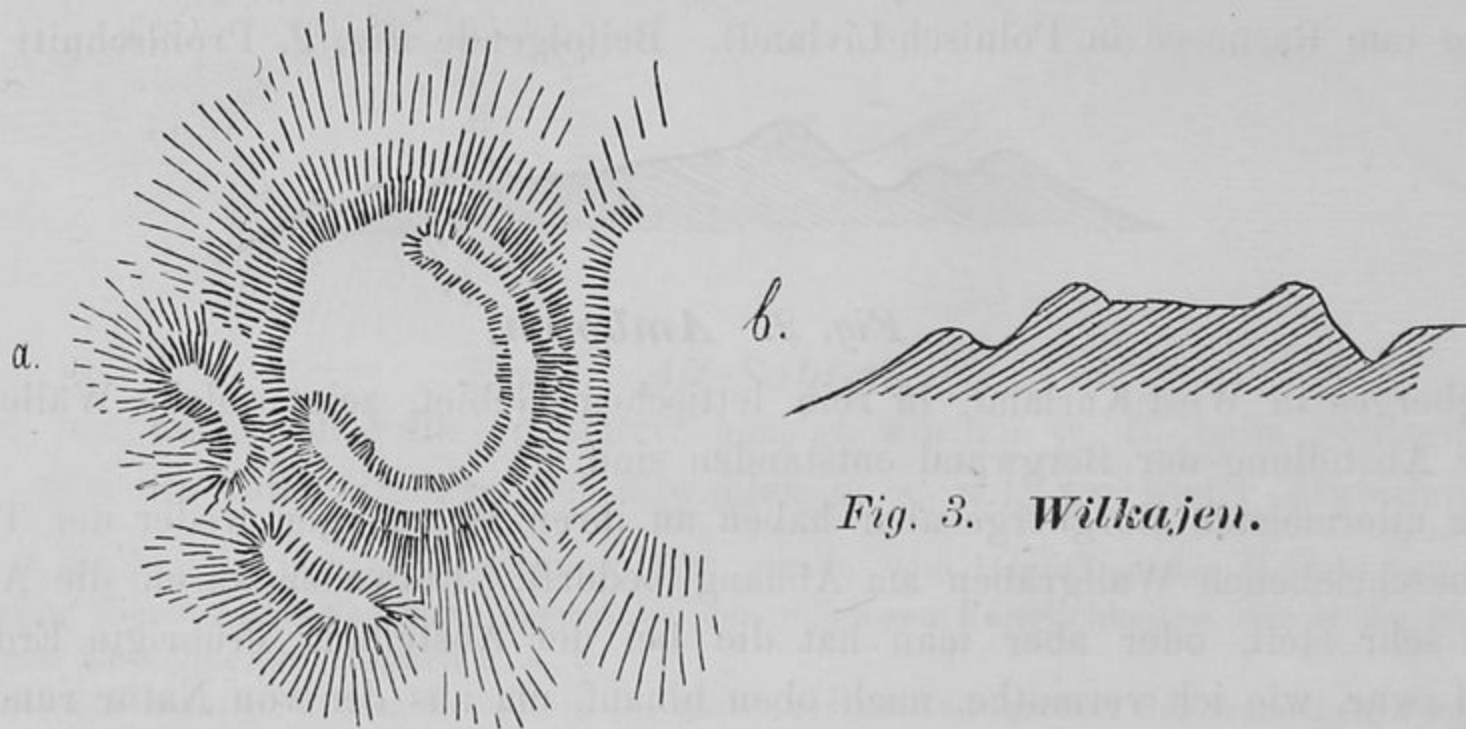


Fig. 3. Wilkajen.

auf welchem die Burginsassen hausten, gleicht hier einer Mulde, und der Burgberg sieht von aussen höher aus, als er ist.

Ein anderer Fall ist, wenn der Burgberg nicht isolirt liegt, sondern etwa eine Kuppe bildet an dem Rande oder Ausläufer eines Landrückens oder eines Höhenzuges. Dann ist nämlich der Zugang von der Thalseite, von der Seite einer etwaigen Fluss- oder Seeniederung oder einer Schlucht offenbar schwieriger, von der Seite des Höhenzuges natürlich leichter zu gewinnen, und an dieser Stelle bedurfte es einer Befestigung. Sie besteht dann sehr oft in der Aufschüttung eines Walles auf dem Rande des Burgplateaus, welcher dem Landrücken oder dem Höhenzuge zugewendet ist. Ein Graben fehlt hier, aus welchem die Wallerde genommen werden konnte. Die Länge des Walles entspricht genau dem Bedürfniss, d. h. der Breite des anstossenden Höhen-

zuges. Burgberge dieser Art zeigen dem Auge des von Weitem auf sie Hinschauenden nicht eine wagerechte Linie, als Repräsentantin ihrer Oberfläche, sondern eine von dem nicht umwallten Rande zum umwallten Rande aufsteigende Linie. Diese nebst den symmetrisch im gleichen Böschungswinkel und gleicher Böschungslänge abfallenden Wandungen ist ein Charakteristikum, woran der Kenner auf viele Werst hin einen pilzförmig erkennen kann, von dem er sonst vielleicht noch gar keine Kunde hat. Als Beispiele für diesen Typus nenne ich die Burgberge von Dobelsberg (Fig. 4), Sparnen bei Ihlen, Kandau (Fig. 5), Zabeln, Talsen, Meschit oder Ladse unter Lipsthusen u. s. w., und auch den bei Puhren, welcher an seinen zwei Enden solchen Wall zeigt (Fig. 6).

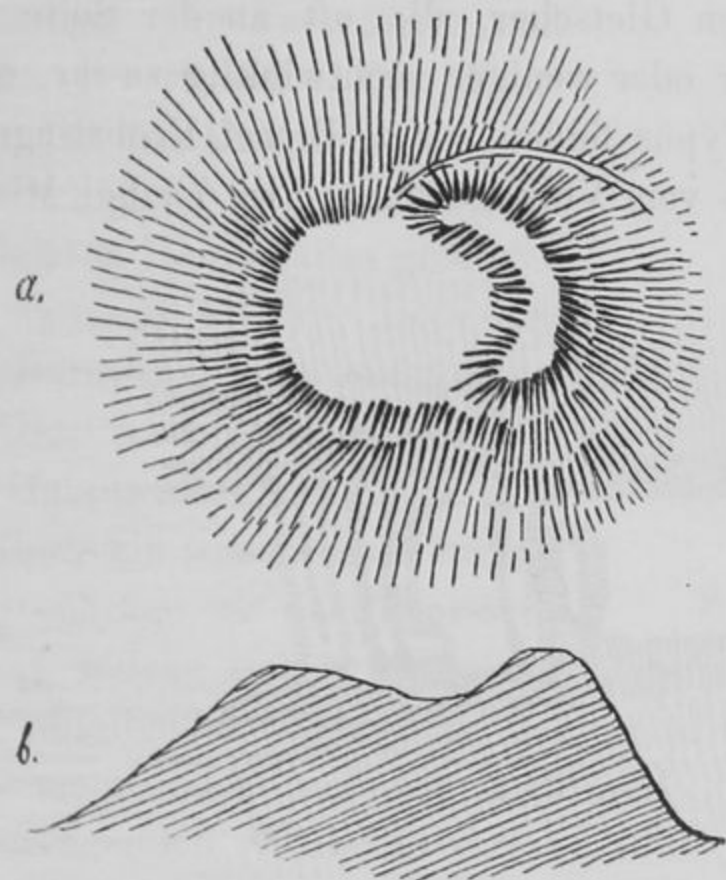


Fig. 4. Dobelsberg.

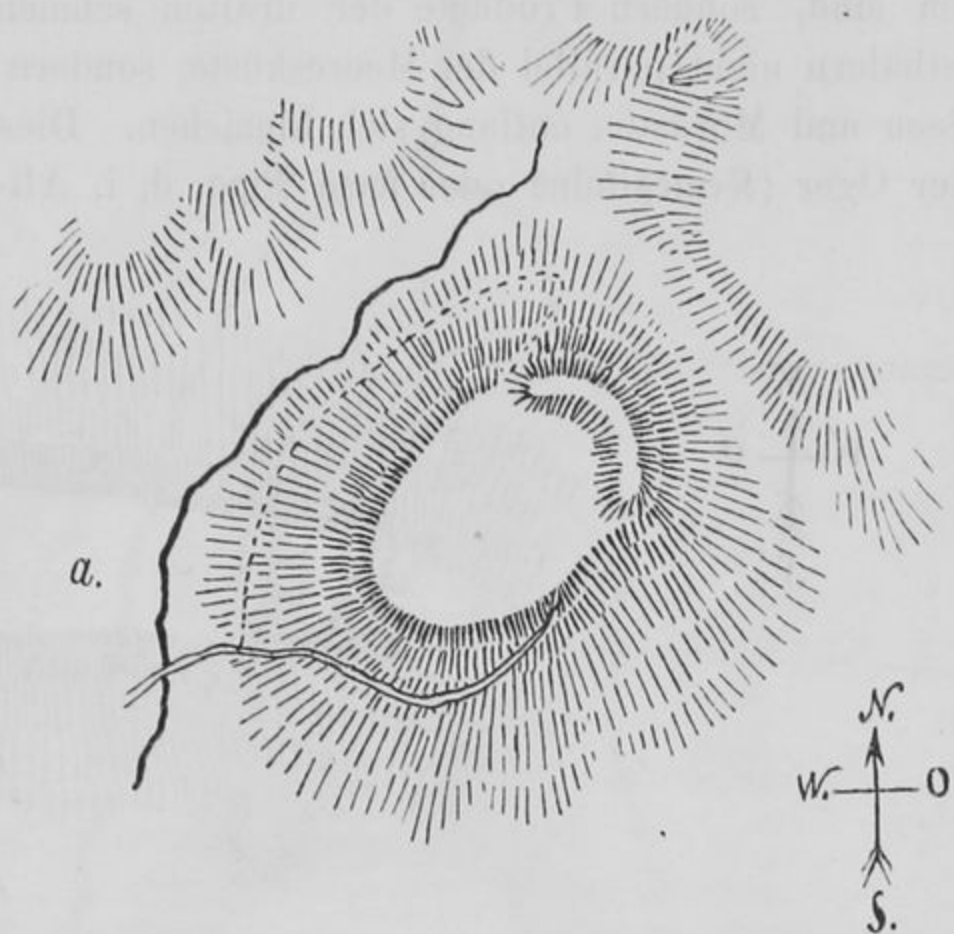


Fig. 5. Kandau.

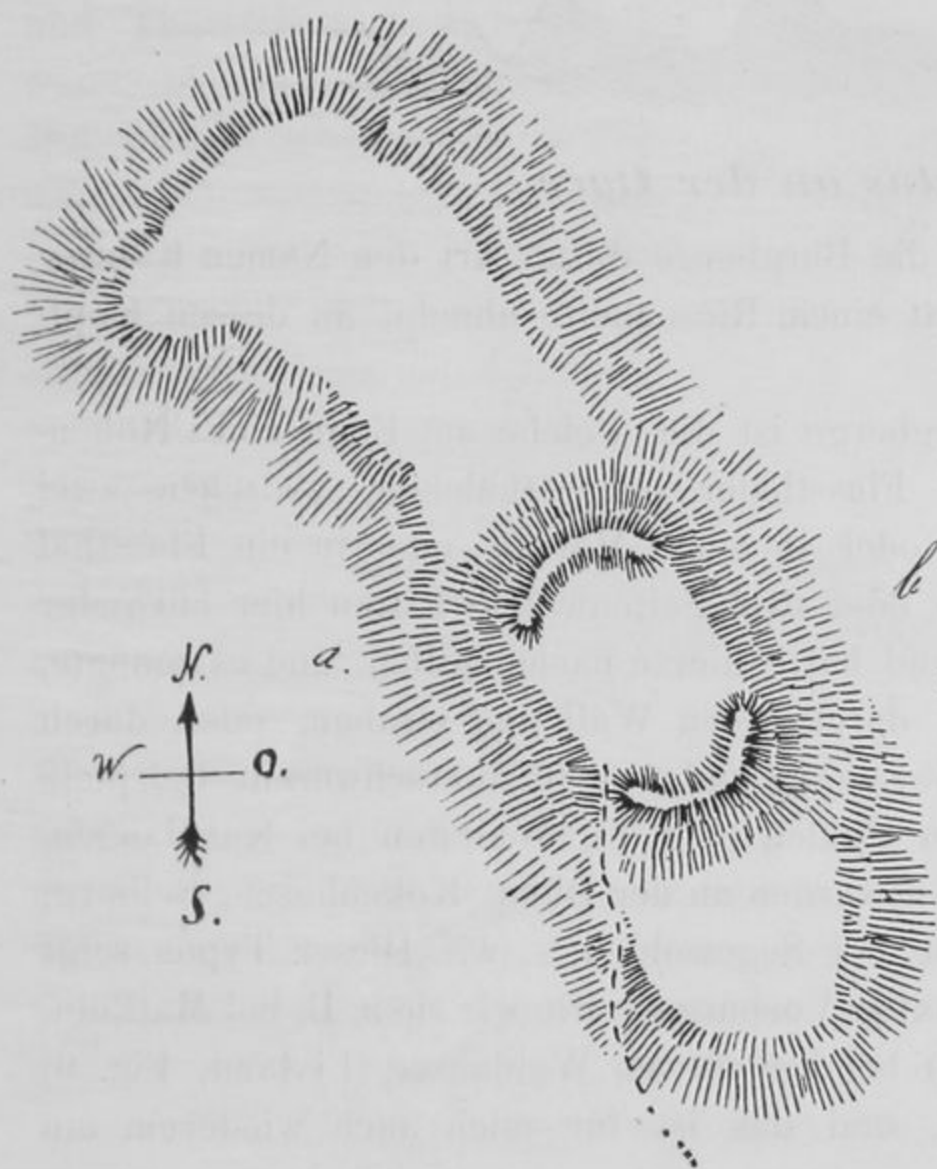


Fig. 6. Puhren.

In vielen Fällen genügte die genannte Erhöhung des Burgplateaus an seinem obern Rande nicht, wenn nämlich das benachbarte Terrain zu hoch war. Um den Zugang dann zu erschweren, bedurfte es eines oder unter Umständen mehrerer Gräben, aus welchen das Material zu einem oder zu mehreren Wällen genommen wurde. Dieses geschah, wenn es an dem Ende eines Höhenzuges oder in der Mitte desselben an einer passenden Kuppe fehlte; dann schnitt man von dem Ende des Höhenrückens ab oder auch aus der Mitte eines schmalen Höhenrückens dasjenige Stück heraus, welches zur Befestigung irgend passend erschien. Den letzteren Typus finden wir oft in den zahlreichen sogenannten Kangern (Moränen) des baltischen Landes, in den aus der Eiszeit herstammenden, im Lande so genannten Granddünen, die aber nicht eigentliche Dünen sind, sondern Producte der uralten schmelzenden Gletscher, die oft an der Seite von Flusstälern nicht parallel der Meeresküste, sondern mehr oder weniger rechtwinklig zu ihr, oder an Seen und Morästen entlang sich hinziehen. Diesen Typus finden wir z. B. bei Pröbstingshof an der Oger (*Kenteskalns* oder *veža Rīga*, d. i. Alt-Riga vom Volk genannt, Fig. 7), bei Misani

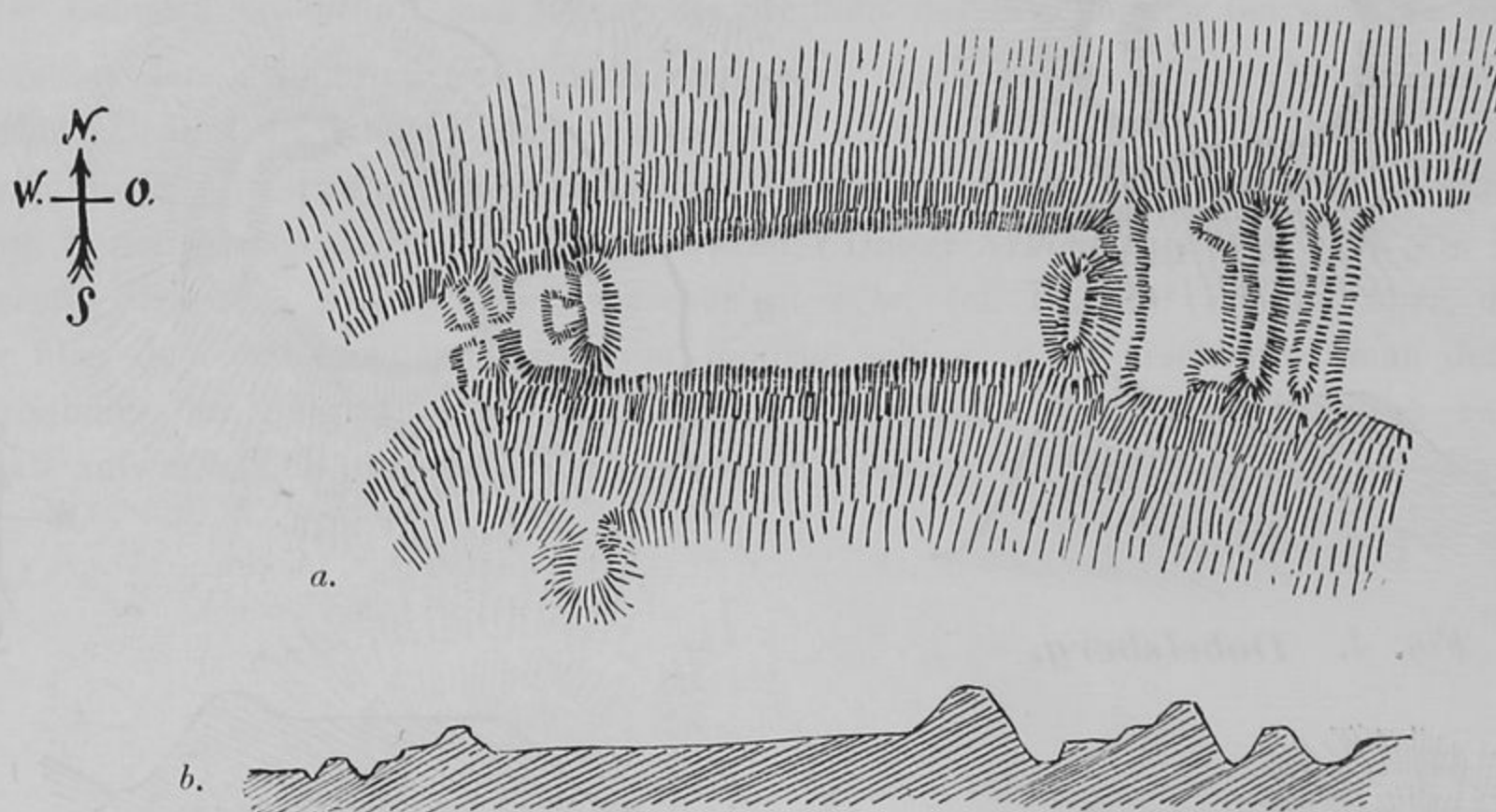


Fig. 7. *Kenteskalns an der Oger.*

in Polnisch-Livland u. s. w. Im Estenlande haben die Burgberge dieser Art den Namen Kalewsbetten, weil sie, von der Seite gesehen, in der That einem Riesenbette ähneln, an dessen Kopf- und Fussende sich eine Lehne erhebt.

Vielleicht die häufigste Form lettischer Burgberge ist die, welche am Ende eines Höhenzuges, namentlich zwischen der Mündung zweier Flusstäler oder -thälchen, zwischen zwei Schluchten auf Quasi-Halbinseln, die in einen See oder in einen Morast, oder in ein Flussthal hineinreichen und ähnlich angelegt sind. Die zwei oder drei Seitenwände hatten hier entweder von Natur genügende Steilheit, oder die Menschenhand hatte hierzu nachgeholfen, und es genügte, an der einen Seite nach dem höheren Terrain zu durch einen Wall und Graben, oder durch einige solche parallel hinter einander gezogene, den Zugang und Angriff zu erschweren. Beispiele für diesen Typus bieten die schönen Burgberge von Ugalen (Fig. 8), Wallaten bei Katzdangen, Matkuln bei Zabeln, Terweten bei Hofzumberge, Lennewarden an der Düna, Kokenhusen, Selburg, die grosse Burg Kaupos bei Treiden und Sattesele bei Segewold u. s. w. Dieser Typus zeigt auch infolge gerade seiner Terrainverhältnisse zuweilen Vorburgen, wie wir sie z. B. bei Matkuln, Ugalen (Fig. 8), Terweten (Kurland) und (Beverin) bei Kegeln am Waidausee (Livland, Fig. 9) finden. Im Allgemeinen sind die Vorburgen selten, und das ist für mich auch wiederum ein

ИСТОРИЯ
НАСЛЕДИЯ

Beweis, dass die lettischen Burgen nicht wesentlich als Zufluchtsstätte für Menschen und Heerden in Kriegsgefahr gedient hatten.

Ehe wir von den Holzbefestigungen sprechen, berühre ich die Frage, wie die Zugänge zu den Burgen beschaffen gewesen seien, und warne vor der Annahme, es wären da Auffahrten durch breite Thore einst gewesen, wie der heutige Augenschein an manchen Orten annehmen lassen könnte.

In jenen alten Zeiten wurde wohl wenig gefahren, aber viel geritten, und die Aufstiege zu den Burgen waren nur für Fussgänger und Reiter practicabel. Die Thorstelle bei den Hauptburgen habe ich wohl immer an der einen Seite des letzten Hauptwalles gefunden und zwar in gleicher Höhe mit dem Burgplateau. Von dem letzten Graben an der äusseren Seite des Hauptwalles steigt, oft noch sichtbar, ein wenige Fuss breiter Pfad schräge zu der Thorstelle hinauf, welche sich zwischen der steil abfallenden Bergwand und dem mehr oder weniger hoch emporragenden Wallende durch wenige muthige Männer leicht vertheidigen liess. Solche Eingänge und Thorstellen sind beispielsweise hübsch erhalten bei der Dobenburg (Dobelsberg), bei Terweten (Hofzumberge), Sattesele (Segewold) und oft. Wenn das beschriebene Hauptthor sich naturgemäss doch an der landeinwärts liegenden Seite des Burgplateaus fand, so hat es nach der Thalseite, sei es, um etwa Wasser zu holen, oder um Ausfälle zu machen, oder um eine Rückzugslinie zu haben, eine noch kleinere Ausgangspforte oft oder immer gegeben.

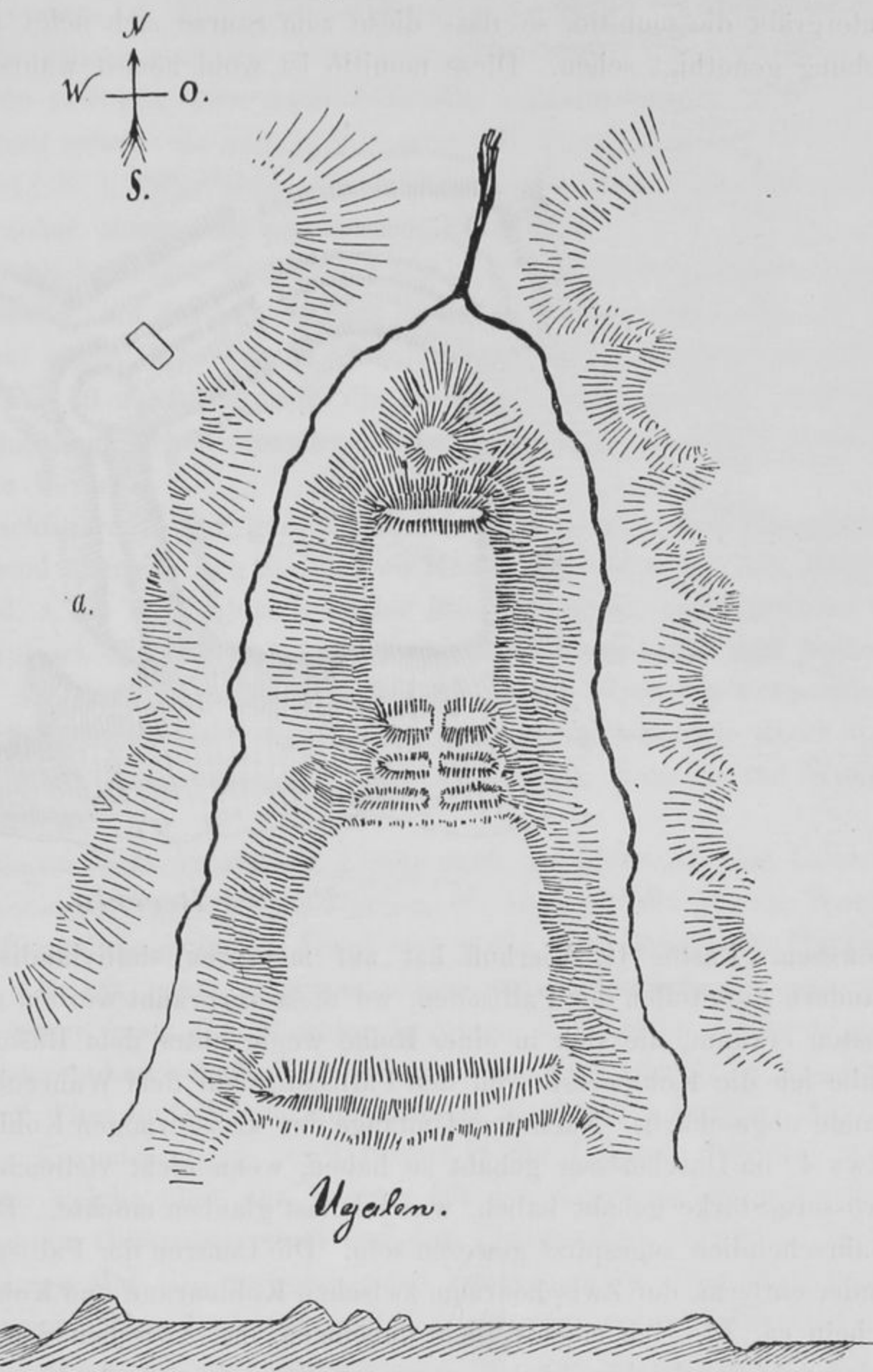


Fig. 8.

Erwähnt werden solche Ausgänge in Heinrichs Chronik XVI, 4 bei Sattesele, bei dem Bericht über einen Ausfall gegen das belagernde Ordensheer, und X, 10 bei Kubbesele, wo ein Theil der von dem Rigaschen Ordensheer überraschten Besatzung sich von der Burg ins Thal flüchtet, in posteriori parte castris transsilientes. Allerdings deutet das transsilire weniger auf ein Ausgangspörtchen, als auf das rasche Uebersteigen irgend einer munitio.

Die Erdbefestigungen sind nach den Zeugnissen der Chroniken wohl überall durch Ver-

pallisadirungen verstärkt gewesen. Nachweisbar haben dieselben an dem Rande des Burgplateaus und ebenso auf der Höhe des Walles oder der Wälle gestanden. Heinrich von Lettland erwähnt z. B. XVI, 4 bei der Geschichte der Belagerung von Sattesele eine munitio auf der Höhe des Walles, von welcher herab der Häuptling Russin mit den Belagerern friedlich verhandeln will. Aber der Kampf geht weiter, das Ordensheer gräbt in den Wall hinein und untergräbt die munitio, so dass diese zum Sturze sich neigt und die Burginsassen sich zur Ergebung genöthigt sehen. Diese munitio ist wohl höchst wahrscheinlich auch eine Pallisadenwand

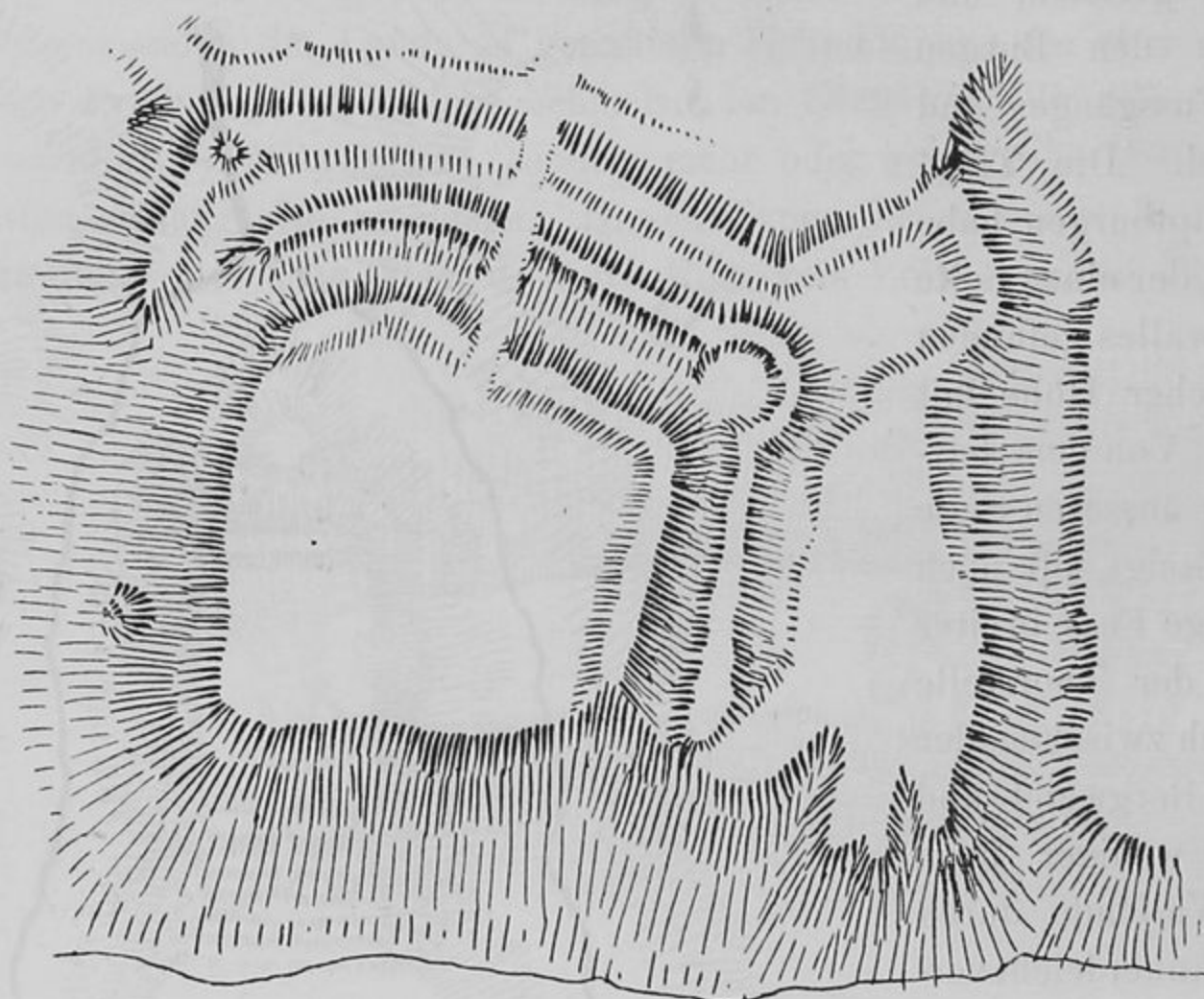


Fig. 9. Beverin.

gewesen. Pastor G. Vierhuff hat auf mehreren südlivländischen Burgbergen an Burgplateaurändern die Stellen der Pallisaden, wo diese verbrannt worden waren, an den tellerrunden Kohlenresten erkannt, die sich in einer Reihe wenig unter dem Rasen aufgraben liessen. Ganz ebenso habe ich die Kohlenreste von den Pallisaden auf dem Wahrenbrockschen Burgberge am Plateaurande abgeschürft. Nach dem Umfange der kreisförmigen Kohlenreste scheinen die Pallisaden nur etwa 4" im Durchmesser gehabt zu haben, wenn nicht vielleicht die Pallisaden über der Erde eine grössere Stärke gehabt haben, was ich fast glauben möchte. Das Fussende in der Erde wird doch wahrscheinlich zugespitzt gewesen sein. Die Centren der Pallisadenstellen waren 10—12" von einander entfernt, der Zwischenraum zwischen Kohlenrund und Kohlenrund betrug also für den Augenschein ca. 7". Ich möchte nicht annehmen, dass zwischen den Pallisaden grosse Lücken gewesen, oder dass dergleichen Lücken etwa mit Strauch ausgeflochten gewesen wären, vielmehr möchte ich meinen, dass die Pallisaden sich fast berührt haben müssen. Dann dürften sie bei Wahrenbrock eine Stärke von etwa 9—10" gehabt haben. Ich vermute, dass die Pallisaden in Reih und Glied zusammengehalten worden sind durch eine Stange, welche durch Löcher in den Köpfen der Pfähle hindurchgeschoben war. Genau so sieht man noch heute Pallisadenzäune bei Bauernhöfen verfestigt, so dass einzelne Pfähle seitwärts aus der Reihe sich nicht neigen können.

Natürlich lag es nahe, dass die Belagerer einer Burg öfter Feuer an die Pallisaden legten, um diese zu beseitigen und die Burg erstürmen zu können, und die Chroniken berichten, dass solches geschehen sei.

III.

Sodann ein kurzes Wort über die social-politische Bedeutung der Lettenburgen.

Heinrichs Chronik bezeichnet die Landeshäuptlinge sehr oft nach den Hauptburgen ihres Gebiets, und wenn auch von anderer Seite die Vermuthung gehegt wird, dass aus der Zusammenstellung eines Burgnamens mit einem Häuptlingsnamen gar nicht folge, dass der Häuptling auf seiner Burg ständig gehaust habe, so muss ich doch meine Ueberzeugung dahin aussprechen, dass die Burgen die Sitze der Landeshäuptlinge gewesen, mögen dieselben auch, wenn sie mehrere Burgen besessen, bald hier, bald da gewohnt, oder auch zeitweilig ihres Ackerbaus wegen auf einer villa (Hof oder Dörfchen) gewohnt haben. Es wird ja z. B. eine villa Annonis (Heinrich XI, 5) neben dem urkundlichen Ennisile (LUB. I, 257), Burg des Anno genannt, und seine villa apud Vivam (LUB. I, 75) Wijzeemshof neben einem jetzt namenlosen Burgberge.

Heinrich von Lettland (X, 10) berichtet, wie Kaupo mit dem Christenheer gegen seine Burg hin vorrückt (ibat cum exercitu suo versus castrum suum — Kubbesele), und IX, 3, wie die Lethonen, d. i. Littauer, auf einem Zuge durchs Livenland zur Burg Kaupos abbiegen (ad castrum Cauponis declinant). X, 10 wird Sattesele die Burg Dabrels genannt (castrum Dabrelis). XII, 6 werden drei Häuptlinge neben einander genannt: Russinus de castro Sotecele, Waridote de Autine, Talibaldus de Beverin.

Obige Stellen sind die wichtigeren, weil gerade ausdrücklich Burgen der Häuptlinge erwähnt werden. Als nicht beweisend übergehe ich Stellen, wo Häuptlingsnamen mit dem Namen ihres Gebiets zusammengestellt sind, z. B. Thalibaldus — senior illius provincie, nämlich Tricatuva (XVII, 2), oder Thalibaldus de Tolowa (XVIII, 3). Aber wenn der Chronist auf den Namen des Häuptlings de mit dem Namen der Burg folgen lässt, dann scheint doch durch die Präposition mit dem Ortsnamen ebenso Heimath und Wohnsitz des Mannes genannt zu sein, wie durch das „von“ mit dem Namen einer Stadt, einer Burg, oder sonst einer Oertlichkeit, Heimath und Wohnsitz eines deutschen Ritters oder Bürgers.

Wir dürfen hiernach annehmen, dass die Burgen gerade auch die Wohnsitze der Landeshäuptlinge gewesen sind, die Hauptburgen Sitze der mächtigeren, die kleineren Burgen die Wohnsitze der geringeren. Die festen Plätze waren in der Hand und unter dem Befehl der Hervorragenderen im Lande. Heinrichs Chronik nennt principes, duces und namentlich oft seniores. Der Chronist nennt Kaupo einmal sogar quasi rex et senior Lyvonum, d. h. einen Aeltesten der Liven, der vor den andern Aeltesten der Landschaft, denn es gab ihrer eine Anzahl, so sehr hervorragte, dass man ihm „gleichsam“ Titel und Würde eines Königs zuschreiben konnte. Ausser Kaupo wird noch Lammekinus, ein Kurenhäuptling, rex¹⁾ titulirt in der Urkunde Balduins vom Jahre 1230 (LUB. Nr. 103, I, 134), welche über den Vertrag mit den Kuren an der Abau und Windau handelt, nach welchem diese der Ordensherrschaft und dem Christenthum willig und friedlich sich unterwarfen. Aus den einige Mal also vorkommenden Bezeichnungen eines Häuptlings als rex folgt selbstverständlich gar nicht, dass die Letten und Kuren irgend etwas von Staatsform oder Staatsverfassung gehabt hätten, wie es die westeuropäischen, oder auch die slavischen Völker damals schon besaßen. Aber aus den verschiedenen Bezeichnungen der Häuptlinge in unserer ersten Chronik (principes, duces, seniores) folgt wohl, dass hier im Lande Abstufungen in Macht, Rang und Ansehen der Häuptlinge sich fanden. Unter den vom lateinisch schreibenden Chronisten

1) Der Chronist braucht rex = князь zur Bezeichnung der Fürsten von Gericke (VII, 8), Polozk (X, 12) und Smolensk (XXVI, 1); das Diminutiv regulus für den Fürsten von Kukenoyse Vetseke (IX, 10) und rex magnus = великий князь zur Bezeichnung der Grossfürsten von Nowgorod (XIV, 2), Polozk (XI, 9). Aus diesem Sprachgebrauch Heinrichs folgt, dass rex bei Kaupo und Lammekinus nicht eigentlich mit „König“, sondern mit „Fürst“ zu übersetzen ist.

gebrauchten Titeln scheint mir senior derjenige zu sein, welcher der Denkweise und dem Sprachgefühl der Letten am meisten entspricht. *Bezafaiš*, der Aelteste, ist bis heute die Bezeichnung des Mannes, den ein kleineres oder grösseres Gebiet, eine kleinere oder grössere Gemeinde sich zum Haupt, zum Verwaltungsbeamten, zum Sprecher und Führer wählt, und zwar doch in der Regel ein Mann, welcher mehr oder weniger das Zeug dazu hat, an der Spitze zu stehen, d. h. der sich nicht immer durch das Alter, aber durch Wohlhabenheit, Verstand, Erfahrung, grössere Sippe und ausgebreitete Freundschaft vor den Uebrigen auszeichnet. Versuchen wir neben den *seniores* die *duces* und *principes* ins Lettische zu übersetzen, so würden die *duces* vom Volk wohl *vadoni*, Anführer (vielleicht gerade im Kriege), genannt worden sein; *principes* sind die *primi*, *primores*, *primates*, die Ersten, die Hervorragendsten, die Angesehensten. Dieser Begriff ist der allgemeinste unter den andern, und der entsprechende lettische Ausdruck könnte deshalb wohl sehr variirt haben. Man könnte an *pašrafē*, die Hervorragendsten, oder an *galvaš* (*galvinaš*), die Häupter, denken, aber ich lege auf diese Vermuthung gar kein Gewicht.

Die Zahl der *principes* oder *duces* war relativ klein, die Zahl der *seniores* offenbar gross, und wenn wir uns die Stellung und Bedeutung der Letzteren gegenüber ihrer Umgebung vorstellen wollen, so werden wir nicht weit fehlen, wenn wir uns dieselbe denken, wie die der heutigen *pašta vezafi*, der Gebietsältesten. Sie waren nur die *primi inter pares*, und dennoch müssen wir, natürlich *mutatis mutandis*, in ihnen die damaligen Herren des Landes sehen. Sie hausten im Centrum ihres Gebiets, und ich halte es für bedeutsam, dass die deutschen Eroberer des Landes ihre Burgen und ihre Gutshöfe unendlich oft gerade in die Nähe der Lettenburgen bauten²⁾ und der Name der Lettenburg eben unendlich oft auf die Burgen und Gutshöfe der neuen Herren überging. Diese Thatsache ist mir auch ein Beweis dafür, dass die Lettenburgen ebenso ständig besiedelt gewesen sind, wie die daneben gebauten Ritterburgen oder Gutshöfe.

IV.

Wir reden von den Lettenburgen, aber wir wissen, dass zwischen Salis und Düna und im Kurenlande auch finnisches Volk angesiedelt gewesen ist. Dazu wissen wir, dass es zwischen Salis und Narowa und auf Oesel bei den zum finnischen Stamm gehörenden Esten viele befestigte Plätze gegeben hat, die auch noch erhalten sind. Die Frage ist nicht unwichtig, ob lettisches und finnisches Volk seine Burgen gleich, ähnlich oder verschiedenartig gebaut hat.

Ich muss gestehen, dass ich bei dem Besuch und der Untersuchung sehr vieler Burgstellen, wo Liven an der Düna, um Lemsal, oder in Nordwestkurland noch in historischer Zeit gehaust haben, keinen besonderen Unterschied von den Burgstellen in rein lettischem Gebiet habe auffinden können. Diese Thatsache erklärt sich wohl zum Theil aus der anderen, dass in diesen Landestheilen, ehe die Liven von der Seeseite hereinrückten, reine Lettenbevölkerung gesessen hat, dass also die deutschen Eroberer im 13. Jahrhundert auf einstigen Lettenburgen nun Liven als die Besitzer vorfanden. In den „Grenzen des lettischen Volks“ habe ich den Beweis zu führen gesucht und brauche ihn hier nicht zu wiederholen. Beiläufig erwähne ich nur die lettischen Namen für mächtige Livenburgen, wie *Aschrath*, *Lenewarde* an der Düna, *Pope* in Nordkurland (wo gerade ein starker Procentsatz Liven nachgewiesen werden kann) u. s. w.

²⁾ Beispielsweise cf. das Ritterschloss Neuenburg, ca. 1 Werst von der alten Heidenburg, und Neuhausen — jetzt Ruine — ganz nahe bei dem Gute Oldenburg, dessen Name gewiss auf die hart dabei liegende Wallatempils deutet, u. s. w. Ebenso haben das grosse Rittergut Altenburg bei Durben, und Althof, jetzt nur ein Beigut von Kabillen, den Namen von den nahe dabei liegenden Lettenburgen.

Lettische, litauische und altpreuussische Burgberge gleichen sich ganz ausserordentlich, soviel ich urtheilen kann nach dem, was ich selbst südlich von der kurländischen Grenze gesehen, und soviel ich Beschreibungen altpreuussischer Burgberge gelesen und Abbildungen derselben vor Augen gehabt habe.

Ebenso wenig scheinen sich die lettischen Befestigungen von denen der weissrussischen unterschieden zu haben. Ich habe oben bemerkt, wie im äussersten Ostzipfel Kurlands bei den Weissrussen Abteilungen der Burgbergwände durch Gräben gemacht sind, die an den Bergwandungen entlang laufen und deren Erde, nach aussen aufgeschüttet, wiederum die Steilheit vermehrt. Aehnliches kommt aber auch sehr oft bei Lettenburgen vor, z. B., um einen besonderen Fall anzuführen, wo aus höherem Terrain die in die Flussniederung hineinreichende Spitze des Burgplateaus nicht steil, sondern sanft der Thalsohle sich zuneigt und dem Feinde infolge dessen einen relativ leichten Aufstieg geboten hätte. Da habe ich wiederholt Gräben und Wälle gefunden, welche an dieser Seite den Aufstieg erschweren und die Vertheidigung erleichtern. Es ist dieselbe Methode der Befestigung, wie dort bei den Weissrussen.

Estnische Burgstellen kenne ich nicht aus eigener Anschauung, ausser dem sehr schönen Odenpä, der von lettischen Burgbergen sich nur durch seine grössere Höhe unterscheidet. Die Kalews- oder Riesenbetten scheinen nach der Beschreibung genau den lettischen Burgbefestigungen zu gleichen, welche aus den Kangern (Moränen) durch Gräben und Wälle herausgeschnitten sind (cf. oben II). Nach den dürftigen brieflichen Nachrichten, die ich aus Nordlivland erhalten habe, scheint es, als ob die Estenburgen in den Kreisen von Werro, Dorpat, Fellin und Pernau den Lettenburgen sehr ähnlich befestigt gewesen seien (cf. bei Odenpä, Kongota, Kardis, Karolen, Fellin, Fennern u. s. w.). Ringwälle in diesem Theil des Estenlandes sind mir wenigstens nicht bekannt; vielleicht kommen solche hier nicht vor, weil sich Hügel genug fanden, die ohne Ringwälle sich genügend in Vertheidigungszustand setzen liessen.

In der ebeneren, flacheren Provinz Estland sind eine gewisse Anzahl von Ringwällen gefunden, durch welche die bedrohten Landeseinwohner fehlende Hügel sich zu ersetzen suchten. Diese Ringwälle, die durchaus nicht immer kreisrund sind, sondern ebenso oft einen eckigen Platz umschliessen, sind meistens von ungeheueren Steinmassen haus- und thurmhoch aufgeschichtet, z. B. bei Warbola, Haakhof (Allolin), Poll, oder von Erde, unter welcher Steinmassen verborgen sein dürften, z. B. bei Wattel, Tuddolin, St. Michaelis u. s. w.

Während in Estland befestigte Plätze auch ohne Ringwälle vorkommen, bestehen auf den noch ebeneren und flacheren Inseln Oesel und Moon fast alle Befestigungen aus Ringwällen, nämlich bei Sall, Peude, Kielkond, Karmel, Wolde und Grossenhof (auf Moon). Wenn selbst Geologen gemeint haben, dass solche Steinwall-Ringe, namentlich der zu Sall, durch Ausspülungen und durch unterirdische Kräfte sich gebildet hätten, so halte ich das für eine sehr zweifelhafte, ja für eine fast unmögliche Hypothese.

Ob der Bau von Ringwällen aus der nationalen Sitte der finnischen Esten entsprungen sei, ist mir sehr fraglich. Ich glaube, nicht die Nationalität und die besondere Liebhaberei, sondern die Natur des Landes, die Terrainbeschaffenheit und das reichliche Vorhandensein von Steinmaterial wird die Ursache und den Anlass zu dieser Art von Befestigung gegeben haben. Aus Liebhaberei wird kein Volk sich zehnfache und hundertfache Mühe und Arbeit aufgelegt haben. Einen Hügel oder Hügelzug zu benutzen, einige Gräben und Wälle zu machen, einige Abteilungen vorzunehmen, ist auch schon schwierig, aber doch viel leichter gewesen, als in relativer Ebene schwer zugängliche und leicht zu vertheidigende feste Plätze zu beschaffen. Uebrigens ist es natürlich und selbstverständlich, dass ein Volk vom anderen nicht alles braucht gelernt zu haben. Es ist bekannt, dass die wichtigsten Entdeckungen in verschiedenen, oft weit

getrennten Ländern, selbständig vom denkenden Menschegeist gemacht sind. Ich brauche keine Beispiele dafür anzuführen. So können wir auch, was die Befestigungskunst anlangt, nicht scharfe Grenzen zwischen Volk und Volk ziehen, und dürften nicht suchen oder meinen, dass Letten und Finnen sich ganz verschiedene Burgen müssen gebaut haben.

Wenn behauptet worden ist, dass die Esten besonders gern ihre Burgen in Morästen angelegt hätten, so kann ich das nicht bestreiten, weil mir das ganze statistische Material nicht vorliegt, lasse es also dahingestellt sein, behaupte aber, dass auch bei den Letten dergleichen garnicht unerhört ist. Die Alten haben jeden geeigneten Platz benutzt, und je mehr Moräste (einst Seen) im Lande waren, innerhalb welcher Hügel, Inseln, als zu Befestigungen sich eignend, sich fanden, so sind sie von den Letten, wie von den Esten dazu benutzt worden. Die Burgen der Letten finden sich jedenfalls in grösserer Zahl nicht in einstigen Wüsteneien, sondern inmitten der bebauten Gebiete (cf. oben II).

~~~~~

Werfen wir zum Schluss einen Blick auf die Vertheilung der Lettenburgen im Lande, so sehen wir sie in reichlicherer Zahl in den hügeligen Gebieten und namentlich an den Ufern der Bächlein und Flüsse, die sich ihren Weg durch höheres hügeliges Terrain gebahnt haben. In den flachen Niederungen, sei es in den Strandgegenden des Kurenlandes, sei es in dem livischen Metsepole zwischen der unteren Düna und der Salis, oder in dem flachen Sengallen zwischen Doblen und dem Tauerkalnschen Walde, oder auch in dem flachen Theil des kurischen Oberlandes zwischen dem Tauerkalnschen Walde und Nerfft, oder in ähnlichen Gegenden fanden sich nicht die geeigneten Punkte zur Befestigung.



## Die Holzzeit der Letten.

Von Dr. A. Bielenstein, Pastor zu Doblen (Kurland).

---

Wenn ich es wage, der Versammlung hervorragender Gelehrten einen Bericht zu erstatten über das, was ich vielleicht nicht ganz zutreffend, aber kurz die Holzzeit der Letten nenne, so hege ich den Wunsch, die Archäologen in ein Gebiet zu führen, welches nicht jünger ist, sondern zum Theil älter, als dasjenige, welches gewöhnlich als das Forschungsgebiet der Archäologie angesehen wird. Die von mir so genannte Holzzeit reicht in ihren Anfängen, wenn auch nicht weit über die sogenannte Steinzeit, so doch jedenfalls weit über die Bronze- und Eisenzeit hinaus. Stein-, Bronze- und Eisengeräth sucht und sammelt der Archäologe und zeichnet darnach ein Bild der prähistorischen Kultur. Auf das uralte Holzgeräth hat man begreiflicherweise sein Augenmerk weniger gerichtet. In den alten Gräbern konnte man derartiges nicht finden. Das vergängliche Material, mochte es von jeher zu Bauten und zu Geräth verwandt worden sein, — aus der alten Zeit ist es längst unter oder über der Erde theils verwest, theils verbrannt. Das Holzobject aus der Vorzeit ist nicht mehr da.

Aber dennoch ist es werth zu fragen und zu forschen, ob sich nicht darüber noch mancherlei ermitteln liesse. Ein grosser Zuwachs für die Kenntniss der Kulturgeschichte der Menschheit wäre damit gewonnen.

Das Unternehmen ist kein hoffnungsloses, weil zwei Momente in die Wagschale fallen. Die Zeit, welche ich Holzzeit nenne, ist nicht in der Art begrenzt, wie man es von der Stein- oder Bronzezeit annehmen darf. Sie reicht, sei es auch in wechselnder Art, von der Urzeit bis in die Gegenwart, sie ist nicht so etwa jemals verdrängt worden, wie die Stein- von der Bronzezeit, oder die Bronze- von der Eisenzeit. Bei diesen Kulturperioden vermag der Archäologe wenigstens zum Theil und einigermaßen chronologisch anzugeben, wann sie begonnen, wann sie geblüht, wann sie geschwunden. Die Holzzeit hat eine gewisse unsterbliche Dauer, und nehmen wir hiezu die conservative und stabile Sitte des Volks, so ist es einleuchtend, dass wir heute noch sehr vieles Uralte in Holzbau und Holzgeräth beim Bauern finden, was entweder vor vielen Jahrhunderten ebenso gewesen, oder was zu Schlüssen berechtigt darüber, wie es vor Jahrhunderten gewesen.

Schauen wir in die Urzeit zurück, so mag die Keule von Holz früher dem Menschen eine Waffe gewesen sein, als das Steinbeil, aber sehr früh muss er das Steinbeil und das Feuersteinmesser benutzt haben, um den Baum zu fällen, die Pallisaden anzuspitzen, feineres Geräth sich zu schnitzen u. s. w.

Schauen wir in die Gegenwart, so ist die Holzzeit noch nicht zu Ende, und sie wird nicht zu Ende gehen in einem Lande, wo die Wälder noch nicht ausgerottet sind und wo die Staatsobrigkeit der Verschwendung und Thorheit der Menschen durch weise Waldschutz- und Forstkulturgesetze entgegentritt. Die Holzzeit wird Bestand haben, so lange das Leben des Volks ein einfaches ist, so lange baar Geld dem Volke in geringerem Mass zu Gebot steht und so lange der Hausfleiss den Handwerkerstand einigermaßen noch entbehrlich macht.

Aber wir sehen, wie die fortschreitende Kultur in Europa das Holz als Material zu Bauten und Geräth vielfach schon verdrängt hat und immer mehr verdrängt. Diese Thatsache giebt uns ein Recht, doch in gewissem Sinne von einer Holzzeit zu reden. Für die Bauten kommt überall, wo die Wälder abnehmen, der Steinbau zur Geltung, und in neuerer Zeit für Bau und für Geräth das Eisen, so dass wir für die Zukunft in ganz anderem Sinn ein „eisernes“ Zeitalter erwarten dürfen, als wie es die Dichter Roms einst erträumten.

Im Süden und Westen Europas hat man früher einen Ersatz für das Holzmaterial suchen müssen und finden können, als in den Ländern des Nordens und Ostens, nicht etwa weil das Holz an sich als unbrauchbar und entbehrlich erschienen wäre, sondern weil aus mancherlei Gründen und durch mancherlei Ursachen die Länder entwaldet sind und weil das Holz allmählich zu kostbar geworden. Anderes und haltbareres Material war zur Stelle, z. B. für die Bauten Bruchstein in den felsigeren Gebieten und in den Tiefebene, z. B. Norddeutschlands (wie einst am Nil und am Euphrat), Ziegelstein. Für das mannigfaltige Geräth in Haus und Feld schaffte die Industrie, welche das Eisen herbeizuschaffen und zu bearbeiten in ungeahnt wachsendem Masse lernte, haltbares und immer billiger werdendes Material. Ich brauche nicht ein Wort zu verlieren über die heutige Bedeutung der Schmiedekunst und der Eisengiesserei, deren Wohlthaten sich immer mehr und mehr über die Welt verbreiten.

Dazu kam ein mit Nothwendigkeit eintretender Process, nämlich die Entstehung des Handwerker- und des Fabrikantenstandes, wodurch der Hausfleiss in engere Grenzen gedrängt wurde. Es entstand Theilung der Arbeit, und Einzelne erwarben sich Kunstfertigkeit, die Allgemeingut nicht sein konnte. Holzarbeit macht bei einfachen Kulturzuständen jeder Haus-, jeder Familienvater, und der kaum erwachsene Sohn macht sie dem Vater nach. Das Material ist Jedem zugänglich und die Bearbeitung leicht. Ganz anders ist es mit der Metallarbeit. Sie ist nie Gemeingut gewesen und wird's nie werden, sie musste von Göttern und Halbgöttern gelernt werden; man denke nur an den Hephästos aus dem Kreise der Olympier, an Dädalos, an den Schmied Wieland der deutschen Sage. Für die Holzarbeit bedurfte es solcher Lehrmeister nicht. Nur kunstreiche Fabrikinstitute liefern heute eisernes Küchen- und Hausgeräth, eisernes Mobiliar, Ackergeräthe, Maschinen aller Art, Paläste von Eisen und Glas, eiserne Wohnhäuser und ganze eiserne Flotten.

Das lettische Volk ist erst etwa seit der Mitte dieses Jahrhunderts in den Strom der modernen Kultur hineingezogen; bis dahin hat seine Masse seitab gestanden. Noch heute sehen wir in den von den grösseren Städten entfernten Landestheilen höchst primitive Zustände. Ein waldiges Land ist es noch heute von der Westgrenze bei Polangen und Rutzau bis östlich an die Grenzen des Gouvernements Pleskau und bis in die Mitte des Gouvernements Witebsk, ein waldiges Land mit Ausnahme nur selten grösserer waldloser Ackerflächen. Bis vor Kurzem war der Lette fast ausschliesslich nur Ackerbauer, der im Hause sich alles Nöthige selbst zu fertigen verstand. Eine Errungenschaft erst der neueren und neuesten Zeit ist es, dass der Lette bei zahlreicher werdender Bevölkerung dem Handwerkerstande, dem des Kaufmanns und anderen städtischen Berufen sich zu widmen begann. Ausser Riga und Mitau gab es nur wenige Städte, die solchen Namen verdienten, und eigentlich nur erst gegenwärtig fangen Städtchen an den Eisenbahnlinien an wie Pilze aus der Erde zu wachsen mit der Hoffnung, einst in der That gross zu werden.

So reicht bis in die Gegenwart bei dem Letten urväterliche conservative Sitte und berechtigt zu der Annahme, dass wir gerade hier noch vielerlei finden können, namentlich auch von Benutzung des Holzmaterials, was bis in prähistorische Zeit hinaufreicht.

Ein ähnliches Terrain finden wir in Westeuropa nirgends mehr; dort ist das Land schon früher mehr entwaldet, die Theilung der Arbeit länger schon eingetreten, alles Gewerbe längst mehr vorgeschritten, der Ackerbau von der Fabrikindustrie beiseite geschoben, das Land mit zahlreichen, oft gar grossen Städten besät und die Einfachheit der Urzustände ganz vergessen. Aber was dort nicht mehr vor die Augen tritt, ist doch auch dort einst gewesen, und Forschungen, wie ich sie im Sinne habe, werden unzweifelhaft ein Licht werfen auf die Kulturgeschichte auch anderer Völker und Länder.

Gestatten Sie mir, meine Herren, nach diesen einleitenden Worten Ihnen den Plan eines Werkes mit wenigen Strichen zu zeichnen, eines Werkes, dessen Vollendung von dem Mass der Kräfte abhängt, die mir noch für eine Weile zu Gebot stehen, dessen grössere Hälfte bereits handschriftlich fertig vorliegt. Die allgemeine Frage, die ich zu beantworten gedachte, war: wie haben die Letten das Holz seit urältesten Zeiten benutzt? Die Beantwortung gruppirt sich naturgemäss folgendermassen:

- I. Die Häuserbauten.
- II. Die Hausgeräte (Hausmobiliar; Back-, Koch- und Braugeräth; Behältnisse, und zwar gehöhlte, aus Rinde und Borke gefertigte, geflochtene, Böttchergefässe; Geräte zu weiblicher Handarbeit, Spinnen und Weben).
- III. Acker- und Dreschgeräth.
- IV. Reit- und Fahrgeräth.
- V. Jagd- und Fischereigeräth.

Die Quellen, aus denen ich geschöpft, sind zum Theil die dürftigen Nachrichten unserer Chronisten, der späteren Historiker oder Ethnographen, namentlich aber die noch bei dem Volke üblichen Bauten und noch vorhandenen, oft sehr alten Geräte, dazu die Volkstradition über einst Vorhandenes, jetzt nur noch in der Erinnerung Lebendes, endlich der reiche Schatz der Volkslieder und Volksräthsel.

In der Darstellung bin ich manchesmal den historischen Weg gegangen von der Vorzeit zur Gegenwart, namentlich, wo das Vorzeitliche sich noch nachweisen und feststellen liess und daran die späteren Wandlungen geknüpft werden konnten. Oft musste ich umgekehrt verfahren und aus dem gegenwärtig Vorhandenen das früher üblich Gewesene erschliessen, also von heute in die prähistorische Zeit zurücksteigen.

Zahlreiche Abbildungen werden das Werk illustriren und dem Leser die Dinge alle vor die Augen stellen, die ich schildere und an die ich meine Betrachtungen und Folgerungen knüpfe.

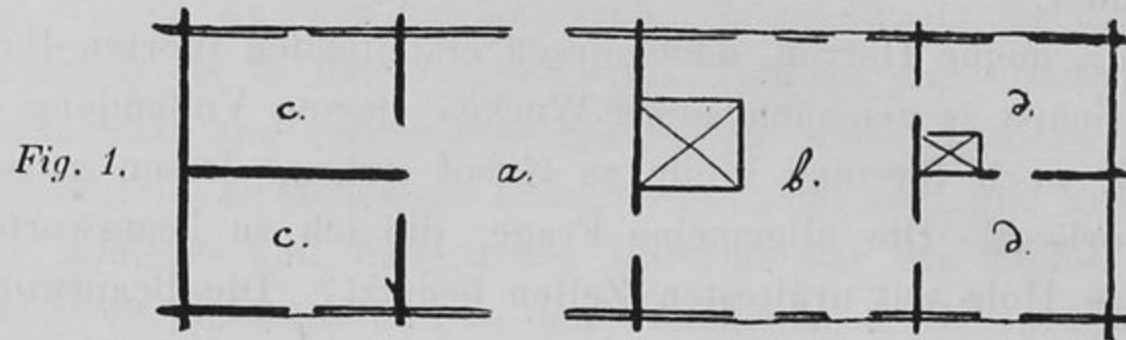
Die Zeit erlaubt es nicht, einzelne Proben aus meinem Manuscript mit dem ganzen Detail der Untersuchung und Darstellung der illustren Versammlung vorzulegen, einige Andeutungen aber über Einzelheiten, die in meinem Werke vorkommen, darf ich zu machen wagen, um die Herren Archäologen zu orientiren über das, was sie von meinem Werke zu erwarten haben.

In dem Abschnitt über den Hausbau wird der Nachweis geführt, wie der Lette noch bis in unser Jahrhundert Gebäude so gut wie ohne Steinfundament und ohne das geringste Stück Eisen von Holz aufgeführt hat. Der Nagel ward durch den Holzpflöck ersetzt; Fensterlöcher wurden durch einen Holzschieber verschlossen; Fensterflügel mit Glasscheiben hatten überhaupt keine Hängen; Thürflügel hingen in eitel Holz. Zum Verschluss dienten sehr allgemein höchst sinnreich und sehr mannigfaltig construirte Thürschlösser von Holz ohne ein Stückchen Eisen und sind bis heute noch vielfach im Gebrauch. Gesägte Bretter sind erst eine moderne Errungenschaft, denn Brettersägen gab es nur höchst selten. Vor Zeiten kam der Lette mit bretterähnlich gespaltenem Holz (Lubben) aus. Solche Lubben waren einst das allgemeine Material zur Dachdeckung. Statt der Bretter zur Oberlage dienten Stangen, der Fussboden war



ein Lehmestrich, Thüren wurden in Ermangelung von Brettern aus einem Stangenrahmen mit Strauchgeflecht gefertigt.

Einen sehr ausführlichen Beitrag zu der jungen Wissenschaft der Oikologie (sit venia verbo!) gebe ich in der Darstellung des lettischen Wohnhauses von den ältesten Zeiten bis heute, wie auch der wirthschaftlichen Nebengebäude eines Bauerhofes (Klete, Viehstall, Rije und Badstube). Das lettische Wohnhaus (Fig. 1) ist heute dreitheilig wie das litauische. Der



mittlere Theil (a) ist ursprünglich allein dagewesen, heisst lettisch namš, Haus, und ist das Urhaus des Letten gewesen und hat vor Zeiten wie zum Kochen (am Fussboden), so auch zum Schlafen und zu den häuslichen Beschäftigungen und Arbeiten gemeinsam gedient. Dieser Raum kann heute zu deutsch nur „Flur“ genannt werden, dient als Küche und als Vorhaus, hat noch heute in älteren Wohnhäusern, wie in der Urzeit, keine Oberlage und hat keinen Lichteingang, ausser durch die Hausthür. Die in diesem Flur (namš) noch jetzt vorhandene Küche (Kochstelle) hat eine mannigfaltige Umgestaltung im Laufe der Jahrhunderte erfahren, welche sich von Stufe zu Stufe ganz genau verfolgen und nachweisen lässt, und deren Nachweis auf die Geschichte der Kucheneinrichtung anderer Völker ein höchst interessantes Licht wirft. Gekocht haben die Menschen seit den urältesten Zeiten, aber kaum werden sich bei anderen europäischen Völkern so primitive Kochvorrichtungen aufspüren lassen, als sie bei den Letten noch zu finden sind.

Die Anbauten links und rechts von dem ursprünglich schornsteinlosen namš (Flur) des Letten stammen aus relativ jüngerer Zeit. Auf der einen Seite ist es die gemeinsame Wohnstube (b) der ganzen Hauseinwohnerschaft, lettisch ištaba, russisch изба, mit grossem Backofen, der vom namš geheizt wird, mit Oberlage, Fenstern an beiden Langseiten des Hauses und mit einer oder mehreren breiten Holzbänken an den Wänden. Der hier einfach charakterisirte Typus variirt sich im Laufe der Zeit und nach Massgabe der Wohlhabenheit der Leute.

Auf der anderen Seite des namš sind kalte Kammern (c c) zu wirthschaftlichem Bedarf, z. B. auch die Mahlkammer für die Handmühle angebaut, die in jüngerer Zeit auch zu Wohnungen verwandt werden. Auch an die ištaba werden jetzt Wohnkammern (d d) angebaut.

An die Besprechung der Nebengebäude eines lettischen Bauerhofes, der Klete, die als Kornspeicher, als Vorrathsraum für alles Mögliche und in gewissen Theilen als Sommerwohnung und als privates Familien-Refugium dient, der Rije, dieser für die baltischen Völker und einen Theil der benachbarten Slaven eigenthümlichen Korndarre, in welcher Esten und Letten gewisse Zeiten hindurch gewohnt haben, der Badstube, in welcher noch jetzt bisweilen Arme einquartiert werden, ist eine genaue Untersuchung über die Geschichte der Wohnungsverhältnisse der Letten geknüpft. Das Resultat dieser Untersuchung hat mich zu der Ueberzeugung gebracht, dass weder die Badstube noch die Korndarre (Hitzrije) die ursprünglichste Behausung der Letten gewesen ist, wie Manche bisher gemeint haben.

Schon in dem Abschnitt von den Baulichkeiten habe ich oft mit gutem Erfolg die Sprachforschung in den Dienst der Archäologie und Historiographie stellen können. Ähnliches ist mir gelungen in dem Abschnitt von dem lettischen Mobiliar und Hausgeräth. Ist die Bezeichnung eines Dinges seit älteren Zeiten aus einer fremden Sprache entlehnt, so ist sicher

auch das Ding selbst von dem Volk entlehnt, das jene Sprache gesprochen. So lässt sich feststellen, welche Hausmöbel oder Geräthe der Lette etwa vom Russen, meistens aber vom Deutschen bekommen oder zu machen gelernt hat. Die Zahl derselben ist keine unbedeutende. Eine ganze Klasse derselben bilden z. B. die Böttcherarbeiten. Alle Daubengefässe und alle Handwerksgeräthe des Böttchers nennt der Lette mit Namen, die aus dem Deutschen entlehnt sind. Die Holzgefässe der alten Letten waren in alten Zeiten aus kleinen oder grossen Klötzen gehöhlt. Die Beschreibung dieser mannigfaltigen Gefässe füllt einen ganzen Abschnitt. In dem Magazin der lettisch-literarischen Gesellschaft (XIX, 4), welches in Anlass des gegenwärtigen Congresses herausgegeben worden ist, habe ich zwei Aufsätze veröffentlicht, den einen über die alte Waldbienenzucht der Letten, den andern über die nationalen Getränke der alten Letten (Bier, Meth, Birkwasser). Beides sind Partien aus meinem in Rede stehenden umfangreichen Manuscript. Ich hebe aus denselben für den Archäologen hervor, dass der Lette noch heute den Maisch seines Hausbieres zuweilen wie in uralter Zeit in einem Holzgefäss durch glühend gemachte Steine zum Kochen bringt und gar macht. Es ist auch anderweitig nachweisbar, dass der Lette noch in historischer Zeit in eben solcher Weise seine Speise in Holzgefässen gar gekocht hat.

Aus dem Abschnitt über die Waldbienenzucht erlaube ich mir dem Congress hier eine Abbildung, in der lettischen ethnographischen Ausstellung das Original exemplar eines Geräthes vorzustellen, mittelst dessen der Lette sich zu den Bienenbehausungen hinauftritt, welche hoch in dem lebendigen Waldbaum ausgehöhlt sind. Es ist ein uraltes, höchst sinnreiches und zweckmässiges Geräth.

Es hat dazu dienen sollen, dass der Imker ohne Treppe bequem und sicher in eine Höhe von 20—30—40 Fuss zu den Bienen im Waldbaum hinaufkomme und dass er oben bequem und sicher seine Arbeiten verrichten könne. Nennen wir das Instrument nun kurz eine Tritze; es bedurfte diese erstlich oben eines Hakens, um sie über der Bienenbehausung anzuhängen, sodann unten eines Sitzbrettes, auf welchem der Imker sitzend zur Arbeit am Bienenbaum hinauffahren kann, ferner eines geeigneten Strickes, um sich hinaufzuziehen, endlich eines Rades oder eines Dinges, wodurch das Rad ersetzt wird und worüber der Strick läuft, mittelst dessen der Imker sich hinaufzieht. Ausser diesen vier wichtigen Stücken ist noch ein fünftes originelles Stück nöthig und vorhanden, welches dazu dient, bei der Leitung des Strickes vom Sitzbrett nach oben dem Imker Gesicht und Arme ungenirt frei zu halten, damit er bei der Fahrt und bei der Arbeit bequem und sicher sehen und arbeiten könne.

An dieser Stelle genügt es nun, das Nothwendigste über das merkwürdige Instrument zu sagen. Die Detailbeschreibung des Instruments und der ganzen altlettischen Waldbienenpflege ist im Magazin der lettisch-literarischen Gesellschaft (XIX, 4) bereits veröffentlicht, und ich kann mich hier um so kürzer fassen, als die hier folgende bildliche Darstellung (Fig. 2 u. 3) meinen kurzen Worten nachhelfen und die Sache veranschaulichen wird.

Fangen wir mit dem Haken an (Fig. 2 a). In jüngerer Zeit ist derselbe aus Eisen geschmiedet. Ich muss vermuthen, dass er in der Vorzeit von starkem Holz gemacht gewesen ist. Der eiserne Haken hat, in seiner Rundung gemessen, 2' 4" Länge und an dem einen Ende eine Oese, die gross genug ist, dass ein starker Strick hindurchgeht (Fig. 2 b), daneben eine dütenförmige, nach unten offene Oese ähnlich einem Schaftloch (Fig. 2 c). In dieses Schaftloch oder diese Düte steckt der Imker eine lange Stange, hebt den Haken damit auf und hängt ihn, wenn das Uebrige daran befestigt ist, auf einen passenden Ast über der Bienenbehausung. An dem vorderen Ende des Hakens befindet sich ein kleineres Loch (d), in welches eine Schnur geknüpft wird, deren anderes Ende bis auf den Erdboden reichen muss, die aber selbst gleich dem Haken über den Baumast zurückläuft und dazu dient, nach Beendigung aller Arbeit am Bienenbaum den

Haken über den Baumast zurückzuziehen, damit er auf die Erde falle; denn anders könnte man ihn nicht von oben herunterholen.

Kommen wir nun auf das Sitzbrett (Fig. 2 a), um das Originellere uns zum Ende zu versparen, so bemerke ich, dass der lettische Imker in der ältesten Zeit sich nicht auf einem Sitzbrett emporgezogen hat, sondern dass er ursprünglich die Fahrt nach oben in Schlingen an

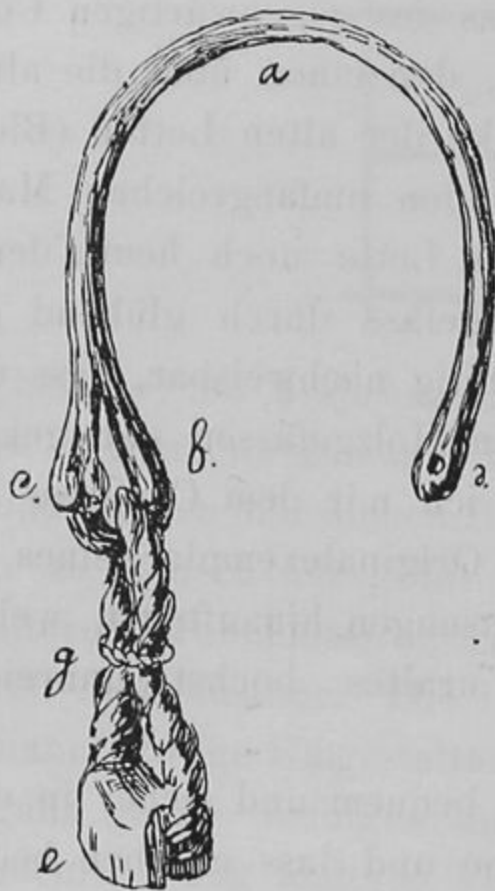


Fig. 2.

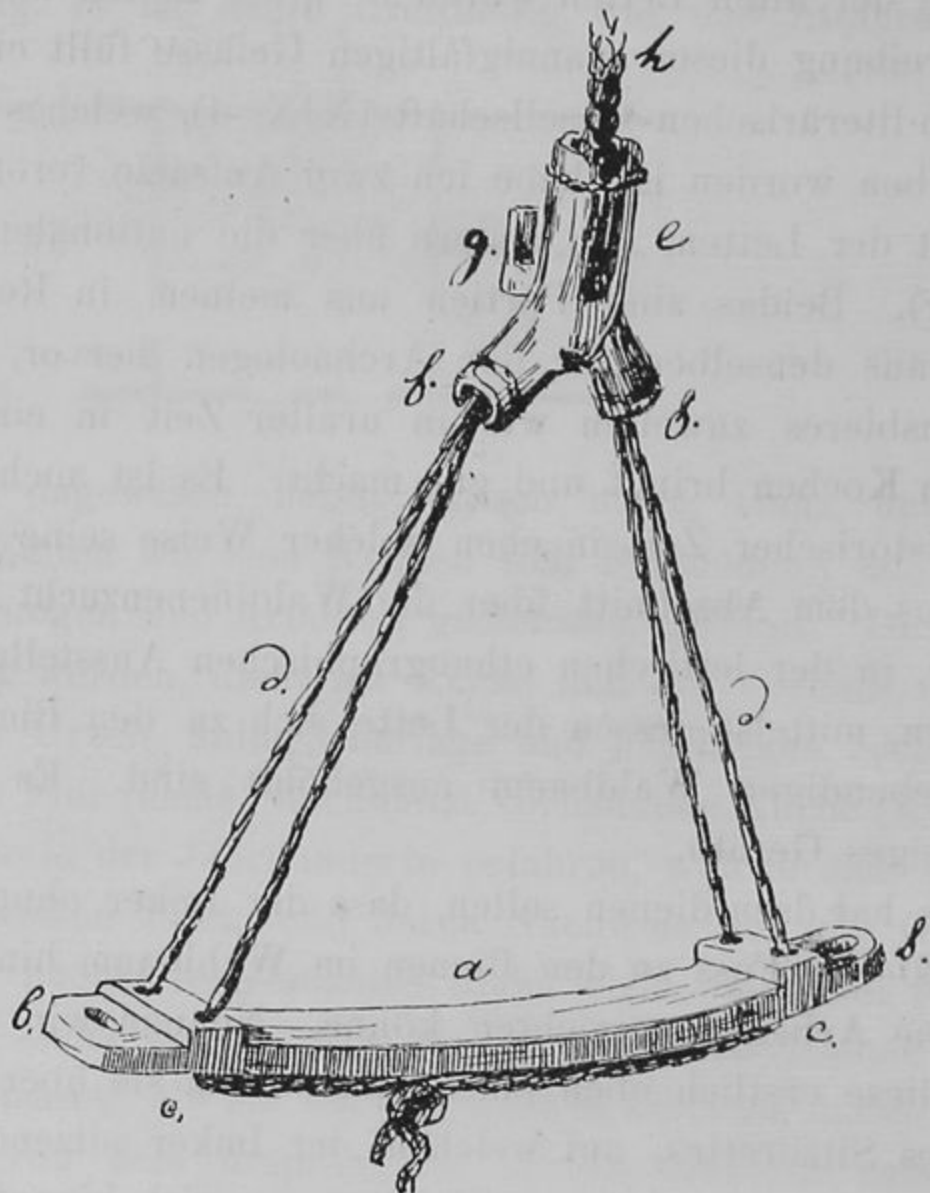


Fig. 3.

dem einen Ende des Zugstrickes stehend gemacht hat. Gesehen habe ich diese Schlingen nicht, aber ein lettischer sprachlicher Ausdruck bezeugt diese Methode. Das Sitzbrett bezeichnet einen Fortschritt in der lettischen Kultur, jenen Fusschlingen gegenüber. Dasselbe ist ca. 30'' lang und ca. 3 1/2'' breit von einem starken Holz gearbeitet. An den Enden desselben findet sich je ein Loch (Fig. 3 bb), wo hinein er sein Arbeitsgeräth steckt oder anhängt (Beil, Zeidelmesser, Holz zum Rauchmachen, ein Gefäss für die Honigwaben u. s. w.). Zwischen dem Sitzenden und den Löchern an den Enden des Sitzbrettes ist dieses auf 2'' verdickt und so verstärkt (Fig. 3 cc) für die beiden Stricke (Fig. 3 dd), die hier rechts und links hindurchgehen und das Sitzbrett mit dem Zugseil verbinden.

Wo der Doppelstrick mit dem Zugseil sich verbindet, hat der sinnreiche Geist des lettischen Volks ein sehr zweckmässiges Ding erdacht, um zu verhindern, dass die von drei Seiten zusammenlaufenden Stricke weder das Gesicht des Imkers geniren, noch seine Hände bei der Arbeit stören. Dieses Ding ist ein dreiarmiges festes maseriges Holz, an welchem noch ein vierter kürzerer, aber auch starker und ebenfalls 16--20 cm im Umfange messender hakenförmiger Arm (Fig. 3 g) seitwärts hervorragt. Die drei erstgenannten Arme sind sämtlich durchbohrt. Das Zugseil kommt von oben in den oberen Arm (Fig. 3 e) und ist in dem Holz mit den Stricken verbunden, die von dem Sitzbrett hinauf in die beiden unteren ausgehöhlten Arme (Fig. 3 ff) hineingeleitet sind. Diese beiden unteren Arme haben eine Länge von je ca. 4'', die Enden derselben sind etwa 6'' von einander entfernt. Dieses dreiarmige Holz schwebt

so hoch über dem Sitzbrett, dass das Gesicht des sitzenden Imkers zwischen den beiden unteren Armen hindurchschaut und die Stirn des Mannes sich noch an das Holz lehnen und stützen kann. Ebenso geben die Stricke, die von oben nach dem Sitzbrett an der Brust des Mannes vorbeilaufen, dem Manne einen Stützpunkt nach vorne und gewähren den Armen freie Bewegung.

Wir kommen nun zu dem Zugseil, an welchem das dreiarmige Holz mit dem Sitzbrett hängt (Fig. 3 *h*) und mittelst dessen der Imker sich hinauftritt. Dieses Seil hat für das ganze Geräth eine solche Bedeutung, dass sein lettischer Name zugleich das ganze Geräth bezeichnet. Es heisst *ḍseiniš*, (v. *ḍjīt*, treiben; der Zusammenhang von *ḍjīt* und *ḍseiniš* ist genau derselbe, wie im Deutschen der von „treiben“ einerseits und „Treibrad, Triebwerk“ u. s. w. andererseits). Das Zugseil hat eine Länge von gegen 80', um hoch hinauf und zur Erde wieder zurück zu reichen, und ist in ganz eigenthümlicher Weise aus fünf sehr starken Schnüren flach geflochten, letzteres deshalb, weil es leicht und gut muss gleiten können.

Der Lette ist nämlich von sich aus nicht darauf gekommen, ein Rad zu construiren und oben an dem beschriebenen Haken anzuhängen, über welches er das Zugseil hätte laufen lassen können. Noch viel weniger ist er im Stande gewesen, etwa den complicirten Flaschenzug zu erfinden. Er hat sich aber in anderer und sehr sinnreicher Weise zu helfen gewusst und seinen Zweck nicht übel erreicht. Er hat sich nämlich ein krummes festes Holz geschnitzt, dessen Enden nach oben gehen (Fig. 2 *e*). An der unteren auswärtigen Seite dieses Holzes läuft eine Rille, in welcher ein starker Strick „ohne Ende“ herumläuft, welcher oben durch das grössere Loch des eisernen Hakens geht (Fig. 2 *f*). Zwischen dem eisernen Haken und den nach oben gewandten Enden des krummen Holzes mit der Rille ist der Strick „ohne Ende“ zusammengebunden (Fig. 2 *g*), wodurch verhindert wird, dass das Holz mit der Rille aus dem Strick „ohne Ende“ herausfällt. Da nun die obere Seite des gekrümmten Holzes nach Möglichkeit geglättet ist, so kann das flache Zugseil leicht immer weiter und weiter hinübergleiten, während der Imker sich hinaufzieht.

Ist er so hoch hinaufgekommen, dass er die Bienenwohnung öffnen und die Arbeit des Honigausnehmens beginnen kann, so ist nur noch nöthig, dass er das frei hängende Zugseil an dem dreiarmigen Holz befestigt. Dazu dient ihm der seitwärts ragende Haken an dem dreiarmigen Holz über seinem Haupt, wo er das Seil in ganz besonderer Art herumschlingen muss, damit er es nach Beendigung seiner Arbeit behufs der Niederfahrt mit einem Ruck leicht lösen könne, sonst müsste er als Gefangener oben sitzen bleiben, da er durch sein Gewicht die unrichtig gemachte Schlinge immer fester zieht.

Es erhellt aus Obigem, wie sinnreich ein Volk in uralter Zeit mit dem einfachsten Material und Werkzeug sich ein gar zweckmässiges und complicirtes Hilfsmittel geschaffen hat, um hoch in der Luft ohne besondere Lebensgefahr seinem Bienengewerbe nachzugehen.

Diese kleinen Proben meiner Forschungen über die alte Kulturgeschichte der Letten mögen an dieser Stelle genügen.



## Ueber die Bedeutung des lettischen Volksliedes für die Archäologie.

(Vortrag, gehalten auf dem X. archäologischen Congress von Emil Bielenstein, Pastor zu Sahten.)

Hochgeehrte Anwesende! Obgleich bereits von einem Congressmitgliede, Cand. Behrsing, ein Vortrag über das lettische Volkslied gehalten worden ist, so glaube ich doch, dass auch dieser zweite Vortrag neben jenem ersten eine Berechtigung hat, sofern in jenem mehr äusserliche Momente — die Volksliedersammlungen und das Metrum der Verse — behandelt wurden, während dieser Vortrag es mehr mit dem Inhalte der Volkslieder und ihrer Bedeutung für die Archäologie zu thun hat.

Im Grossen und Ganzen ist bisher die Arbeit auf diesem Gebiet wesentlich darauf beschränkt geblieben, die Tausende und Abertausende von lettischen Volksliedern (besonders die Vierzeilen) aus den dunkeln Tiefen der Volksüberlieferung hervorzuholen und zu sammeln, eine mühsame und dankenswerthe Arbeit, nun aber müssen die noch durcheinander gemengten Schlacken und Edelmetalle gesiebt und geschieden, gesichtet und geschichtet werden, das Gold muss geschmolzen, es muss gewerthet und verwerthet, zu Münze geschlagen und für die wissenschaftliche Welt in Umlauf gesetzt werden. Bisher ist das nur in einer verhältnissmässig kleinen Anzahl von Arbeiten geschehen; es sind hauptsächlich einige mythologische<sup>1)</sup> und einige kulturhistorische<sup>2)</sup> Fragen behandelt worden.

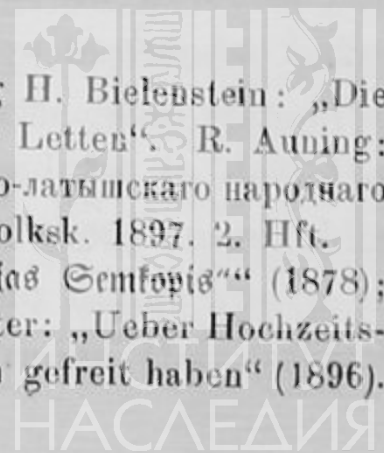
Heute nun sehe ich es nicht als meine Aufgabe an, Ihnen, hochgeehrte Anwesende, etwaige Specialuntersuchungen vorzulegen, das würde uns zu weit führen; nicht so sehr die gewonnenen Früchte möchte ich Ihnen zeigen, als vielmehr das weite Feld, auf welchem bei geeigneter Arbeit Früchte gewonnen werden können. Es handelt sich also im Folgenden um eine zusammenfassende Uebersicht und einige orientirende Gesichtspunkte.

Dem Thema gemäss kann ich es nicht umgehen, zunächst den Begriff der Archäologie in allgemeinen Umrissen zu umgrenzen.

„Archäologie“ bedeutet ja im Allgemeinen die Alterthumskunde; sie hat sich zu beschäftigen mit den alten Sitten und Bräuchen, Geräthen und Kunstdenkmälern, den Mythen und der alten Geschichte eines Volkes. Die Anwendung des Wortes ist aber eine verschiedenartige; theils braucht man dasselbe vorzugsweise für das Gebiet der prähistorischen Forschung, theils ganz speciell für Kunstarchäologie; so haben sich die vom deutschen Reiche in Rom und Athen unterhaltenen archäologischen Institute mit den italienischen und griechischen Kunstdenkmälern zu beschäftigen, jedoch mit Ausschluss der prähistorischen Zeit und des Mittelalters.

1) z. B. Dr. Mannhardt: „Die lettischen Sonnenmythen“. cf. dazu als Ergänzung H. Bielenstein: „Die Gottessöhne im lettischen Volksliede“ (1896). Dr. A. Bielenstein: „Das Johannisfest der Letten“. R. Auning: „Ueber den lettischen Drachenmythus (Pūbfis)“. Я. Лаутенбахъ: „Очерки изъ исторіи литовско-латышскаго народнаго творчества“ (1896). A. Winter: „Mein Bruder freit um mich“. cf. Zeitschr. des Ver. f. Volksk. 1897. 2. Hft.

2) Dr. A. Bielenstein: „Ueber die Satire im lettischen Volksliede und im „Baltijas Ģemfopis““ (1878); „Die alte Waldbienenzucht“ (1896); „Die nationalen Getränke der Letten“ (1896). — A. Winter: „Ueber Hochzeitsbräuche der Letten nach ihren Volksliedern“ (1894). — E. Bielenstein: „Wie die alten Letten gefreit haben“ (1896).



Blicken wir dagegen wiederum auf das dem archäologischen Congresse zugewiesene — somit für uns massgebende — Arbeitsgebiet, so sehen wir diesem weite Grenzen gezogen: Wir hörten, abgesehen von einigen rein historischen Vorträgen, Referate aus dem Gebiete der prähistorischen und historischen Zeit über Menschen und Thiere, Handwerkszeug und Waffen, Schmuck und Wohnungen, Profangeräth und mannigfache Kunstdenkmäler, über Siegel und Münzen, Sprachliches und schriftliche Urkunden, über Völkerverschiebungen und Handelsbeziehungen, über freundliche und feindliche Berührungen der Völker in alter Zeit u. s. w. Scheinbar sind das weit auseinander liegende Dinge, und doch haben sie alle ihren Einigungspunkt, und zwar im Menschen.

Nicht um ihrer selbst willen werden die Gegenstände aus alter Zeit in den Museen zusammengetragen — ihr Kunstwerth an sich ist meistens ein geringer — sondern damit sie uns Aufschlüsse geben über diejenigen, welche sie verfertigt und gebraucht haben. Dieselben geben uns eine Vorstellung von dem Besitz und der Nahrung, vom Leben und Kämpfen der alten Landesbewohner, zugleich aber auch eine Probe ihrer Geschicklichkeit in der Anfertigung der Geräthe, resp. Anhaltspunkte für die Handelsbeziehungen, durch welche sie jene Gegenstände empfangen, resp. einen Hinweis auf Kriege mit anderen Völkern, durch welche sie jene als Beute eroberten. Hier haben wir eine Fülle von kulturellen Beziehungen. Ferner: Die Verzierungen an Schmuck und Waffen, resp. etwaige Kunstdenkmäler zeigen, wie weit der ästhetische Sinn entwickelt war; endlich die sprachlichen Untersuchungen zeigen uns, welche Gegenstände ein Volk mit der Sprache zugleich von anderen entlehnte; eine sorgfältige Ausscheidung aller fremden Worte zeigt uns den genuinen geistigen Besitz eines Volkes und gewährt Einblicke in das Leben und Denken eines Volkes, stellt uns den geistigen Horizont desselben auf einer gewissen Entwicklungsstufe vor Augen. In anderem Zusammenhange schreibt Rudolph von Ihering in seiner „Vorgeschichte der Indoeuropäer“ (1894), S. 2: „Die Sprache eines Volks enthält die Inventur dessen, was es sein eigen nennt, Dasein des Wortes ist Dasein des dadurch bezeichneten Dinges, Mangel des Wortes Mangel des Dinges.“

Somit sehen wir, dass jede Verbesserung von Geräthen und Waffen einen kulturellen, jedes neue gelungene Schmuckstück einen ästhetischen Fortschritt, jedes neue Wort, sei es nun aus einer anderen Sprache herübergenommen, oder sei es aus dem alten Schatze der eigenen Sprache herausgebildet, eine Bereicherung der geistigen Erkenntniss bezeichnet. In alledem documentirt sich ein langsames, allmähliches Fortschreiten. Die Geschichte in engem Zusammenhange mit der Kulturgeschichte zeigt uns das Werden und Wachsen der Völker, oft unter Einflüssen von aussen her, aber doch stets von innen heraus und in Anknüpfung an bereits Vorhandenes. In jedem Volk steckt eine gewisse Eigenart, ein Erbtheil aus ferner Vergangenheit, welches sich immer wieder geltend machen wird, ebenso wie z. B. die blonden resp. schwarzen Haare des Urvolkes auch nach vielen Generationen noch sich bemerkbar machen. Auch um die geistige Eigenart eines Volkes kennen zu lernen, muss man in die Vergangenheit zurückblicken und auf die Kindheitsgeschichte desselben achten. Die Archäologie ist es, welche uns über dieselbe vielfache Aufschlüsse giebt und zwar für diejenigen Zeiten, über welche die historischen Urkunden völlig schweigen oder doch nur wenig Licht verbreiten.

So umfasst die Archäologie in Ergänzung zur rein historischen Forschung ein weites zeitliches Gebiet und zwar nicht nur die prähistorische Zeit, sondern — besonders für unsere Provinzen — noch manches Jahrhundert darüber hinaus, etwa im Grossen und Ganzen auch das Mittelalter. In gewissem Sinne reicht sogar das diesbezügliche Forschungsgebiet noch viel weiter, nämlich bis in die Gegenwart, denn wir brauchen nur offenen Auges um uns zu schauen, um jetzt noch Geräth und Schmuck (z. B. hölzerne Schlösser bei den Letten, Ohrringe, Armbänder, Brautschleier, Trauring u. s. w.), Sitten und Bräuche (Hochzeitsitten, Aberglauben u. s. w.),

Worte und Wendungen („Prosit“, „Gott stärk“ beim Niesen, „Unberufen!“ beim lobenden Erwähnen des guten Gesundheitszustandes resp. des bereits wunderbar langen Vorhaltens einer werthgehaltenen Tasse oder Kaffeekanne) zu finden, welche Zeugen und Reste ferner Zeiten sind und gesammelt und geordnet ein Licht werfen auf Leben und Streben, Hoffen und Fürchten jener Zeiten, über welche die Geschichte nur wenig zu sagen weiss.

Solche Reste aus alter Zeit, welche bis in die Gegenwart hereinragen und lange unbeachtet blieben, sind auch die Volkslieder, hier speciell die lettischen. An der Hand einiger Beispiele soll nun in kurzen Zügen gezeigt werden, inwiefern vom lettischen Volksliede eine Bereicherung des archäologischen Wissensgebietes zu erwarten ist, und zwar: 1) in sprachlicher, 2) in allgemein kulturhistorischer und 3) in ästhetischer (resp. poetischer und moralischer) Hinsicht.

1) In sprachlicher Hinsicht sind die Volkslieder von grossem Werthe nicht nur deshalb, weil durch sie das Studium der verschiedenen lettischen Dialecte erleichtert wird, sondern für die Vergangenheit besonders deswegen, weil in ihnen alte Formen und Endungen, welche in der gewöhnlichen Sprechweise längst abgeschliffen und verloren gegangen sind, sich erhalten haben; waren doch die Verse mit ihren einzelnen Versfüssen, ihren Hebungen und Senkungen wie Kästchen mit vielen Abtheilungen; da war jedes Wort nicht nur, auch jede Silbe sorgfältig gesondert untergebracht und wohl aufgehoben, so dass sie nicht mit der Nachbarsilbe vermischt werden konnte. Das erscheint um so wichtiger, als die lettischen Schriftdenkmäler ja nicht weit zurückreichen.

Ausserdem aber haben sich noch zahlreiche alterthümliche Worte, Bezeichnungen für mancherlei Geräth u. dergl. in den Volksliedern erhalten.

2) In allgemein kulturhistorischer Hinsicht finden wir in den Liedern ein reiches, noch unverarbeitetes Material für die Kenntniss alter Zeiten. In Anknüpfung an unsere archäologische Ausstellung führe ich nur an, dass auch in den lettischen Liedern mancherlei der dort vorgeführten Gegenstände genannt werden, z. B. nicht selten *greesfi gredšentini* = gedrehte, gewundene Ringe, offenbar die so häufig vorkommenden Bronzespinalen; ferner wird auch ein silberner, metallener Gürtel erwähnt, welchen die Mutter der Tochter umlegt, damit sie schlank wachse; besonders häufig werden Waffen, besonders Schwert und Lanze, erwähnt. Der Jüngling zieht den braunen Rock an oder den Kriegsmantel, gürtet das Schwert um und besteigt das geschmückte Rösschen, um in den Kampf zu reiten; als Feinde werden oft die Littauer genannt. Besonders bemerkenswerth erscheint mir, dass auch Burgberge Erwähnung finden, in einem vom Frauenraube handelnden Liede sogar ein bewohnter Burgberg — vielleicht an der kurisch-littauischen Grenze —, wo in alter Zeit der Frauenraub gewiss nicht selten Anlass zu Kämpfen gegeben hat. Auf die Kämpfe mit den Littauern weist uns auch ein längeres, in mehreren Varianten erhaltenes Lied, in welchem der Bruder von der Schwester Abschied nimmt, um in den Krieg zu ziehen. Dabei verabreden sie, dass, wenn er nicht heimkehren kann, sein Rösschen im 9. Jahre wiederkommen und Nachricht von ihm bringen werde. Eine dieser Varianten, in welche neben rein heidnischen zuletzt auch christliche Elemente Eingang gefunden haben, endet auf die Frage: „Wo blieb dein Reiter?“ mit folgendem Bericht des Rösschens:

„Dort geblieben ist mein Reiter,  
 Wo im Lande der Littauer  
 Männer liegen wie die Eichen,  
 Und in Haufen liegen Säbel;  
 Wo ein Blutstrom fliesst, und drüber  
 Man aus Knochen baut die Brücke.  
 Drüber fährt das junge Bräutchen  
 Zitternd wie ein (Espan)blättchen.  
 Dasselbst wandeln Gottessöhne,

Um die Seelen aufzulesen;  
 Wenn ein Seelchen sie gefunden,  
 Hüllen sie's in weisses Wolltuch,  
 Tragen es in heil'gen Schatten,  
 Betten es in Gottes Wiege,  
 Lassen es vom Engel wiegen,  
 Der beim Wiegen dieses Lied singt:  
 Seele, die im Kampf getödtet,  
 Ewig seiest du unsterblich.“



In einer Variante desselben Liedes, welche sich ebenfalls in Lautenbachs очерки изъ истории findet, wird uns mit onomatopoetischen Worten der Schwertkampf geschildert, in welchem der Jüngling gefallen:

„Tur palifa balelińšč,  
Kur sobini swauńšč un swauńšč.“  
Dort blieb das Brüderchen,  
Wo die Schwerter (klangen und klangen) hell aneinander klangen.

Nach der Schlacht wurden, wie mehrfach erwähnt wird, der Erschlagenen Schwerter und Kopfbedeckungen (offenbar Helme u. dergl.) in Haufen zusammengelegt.

Ueber den Auszug des Kriegers zum Kampfe ist noch hinzuzufügen, dass es meistens die Schwester ist, welche ihn ausgeleitet resp. hernach über seinen Tod klagt, doch hat auch oft seine Mutter, seltener die Frau ihren Antheil daran, z. B.:

Eines Kriegers Schätzelein  
Kann zur Nacht der Ruh nicht pflegen,  
Muss für ihn das Rösschen füttern  
Und die Fahne ihm verziern.

Eines Kriegers Mütterchen  
Kann zur Nacht der Ruh nicht pflegen,  
Stehend an dem Fensterlein  
Muss es ihm das Segel zieren.

Oftmals wird gesagt, dass die Kriegsfahne (farodńińšč) bunt ausgehäht wird. Besondere Kriegszeichen irgend welcher Art dürften doch wohl nur in ferner Zeit in Gebrauch gewesen sein, wo noch die alten Landesbewohner in selbständigen Abtheilungen in den Krieg zogen. Noch mehr deutet auf jene alte Zeit die zweite Strophe hin, denn es handelt sich in dieser offenbar um einen Kriegszug zur See im eigenen Boote. Wohl ebenfalls in dieselbe Zeit vor der deutschen Ansiedelung oder in die ersten Kämpfe mit denselben weist uns ein Lied, welches sich auf die Abwehr feindlicher Ueberfälle von der See her bezieht:

Weithin, weithin werd' ich reiten  
An des weissen Meeres Ufer (baltaš juħeaš maliaū).  
Fremde Männer sind gekommen  
Und bedrängen unsre Brüder:  
Brechen schöne Eschenböte,  
Nehmen fort die weissen Segel.

Auch der Heldentod auf dem Schlachtfelde wird gepriesen (s. o.), weil er Nachruhm bringt:

Lieber möge man im Kriege  
Als am Wegesrand mich tödten:  
Hohen Ruhm hat dann die Schwester,  
Dass der Bruder fiel im Kriege.

Der Heldentod führt uns zum Begräbniss: Die semeš mahte, die Mutter Erde, nimmt den Todten auf. Sie lässt ihn nicht frei trotz der ihr dargebrachten Gaben, trotzdem „Geld, ein Beil und Steine ins Grab geworfen werden“. In vielen Liedern wird erwähnt, dass der Todte in den Sand gebettet wird — die oft wiederkehrende Ausdrucksform lässt wohl an die Skelettgräber denken, in welchen die Leiche ohne Sarg eingebettet ward. Im Unterschiede von dieser Bestattungsart heisst es gemäss der späteren Sitte in einem anderen Liede:

Česagula mamulina  
Stawa foka namiaū.  
Eingeschlafen ist Mütterchen  
In dem stehenden Baumhäuschen;  
Nicht hörte sie das Wehen des Windes,  
Nicht die Klagen des Kindleins.

Offenbar ist hier gemeint ein Sarg aus einem ausgehöhlten Baumstamm, wie sie ja zeitweilig bei den Letten und anderen Völkern in Gebrauch waren. In noch jüngerer Zeit wird dann das Haus ohne Fenster erwähnt, welches aus „gesägten“ Brettern gebaut ist, also der Brettersarg.



Doch fragen wir nun: Was hat die Archäologie für einen Gewinn davon, dass derartige Bezugnahmen auf Gräberfunde oder dem Aehnliches sich in den Volksliedern finden? Es könnte zunächst scheinen, als ob die Archäologie im engeren Sinne, soweit sie sich mit der prähistorischen Forschung zu beschäftigen hat, kaum etwas Neues erfährt, was sie nicht schon aus den Gräberfunden wüsste. Immerhin sind im lettischen Volksliede manche alte lettische Bezeichnungen von solchen Gegenständen, welche durch die archäologischen Forschungen aufgefunden wurden, erhalten, auch werden hier gerade Letten als Inhaber resp. Verfertiger dieser oder jener archäologisch interessanten Gegenstände genannt, ferner wird die Herkunft mancher Dinge angedeutet (z. B. *friju* oder *frewu wazelite*), endlich treten uns hier die mannigfachen archäologischen Gegenstände nicht am Knochenskelett, sondern in unmittelbarer Beziehung zum lebendigen Menschen vor Augen, sodann aber erhalten wir umgekehrt durch die Bezugnahme der Volkslieder auf archäologische Fundstücke u. dergl. ein Kriterium für das hohe Alter mancher Volkslieder und somit auch der in denselben geschilderten Bräuche und Sitten, Vorstellungen und Denkweisen; dadurch aber gewinnen wir wiederum für die Archäologie im weiteren Sinne eine Fülle von neuem Material, welches uns die Gräber nicht zu bieten vermögen. Die Archäologie hat sich ja nicht allein mit den gefundenen Gegenständen, sondern gerade mit dem Menschen, wie er früher war, zu beschäftigen. So ergänzt eines das andere. Max Müller sagt einmal: „Mensch bedeutet ursprünglich Denker, und die erste Bethätigung des Gedankens ist das Wort.“ Hier im lettischen Volksliede haben wir Ueberlieferungen des menschlichen Denkens z. B. aus ferner Vorzeit. Dr. Mannhardt stellte manche der lettischen Lieder in Parallele zu den vedischen Liedern. Gestützt wird die Behauptung vom Alter des lettischen Volksliedes (Näheres siehe in der Einleitung zu des Verf.: „Wie die alten Letten gefreit haben.“) noch durch die Aeusserung Paul Einhorns aus dem Jahre 1647: „Darnach (auf den Hochzeiten) werden . . . Lieder auff ihre Sprache gesungen Tag und Nacht ohne aufhören.“ Solche Sitten und ein solcher Reichthum von Liedern entstehen nicht in kurzer Zeit, sondern weisen auf eine Entwicklung von vielen Jahrhunderten hin. Dass viele lettische Volkslieder bereits in der heidnischen Zeit gesungen worden sind, das beweisen unzweideutig die recht zahlreich erhaltenen Lieder mythologischen Inhaltes.

Dieses Gebiet harret noch ganz besonders streng wissenschaftlicher Behandlung. Die wenigen Specialbearbeitungen zeigen, wie interessant das Vorhandene ist und wie werth, untersucht zu werden; im Allgemeinen aber ist über die lettische Mythologie sehr viel tendenziös gefabelt worden, daher bedarf dieselbe gar sehr der sorgfältigen Prüfung. Eine gründliche Ausnutzung der Volkslieder und der ihnen verwandten Materialien dürfte auf diesem Gebiete die Klärung mancher allzu kühnen Phantasien herbeiführen helfen.

In nahem Zusammenhange mit der Mythologie steht der Aberglaube, welcher ja vielfach auf altheidnische Vorstellungen zurückzuführen ist, wenn derselbe auch in christlicher Zeit manche Metamorphose durchgemacht hat. Oft ist nur der Name Gottes oder eines Heiligen an die Stelle einer heidnischen Gottheit gesetzt worden (z. B. Maria anstatt der Laima, der Glücksgöttin). Auf diesem Gebiete findet sich im lettischen Volksliede viel Interessantes.

Es sind ja theils privatim, theils von den lettischen Vereinen bereits viele abergläubische Sitten und Bräuche aus der Volksüberlieferung zusammengetragen worden, aber das Volkslied bietet dazu noch manche werthvolle Ergänzung. Während dort in allgemeiner Form angegeben wird, was man etwa zu thun habe, um sich vor einem Schaden zu bewahren, oder um einen Vortheil zu erlangen, so finden wir denselben Brauch im Volksliede gewissermassen angewandt. In lebendiger Form, oft in der ersten Person redend, tritt die handelnde Persönlichkeit im Volksliede auf, wir können sie bei ihrem geheimnissvollen Thun beobachten. So sorgt z. B.

etwa die ledige Schwester des Wirths bereits in der Nacht vor dem Weihnachtsfeste dafür, dass im nächsten Sommer ihr Flachs auf dem Felde in erwünschter Weise gedeihen möge:

Also steh' ich, also steh' ich  
An dem Weihnachtsheiligabend:  
Damit nicht zu Boden sinke  
Mir mein stattlich schönes Flachsfeld.

In einem anderen Liede wird die Wirthin im Interesse ihrer Kälber zu folgendem Thun ermahnt:

Tanze, tanze doch, o Wirthin,  
Tanze am Martiniabend:  
Dass die Kälberchen im Frühjahr  
Tanzend man zur Weide führe.

Viele Lieder weisen — darunter manche in hübscher poetischer Form — auf mancherlei Vorzeichen hin, welche besonders Liebenden die Zukunft andeuten; z. B.:

Laufend hab' ich aufgehoben  
Einen bitter-sauern Apfel,  
Ach, mein Gott! nun wird man geben  
Mich dem sauertöpf'schen Freier.

Oder:

(Neulich) setzte sich ein Bienchen  
Oben auf des Kränzleins Zierrat;  
Ach, mein Gott! nun muss ich werden  
Eines Bienenpflegers Schätzchen. u. s. w.

Aber auch auf manches Mittel weist das Volkslied hin, um Liebe einzuflössen resp. ungeliebte Freier zurückzustossen; verschiedene eigenartige Beispiele finden sich in der genannten Schrift: „Wie die alten Letten gefreit haben.“ S. 174—178.

Diese Bräuche führen uns von den mythologisch-abergläubischen Vorstellungen hinüber zu den Volkssitten im Allgemeinen. Auf diesem Gebiete gewähren die lettischen Volkslieder der archäologischen Forschung ein ausserordentlich reiches Material. Der sangeslustige Lette begleitet den ganzen Lebenslauf des Menschen von der Geburt bis zum Grabe mit seinen Liedern und hat uns in diesen theils eine Fülle von alten Sitten und Bräuchen aufbewahrt, theils auch manche Zustände und Lebensverhältnisse, die längst verschwunden sind, anschaulicher vor Augen gestellt, als es ein Chronist hätte thun können; denn ein fremder Chronist hätte doch nur mit seinen Augen, von seinen Vorstellungen aus die Dinge angeschaut und dargestellt (cf. z. B. Paul Einhorn's Schilderungen), während hier das Volk selbst von sich redet und uns damit in die intimsten und internsten Vorgänge einen Einblick gewährt. In den Volksliedern haben wir Schilderungen der ersten Kindheit, dann Hüter- und Waisenlieder, Beziehungen beider Geschlechter zu einander, Verlobung und Hochzeit, Ehestand und Lebensarbeit, Freude und Leid, Tod und Begräbniss, und das Alles unter mannigfachen Gesichtspunkten. Besonders bedeutsam aber erscheint dieses, wenn wir bedenken, dass die Volkslieder einen Schatz bedeuten, an welchem das Volk selbst durch viele Jahrhunderte gearbeitet und gesammelt hat. Da nun das lettische Volk manche Stufen der Kultur durchlaufen hat, in religiöser Hinsicht erinnere ich nur an Heidenthum, Katholicismus, Lutherthum, und da ausserdem noch, abgesehen hiervon, jeder Brauch oder, sagen wir, jede Gruppe von Volksbräuchen, wiederum eine besondere Geschichte hat, erst einen keimartigen Anfang in fernster Vorzeit, als noch die Indoeuropäer in der Urheimath ein Volk bildeten, dann eine Ausgestaltung theils von innen heraus zugleich mit der wachsenden Kultur des Volkes, theils durch äussere Beeinflussung von Seiten benachbarter Völker — so muss das Alles sich auch in den Liedern, welche solche Bräuche begleiten oder schildern, abspiegeln, ganze Kulturschichten müssen in ihnen abgelagert sein.

Besonders deutlich liess sich das nachweisen auf dem Gebiet der Eheschliessung, wo sich an der Hand der Volkslieder nicht nur Spuren der alten Geschwisterehe, sondern auch die Raub- und Kaufehe bis in die heidnische Zeit hinein in deutlichster Weise verfolgen und mit vielen markanten Zügen darstellen liessen. Interessant ist auch, dass sich sogar der Uebergang von der Raub- zur Kaufehe in den Volksliedern abspiegelt.

Bei der sich hier bietenden Gelegenheit möchte ich als Nachtrag zu der genannten Schrift noch einige mir eben erst ins Auge fallende Stellen aus Heinrichs von Lettland Chronik nach der Ausgabe von E. Pabst anführen. Auf S. 21 erwähnte ich ein den alten Preussen von einem päpstlichen Gesandten im Jahre 1249 gegebenes Privilegium, in welchem den zum Christenthum Uebergetretenen verboten wird, mit allzunaher verwandten Weibern in Ehegemeinschaft zu stehen. Für unsere Provinzen sind dazu zu vergleichen Urk. 13 und 145 aus Bunes Urkundenbuch Bd. I, cf. Pabst, Heinrichs Chronik S. 8, Anm. 10.

Auf die Vielweiberei bei den Liven deutet vielleicht Kap. I § 10, unzweifelhaft bei den Esten und Oesulanern Kap. XXVI § 8, „und nahmen ihre Gattinnen wieder, die sie zur Zeit des Christenthums entlassen hatten“, und Kap. XXX § 1, wo erzählt wird, wie die Osilier „von Schweden mit viel Beutestücken und Gefangenen heimkehrten“ (Ao. 1226) und „legten sich andere als Gattinnen zu, drei ein jeglicher oder zwei oder mehrere.“

In demselben Abschnitt wird auch erwähnt, dass sie gefangene Weiber an die Kuren und andere Heiden verkauft hätten.

Das Alles wirft gewiss auch ein Licht auf die lettischen Sitten und ergänzt die Volkslieder.

Aber nicht nur Sitten, auch sociale Zustände schildern uns letztere. In Zusammenhang mit den verschiedenen Formen der Eheschliessung tritt die sociale Stellung der Frau in eine verschiedene Beleuchtung. Wenn durchweg in den älteren Liedern die Frau eine niedere Stellung einnimmt, ihr Loos als ein schweres erscheint, so ist das natürlich, wenn wir daran denken, dass sie eben nur eine aus der Fremde geraubte, schutzlose geknechtete Sklavin war; auch das Loos der gekauften Frau war wohl nicht viel besser.

In vielen Liedern finden wir Hinweise auf die geknechtete Stellung des Weibes, z. B. in den Schlussversen eines längeren Liedes, in welchem der Raub eines Mädchens und die Verfolgung der Räuber geschildert worden, heisst es:

Weinend kommt heraus die Schwester,  
Kommet aus der neunten Kammer,  
Fasst ihr Haupt mit beiden Händen,  
Weint beklagend ihre Thorheit:  
Wenn ich das geahnet hätte,  
Dass so schlimm es bei den Fremden,  
Dann hätt' ich mein ganzes Leben  
Lieber Mütterchen gehorchet;  
Dann wär' lieber an dem Tage,  
Als heran die Freier ritten,  
Ich hinaus zum Wald gegangen,  
Bei der Tanne mich zu betten (d. h. zu sterben).

Wären auch bestreuet meine  
Wolltüchlein mit Tannenreisern,  
Dann ja wären meine Haare  
Nimmer um die Hand geschlungen,  
Nimmer meine zarten Ohren  
Ausgedehnt mit harten Schlägen,  
Nimmer meine weissen Wangen  
Aufgeweicht in Thränenströmen;  
Solch ein harter Eh'mann brauchet  
Nie zu graben einen Brunnen,  
Solcher wäscht sein Angesichte  
In den Thränen seines Weibes.

Diese gedrückte Stellung der Frau klingt auch in jüngeren Liedern durch, z. B.

Ueber die Burschen  
Weiss längst ich zu klagen:  
Wenn sie noch ledig,  
Dann sind sie liebeich;

Sind sie erst Männer,  
Bell'n sie wie Hunde,  
Ob Schuld, ob keine Schuld,  
Zeigen die Peitsche.

Oder:

Mädchenjahre, süsse Jahre,  
Eilen hier auf Rosenblüthen;  
Frauenjahre, bitt're Jahre,  
Unter Mannes Stiefelabsatz.



In Zusammenhang hiermit steht das Verhältniss zwischen Bruder und Schwester. Dieses wird meistens als ein sehr gutes geschildert und zwar schon in sehr alten Liedern. Neben der geknechteten Frau, Sklavin, hatte die dem Herrn näher stehende Schwester eine leichtere Stellung, sie hatte im Bruder auch einen natürlichen Beschützer gegenüber denen, welche sie rauben wollten; wie der „Mohn“ oder die „Rose“ hinter dem schützenden „Klettenbusch“, so wächst die Schwester unter der Obhut der Brüder auf etc. Mit der steigenden Kultur, mit dem Schwinden der alten Raub- und Kaufehe ändert sich auch die Stellung des Weibes. Der Jüngling muss um die Gunst und Liebe der Jungfrau werben, sie fühlt sich nicht mehr als die Geknechtete, die geraubt und verkauft wird, sondern als diejenige, welche ihre Gunst schenkt und mit Liebe beglückt. Damit wächst ihr Stolz und nun singt sie:

Meinetwegen schmückt der Freier  
Seinen Hut mit bunten Bändern;  
Ich mit meinem Kränzelein  
Dreh' nicht einmal meinen Kopf hin.

Oder:

Herrchen gross, Herrchen klein —  
Brüderchen zieht ab die Mütze;  
Kämen alle Herrn aus Riga,  
Ich nähm' doch nicht ab mein Kränzlein.

Aus diesen wenigen Beispielen geht bereits hervor, dass die lettischen Volkslieder in hohem Masse interessant sind, nicht nur, weil sie uns die äussere Form alter Sitten überliefert haben, sondern besonders auch deshalb, weil sie uns manche Kunde geben, manche Spur davon zeigen, wie der Lette innerhalb dieser oder jener Periode gedacht und empfunden hat.

Das lettische Volkslied ist in der That ein rechtes Tagebuch, in welchem nicht nur die äusseren Geschehnisse, sondern auch die inneren Stimmungen aufgezeichnet worden sind.

3) Es erübrigt noch, einen Blick auf die ästhetische Seite der Volkslieder zu werfen. Mehr als in den Verzierungen gewöhnlicher Art an Schmuck und Geräth tritt der Schönheitssinn des Letten in der Poesie hervor, weil hier sein Gemüth mit in Frage kommt. Dieses ist weich und empfänglich für die Schönheiten der Natur, der Lette des Volksliedes steht der Natur noch unmittelbar nahe wie ein Kind, er empfindet mit ihr und glaubt, dass sie mit ihm empfindet, daher entnimmt er ihr Bilder und Beispiele für alles, was ihn in Freude und Leid bewegt. Besonders zahlreiche Beispiele hierfür bieten die mythologischen Lieder, denn die lettischen Gottheiten sind noch deutlich erkennbar: die Natur und ihre Kräfte z. B.:

Schwarze Stiere, weisse Hörner,  
Fressen Schilf am Meeresstrande;  
Diese sind nicht schwarze Stiere,  
Diese sind ja Gottes Rösschen;  
Und das sind nicht weisse Hörner,  
Das sind ja die gold'nen Zäume.

Die dunkle Wolke am Horizont, deren obere Ränder von der Sonne hell beschienen werden, ist hier in poetischer Weise erst mit Stieren, dann mit Gottes Rösschen verbunden (cf. H. Bielenstein: „Die Gottessöhne“, S. 35). Eine grosse Rolle spielt in den mythologischen Liedern auch der Mond, der bald von Perkun mit scharfem Schwerte mitten durchgehauen wird, weil er dem Morgenstern die Braut geraubt, bald wieder mit dem „silbernen Mäntelchen“ in Vollmondsglanze still und ruhig dahinfährt:

Ēni, Ēni deewiņš brauza  
No kalnā leijā:  
Netrauzeja rudseem seedu,  
Ne arāja kumelīnu.

Langsam, langsam fuhr vom Berge  
Gottchen nieder in das Thal:  
Störte nicht die Roggenblüthe,  
Störte nicht des Pflügers Rösslein.

Aber auch in jüngerer Zeit hat der Lette sich das Naturempfinden bewahrt, daher sind die lettischen Volkslieder so reich an Naturbildern, ja man könnte es fast als Regel aufstellen, dass das Lied mit einem Bilde aus der Natur eingeleitet wird, z. B. (aus Ulmann):

Weisse Blume, grünes Schilfrohr  
Blühen an des See's Gestade,  
Weisse Blum' ist meine Schwester,  
Grünes Schilfrohr ist mein Liebchen.

Oder:

Halberblütem Apfelbäumchen  
Brach der Wind den schlanken Wipfel;  
Halberblüht erst war das Glück mir,  
Als der Tod mein Liebchen knickte.

Das poetisch Schöne führt uns zum moralisch Schönen. Das Schlechte und Unsittliche ist unschön, weil es unharmonisch ist, das sittlich Gute ist schön, weil es harmonisch ist. Auch in dieser Hinsicht ist das lettische Volkslied eine reiche Fundgrube für denjenigen, welcher das lettische Volk nicht nur, wie es äusserlich in der Gegenwart erscheint, sondern wie es in seinem Kern ist oder wenigstens war, kennen lernen will. Man könnte aus den Volksliedern viel Material für eine Volkssittenlehre sammeln. Hier darauf näher einzugehen, würde zu weit führen, nur das sei erwähnt, dass der gesunde Sinn des Volkes in Hervorhebung von lobenswerthen und in Verurtheilung und Brandmarkung schlimmer Eigenschaften oder Handlungen in erfreulicher Weise in den Volksliedern hervortritt, besonders in Hinsicht auf die Beziehungen beider Geschlechter zu einander, sowie auf die Klatschsucht.

Für ersteres diene folgende Mahnung der Mutter an die Tochter als Beispiel:

Wahre, Tochter, selbst die Ehre,  
Nicht wahrst deine Ehr' der Jüngling;  
Nicht wahrst deine Ehr' der Jüngling,  
Mardermütze ist sein Kopfschmuck.

Sehr zahlreich sind die Lieder, welche sich gegen die Klatschsucht der Leute richten; oft wird, da der Einzelne gegen den Klatsch fast wehrlos ist, die Laima oder Gott angerufen, sich des Verleumdeten anzunehmen:

Gott, erquicke du das Gräschen,  
Das im Sonnenbrande welkte;  
Bring zu Ehren, Gott, das Mägdlein,  
Dem man bösen Leumund machte.

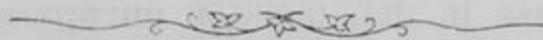
Viel Volkserziehliches findet sich auch in den Spott- und Neckliedern, unter den Wechselgesängen.

Alles dieses hat ebenfalls seinen Werth für die Archäologie, denn letztere hat sich ja mit der kulturellen Entwicklung des Menschen in der Vergangenheit zu beschäftigen, aber das, was wir hierin zusammenfassen: Kleidung und Geräth, Schmuck und Waffen, Nahrung und Lebensgenüsse, Sitten und Bräuche u. s. w., sind nur gewissermassen Aeste und Blätter, Blüten und Früchte am Stamme des Baumes, dieser aber muss doch etwas Eigenartiges an sich resp. in sich haben, dass die Zweige und Blätter, und was sonst an ihm ist, sich gerade so entfalten, wie sie sind, und nicht anders. So hat auch jedes Volk seine Volksseele, seine Eigenart, und diese ändert sich nicht so leicht, wie die Kleidung oder auch die Sitten. Wohl können manche Fehler oder Tugenden eines Volkes unter gewissen Verhältnissen grösser oder kleiner werden,

eine gewisse Anlage — gewisse Temperamente, Fähigkeiten u. dergl. — liegt dauernd im Volke, gewisse Eigenschaften sind und bleiben sein Eigenthum, es sei denn, dass eine völlig veränderte Lebensweise gute oder böse Eigenschaften zur Entfaltung bringt, welche in früherer Zeit keimartig im Verborgenen geruht hatten. Das lettische Volkslied zeigt uns nun den Letten als Menschen unter Menschen, wie er Jahrhunderte hindurch gewesen ist. Für die Völkerpsychologie bietet sich hier ein Feld zu mancherlei Untersuchungen, die besonders dadurch sehr gefördert werden könnten, wenn die zahlreich auch bei anderen Völkern (besonders Europas und Asiens), wenn auch nicht in gleicher Fülle und Mannigfaltigkeit, sich findenden Vierzeilen eingehender auch mit den lettischen verglichen würden. Nur bei der Vergleichung mit anderen, hier speciell mit den Liedern der Nachbarvölker, würde die Eigenart des lettischen Volkes in richtiger Weise erkannt werden können.

Damit aber würde nicht nur der archäologischen Erforschung der lettischen Vergangenheit gedient sein, jede Erkenntniss der Entwicklung eines Volkes dient auch der allgemeinen Volkskunde. Jedes Volk ist ein Theil der Menschheit. Die Entwicklung jedes Volksthum's spiegelt etwas von der Geschichte der Menschheit ab. Die genaue Durchforschung der lettischen Ueberlieferungen in Sitte und Brauch, in Sprüchen und Räthseln, in Märchen und Liedern dürfte daher für die Erkenntniss und das Verständniss früherer Stufen nicht nur des lettischen Volkes, sondern auch anderer Völker noch manche Ergänzung gewähren.

In dem Gesagten sind natürlich nur Andeutungen und Gesichtspunkte geboten, für die Wissenschaft brauchbare Resultate können nur in gründlichen Einzeluntersuchungen gewonnen werden.



## Ueber Massnahmen zur Erhaltung der alten Baudenkmäler in den baltischen Provinzen.

(Vortrag, gehalten von Dr. E. v. Nottbeck auf dem archäologischen Congress zu Riga den 15. August 1896).

Eine Kulturaufgabe, die Erhaltung alter Baudenkmäler, haben sich die Gesetzgebungen fast sämtlicher Staaten Europas angelegen sein lassen, indem sie der Zerstörung in Folge von Unverstand, Gleichgültigkeit und Gewinnsucht entgegenzutreten suchen. Die betreffenden Gesetzesbestimmungen sind enthalten: für Frankreich in einer Reihe staatlicher Verordnungen aus den Jahren 1837—74, für Preussen in eben solchen Verordnungen von 1815—81, für Oesterreich in einer Regierungsinstruction vom 18. Juli 1873, und in Gesetzen: für Ungarn von 1881, für Italien von 1822 und 1885, für Schweden vom 29. November 1867, für Dänemark vom Jahre 1873, für Griechenland vom Jahre 1834, für die Türkei vom Jahre 1884 u. s. w. — Ausser den Baudenkmalern gewähren diese Verordnungen auch anderen Gegenständen von archäologischem Werthe Schutz.

Ein wie grosses Gewicht die Gesetzgebungen vom Standpunkte der allgemeinen Bildung aus auf die Erhaltung von Denkmälern der Vergangenheit und insbesondere alter Bauwerke legen, geht schon daraus hervor, dass in den meisten europäischen Staaten die Aufsicht und die Anordnungen in solcher Beziehung dem Ministerium des öffentlichen Unterrichts obliegen, und nur in den Staaten, in welchen das Unterrichtsministerium von dem des Kultus getrennt ist, alte Profanbauten ersterem und alte kirchliche Bauwerke letzterem Ministerium unterstellt sind.

In den erwähnten Staaten gehen die betreffenden obrigkeitlichen Anordnungen meist von einem Hauptcomité und demselben untergeordneten Provinzial-Comités aus, bei denen nicht selten besondere Conservatoren als Executivorgane angestellt sind. Die Zwecke der Comités werden von Privatvereinen gefördert, deren Wirkungskreis sich nur darauf beschränkt, beim Publicum Interesse für die Sache zu erwecken und zu mehren.

Nach den erwähnten Gesetzgebungen zerfallen die Denkmäler der Vergangenheit in Kunst- und in historische Denkmäler, je nach ihrem künstlerischen oder historischen Werth, selbst wenn letzterer sich auch nur auf die ganz specielle Geschichte einer Oertlichkeit oder einer einzelnen Institution bezieht. Je nach ihrem künstlerischen oder historischen Werth werden die Denkmäler der Baukunst in einer allgemeinen Liste inventarisirt. Diese Eintragung in die Liste bedingt für die dem Staat, den Communen oder Corporationen gehörigen Bauwerke deren Unverletzlichkeit und Bewahrung vor Zerstörung und willkürlichen und geschmacklosen Umbauten, da äusserliche Veränderungen nur mit Genehmigung des betreffenden Comités erfolgen dürfen.

Hinsichtlich der im Privatbesitz befindlichen Baudenkmäler gehen die Gesetzgebungen auseinander. In manchen Staaten beschränkt sich die Einmischung der Obrigkeit diesen gegenüber nur auf gütliche Vermittelung, in verschiedenen anderen Staaten dagegen, vor Allem in Frankreich, desgleichen auch in Ungarn, Schweden, Dänemark, Griechenland und in der Türkei müssen sich auch die Privatbesitzer unbedingt den betreffenden Anordnungen der Obrigkeit

fügen, oder aber es unterliegen im Contraventionsfalle ihre Immobilien der Expropriation seitens des Staates und sie selbst sogar Strafen.

Nach diesen einleitenden Worten wende ich mich zu den Bestimmungen unserer einheimischen Gesetzgebung, welche in Kaiserlichen namentlichen Ukasen von 1826, 1827 und 1848 enthalten und auch in den Art. 980 und 981 des Privatrechts der baltischen Provinzen aufgenommen worden sind. Sie lauten: „Ueberreste alter Schlösser und Burgen, Festungen und anderer Bauwerke und Denkmäler des Altherthums dürfen nicht zerstört oder abgetragen werden.“ — „Von Bauwerken dieser Art sind nur diejenigen in baulichem Stande zu erhalten, welche benutzbare Räume irgend welcher Art enthalten; bei den übrigen werden nur die Thore und Gewölbe verbessert und gestützt.“ —

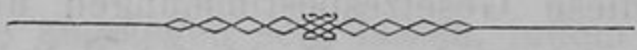
Ogleich, ähnlich wie in Deutschland, Frankreich, Italien, Schweden u. s. w., auch bei uns alte Fortificationen durch diese Gesetzesbestimmungen unter besonderen Schutz gestellt wurden, so blieben letztere doch wirkungslos. Es hing lediglich von der Einsicht jedes Besitzers ab, ob er das ihm gehörige Baudenkmal vor Verderb schützen wollte oder nicht. Weder erhielt er in dieser Beziehung Belohnung, noch unterlag er factisch dem Zwange einer Controle durch eine fachkundige Obrigkeit oder die öffentliche Meinung, was selbstverständlich verderblich wirken musste. In Estland z. B. litten namentlich darunter die Ruinen des alten Ordensschlosses in Weissenstein und verschiedene Theile der alten interessanten Stadtbefestigung Revals. Wie im Auslande, so zeigten auch hier die Stadtcommunen zunächst sehr geringes Verständniss für die Erhaltung historischer Baudenkmäler. In Reval, wo unter den Städten der baltischen Provinzen am meisten alte Fortifications- und Häuserbauten erhalten waren, machte sich das mangelnde Verständniss in solcher Beziehung besonders geltend. Ich stellte daher der Stadtverordnetenversammlung im Jahre 1891 eine Proposition, eine städtische Executivcommission zur Inventarisirung und Erhaltung der in der Stadt vorhandenen alten Baudenkmäler zu bilden, welcher Antrag auch durch Beschluss der Stadtverordnetenversammlung angenommen wurde. Die Gouvernementsbehörde für städtische Angelegenheiten hob jedoch denselben im folgenden Jahre auf, weil sie der Ansicht war, dass nur der Stadt gehörige Baulichkeiten der Commission unterstellt werden könnten. Demzufolge brachte ich 1892 eine neue modificirte Proposition vor, eine Commission zur Erhaltung der alten Baudenkmäler, welche der Stadt gehören, zu bilden. Der diesen Antrag billigende Beschluss der Stadtverordnetenversammlung vom 17. Juni 1892 wurde von der Gouvernementsbehörde gegen Ende des vorigen Jahres (1895) bestätigt, und so ist denn die Commission mit Beginn dieses Jahres ins Leben getreten. — Für die Erhaltung der übrigen, der Stadt nicht gehörigen Baudenkmäler in Reval und der auf dem Lande befindlichen war somit noch keine Sorge getragen. Den darauf zielenden Absichten einer anderen Privatperson kam die estländische literarische Gesellschaft entgegen, indem sie im Frühling dieses Jahres von dem ihr statutenmässig zustehenden Recht Gebrauch machte und innerhalb derselben eine Section zur Erhaltung einheimischer Baudenkmäler und sonstiger Alterthümer bildete.

Laut ihrer Instruction bezweckt die Section die Erforschung, Erhaltung und stylvolle Restaurirung von Alterthümern, insbesondere von Baudenkmalern, und will diesen Zweck erreichen durch Belehrung des Publicums, durch Anregung des allgemeinen Interesses für die Sache und anderweitige Unterstützung, nach Massgabe ihrer Mittel, z. B. durch kostenfreie Anfertigung von Plänen für Restaurirungen alter Bauten.

Auf den Beginn einer Inventarisirung der Denkmäler der Baukunst und Schritte zur Erhaltung der dem Verfall preisgegebenen Ruine des Ordensschlosses zu Wesenberg hat sich die Thätigkeit der Section bisher erstreckt.



Der Anfang zu einer allgemeinen Obhut der Baudenkmäler Estlands ist gemacht. Die weiteren Erfolge werden vor Allem vom Interesse des Publicums abhängen, welches erfahrungsmässig für gemeinnützige Bestrebungen hier zugänglich ist. Nach örtlichen Verhältnissen lässt sich von der öffentlichen Meinung mehr Erfolg versprechen, als von den Machtsprüchen eines bureaukratischen Organs, welches noch erst geschaffen werden müsste. Es dürfte sich daher wohl empfehlen, dass auch in den anderen baltischen Provinzen die gelehrten historischen Gesellschaften den allgemeinen Schutz der Baudenkmäler in die Hand nehmen, womit die Rigasche alterthumsforschende Gesellschaft einen speciellen Anfang durch Bildung einer besonderen Section für Restaurirung des Doms bereits gemacht hat.



## Ueber altestnische Ortsnamen.

Von Dr. A. Hermann.

Mehr als irgendwo anders verbindet sich in dem von den Esten bewohnten Lande mit jedem Ortsnamen ein Stück Geschichte der Heimath derselben als Ureinwohner. Die Esten haben stets mythische und historische Begebenheiten mit Ortsnamen verbunden. Noch jetzt stammen ganze Sagenkreise aus dem heidnischen Alterthum, welche sich an bestimmte Orte knüpfen. Fast jede Stadt, jede Burg, jedes Dorf, jeder Berg, See und Fluss, fast jeder Hain, Wald und Hügel hat seine eigene Geschichte in Sage und Erinnerung. Daher ist es interessant und in mehr als einer Beziehung auch wissenschaftlich werthvoll, die Bedeutung der Ortsnamen zu erforschen. Eine Bedeutung haben aber Ortsnamen immer, und kein Ortsname ist ohne Bedeutung entstanden, wenn es auch oft schwer ist, dieselbe festzustellen, da der Name entweder in sehr alter Zeit entstand, so dass die Bedeutung vergessen worden, oder sehr localer Natur ist. Im Folgenden möchte ich in Kürze auf die Bedeutung einiger altestnischer Ortsnamen die Aufmerksamkeit lenken.

Zunächst handelt es sich aber darum, in einem bestimmten alten Zeitabschnitt die Grenzen der von den Esten bewohnten Gegend zu bestimmen. Pastor Dr. A. Bielenstein hat in seinem grossen, von der Kaiserlichen Academie der Wissenschaften in St. Petersburg veröffentlichten Werke „Die Grenzen des lettischen Volksstammes und der lettischen Sprache in der Gegenwart und im 13. Jahrhundert“ auch die Grenzen des estnischen Volksstammes in der Gegenwart und im 13. Jahrhundert bestimmt, und es bleiben hier wohl nur sehr unbedeutende Details unsicher. Die Südgrenze der Esten hat sich seit dem 13. Jahrhundert bis auf unsere Zeit fast gar nicht oder doch nur unbedeutend verändert, wie wir das aus dem Bielensteinschen Werke mit überzeugender Deutlichkeit erblicken. An der Südseite waren östlich Letten die Nachbarn der Esten, wie jetzt auch, während westlich in den alten Landschaften Idumea und Metsepole die den Esten sehr nah verwandten Liven wohnten, welche nunmehr schon lange aufgehört haben zu existiren, indem sie zum grossen Theile Letten geworden sind. Im Westen war die natürliche Grenze der Esten, unweit nördlich vom Flusse Salis an, das Meer, und zwar der Rigasche Meerbusen und weiter nach Nord-Ost die Ostsee — sowohl im 13. Jahrhundert, als auch jetzt. Die Nordgrenze war und ist der finnische Meerbusen, während im Osten nördlich der Fluss Narowa und südlich der Peipussee die natürliche Grenze gegen die Russen im 13. Jahrhundert bildeten und noch jetzt bildet. Ausserhalb dieses von den eigentlichen Esten bewohnten Landes in Nord-Livland und Estland wohnten die estnischen, d. h. den Esten sehr nahe stammverwandten, Völkerschaften der Liven in den ebenerwähnten Landschaften Metsepole und Idumea, d. h. in dem Landstrich vom Flusse Salis vom Meeresufer bis Walk, Wolmar und Wenden, bis Riga und noch südlicher bis Schlock, ferner noch am Nordufer Kurlands, sodann die der Kuren in der gesammten Westhälfte Kurlands über Polangen hinaus bis Memel, doch mehr im Innern des Landes mit Letten und nach Memel hin mit Littauern vermischt, daher sie sich mit den Letten und Littauern verschmolzen.

Innerhalb dieses Raumes haben wir nun diejenigen Ortsnamen zu suchen, von denen ich einige zu erklären versuche. Die leichteren darunter sind schon früher erklärt worden, ich möchte die einzelnen Formen grammatikalisch näher begründen.

Der Erste, der uns sichere estnische wie auch lettische Ortsnamen überliefert hat, ist der Chroniker Heinrich von Lettland, der über die Ankunft der Deutschen und über die Christianisirung Liv- und Estlands in den Jahren 1184 bis 1227 berichtet. Nach seinen Berichten in der von ihm geschriebenen Chronik hat man recht genaue Karten von Liv-, Est- und Kurland angefertigt, von denen die von Dr. Bielenstein die genauesten und zuverlässigsten sind.

Die erste Landschaft, die einen durch die estnische Sprache erklärbaren Namen trägt, ist die schon erwähnte und genauer bezeichnete Gegend Metsepole, in welcher Liven wohnten. Das Wort ist offenbar livisch. Aber das Livische kann als Dialect des Estnischen angesehen werden, daher ist das Verständniss dieses Wortes auch dem Estnisch Verstehenden leicht. Estnisch heisst mets „Wald“, Genitiv metša, pool „Seite, Hälfte“, Genitiv poole, also heisst Metsepole = „Waldseite“. Interessant ist in dem alten Namen, dass in der zweiten Silbe ein e steht und nicht etwa a, wie der Name gegenwärtig haben müsste „metšapool“. Dieses e ist ein Rest der auch im Livischen früher dagewesenen Vocalharmonie, nach welcher das Wort im Werroschen noch gegenwärtig metšä lautet. Anstatt des wahrscheinlich noch vor 700 Jahren dagewesenen ä hat der Chroniker ein e gehört und hingeschrieben. Bezeichnend ist es, dass hier am Ende des ersten Wortes die alte Genitivendung -n, die gegenwärtig noch im Finnischen existirt, verschwunden ist, denn das Compositum heisst nicht Metsenpole, sondern Metsepole, ein Beweis, dass die alte Endung -n aus dem Livischen früher als aus dem Estnischen verschwand.

Nördlich an Metsepole schloss sich die Landschaft Sontagana. Die Bedeutung dieses rein estnischen Ortsnamens ist leicht zu erklären: Noch gegenwärtig heisst im Estnischen šoo „Morast“ und taga „hinter“; die Endung -na finden wir jetzt im Essivcasus, sie wurde aber früher auch als Localsuffix gebraucht. Demnach heisst Sontagana wörtlich „Ort hinter Morast“. Die Gegend lag auch wirklich hinter einem Morast. Nicht zu übersehen ist es, dass man hier in diesem Worte das im Namen Metsepole gesuchte -n, die Endung des alten Genitivs, wirklich findet, also So-n-tagana. Dieselbe Endung findet man in einer ganzen Reihe anderer alter Ortsnamen, wie Joge-n-tagania, Uome-n-tagose, Ode-n-pe, Tarwa-n-pe, über deren Bedeutung und Lage ich später sprechen werde. Das -n ist vor p oder b gern in -m übergegangen, wie eine andere Form von Odenpe, welche Odempe lautet, und noch die Ortsnamen Kiru-m-pe, Hie-m-be und Ale-m-pois beweisen. Diese Ortsnamen bezeugen unwiderleglich, dass die alte Genitivendung -n vor 700 Jahren im Estnischen angewendet wurde, während sie jetzt nur noch in einem Worte maa-n-tee „Landstrasse“ sich erhalten hat und sonst überall weggefallen ist.

An Sontagana schloss sich südöstlich die heutige Felliner Gegend mit dem altestnischen Namen Saccala, gegenwärtig Sakala geschrieben. In diesem Worte unterscheiden wir deutlich die Wurzel Sacca und die altestnische locale Endung -la, welche übrigens auch in nichtestnischen Ortsnamen häufig genug vorkommt. In einer ganzen Menge gegenwärtiger estnischer Ortsnamen findet man diese Endung gleichfalls, besonders häufig aber in Finnland. Ahlqvist vermuthet, dass la aus ala „Raum, Gebiet, Feld“ verkürzt sei, daher so oft zur Bildung von Ortsnamen angewendet werde. Bei dieser Gelegenheit sei darauf hingewiesen, dass bei einer ganzen Reihe von Ortsnamen bei Heinrich von Lettland die Endung -le sich vorfindet, z. B. Leale, Hanele, Rotele, Warbole, Rirole, Rewele, Halele, Owele, Waygele, Raigele u. a. Ich kann die Endung nur als eine Variante resp. mangelhafte Schreibung von -la ansehen, da viele dieser Orte noch jetzt nach 700 Jahren existiren und -la zur Endung haben, wie Lihula, Hanila, Ridala, Warbula, Reola. Es ist gar nicht möglich, dass -le sich nachher in das sowieso ältere -la zurückver-

wandelte. — Um nun zum Wortstamm Sacca zurückzukehren, so hat gerade dieser bisher jeder Erklärung Trotz geboten, obgleich Niemand an die Estonicität des Wortes gezweifelt hat. Ich meinerseits halte dafür, dass der Wortstamm mit dem Dagöschener Worte *šafaš*, Genitiv *šaffa*, „Baumstamm, Baumstumpf“, und mit dem aus dem Fellinschen selbst stammenden wenig bekannten Verbum *šaffama*, 1. Person Sing. *šaffan* und der verbale Partitiv *šafata*, „Baumstümpfe roden, den Boden kultiviren, fruchtbar machen“, identisch ist. Darnach heisst *Saccala* „rodbares, zu kultivirendes Land“ oder auch „gerodetes, kultivirtes Land“. Dieses passt auch sehr wohl mit dem Charakter der Fellinschen Gegend zusammen, die in älterer Zeit viele Wälder gehabt hat, welche schon zur Zeit Heinrichs von Lettland zum Theil ausgerodet waren. Die Gegend ist auch von alters gut kultivirt gewesen.

Der heutige Werrosche Kreis, an dessen nördlichem Rande auch die Stadt Dorpat lag, hiess vor 700 Jahren *Ugannia*, vielleicht auch *Ungaunia*, *Ungannia* oder *Ugannia*. Dieser Name bietet beinahe ebenso viele Schwierigkeiten für die Erklärung als *Sakala*. Im Volksmunde existirt für dieselbe Gegend eine Bezeichnung, welche *Ugala* lautet, wovon ein Bewohner *ugalane* heisst. Es unterliegt keinem Zweifel, dass *Ugala* mit *Ugaunia* gleichen Stammes ist. *Ugala* heisst aber ein Land, das eine andersartige Sprache redet, *ugalane* ein anders Redender. Dies stimmt auch in der That, denn der Werrosche Dialect unterscheidet sich am auffallendsten und deutlichsten vom übrigen Estnisch. Es versteht sich von selbst, dass bei solch einer Bedeutung von der Identität des Namens *Ugaunia* mit dem lettischen Wort *Šgaunš* „Vertriebener“, womit der Lette den Esten bezeichnet, weil er annimmt, dass die Esten von den Letten von ihren Wohnsitzen vertrieben seien, keine Rede sein kann. Schon zu Heinrichs von Lettland Zeit ist im Werroschen sicherlich ein besonderer Dialect gesprochen worden, daher auch der Name *ugalane*, wovon *Ugaunia* bloss eine vielleicht ungenaue Variante sein kann.

Nordwestlich von *Ugaunia* trug die nördliche Uferlandschaft des Embachflusses, etwa die jetzigen Kirchspiele Ecks und Talkhof, sowie die Gegend der Walddörfer *Palupõhja*, *Lätgalu* und *Oiu* und der Glasfabriken *Katharina* und *Lisette*, die Bezeichnung *Jogentagania*, das heisst „Flusshinterort“, also die Gegend über den Fluss. Der erste Theil des Wortes „jogen“ ist die alterthümliche Form des estnischen Wortes *jõe* „des Flusses“, aus welcher die besprochene Genitivendung *-n* und der Inlaut *-g-* jetzt weggefallen und in welcher das *o* in *õ* verwandelt ist. Im Nominativ heisst das Wort noch jetzt *jõgi* und im Partitiv *jõge*. Der zweite Theil des Wortes „tagania“ ist identisch mit dem zweiten Theil des Wortes *Sontagana*, die Endung *-nia* ist aber offenbar weiter nichts als eine Latinisirung des Localsuffixes *-na*.

Von *Jogentagania* nordöstlich lag zur Zeit Heinrichs von Lettland die Landschaft *Waiga* oder *Waigele*, etwa die gegenwärtigen Kirchspiele *Marien-Magdalenen* und *Torma* im Dörptschen Kreise umfassend. Die Bedeutung des Wortes *Waiga* ist identisch mit dem noch jetzt lebenden Worte *wai*, Genitiv *waiia*, „Stecken, Stock“. Die Localendung *-le* = *-la* hinzugenommen, heisst *Waigele* „Steckenort“. Dass nur dieses die Bedeutung sein kann, beweist auch der Umstand, dass die Russen diese Gegend am Peipussee mit dem Namen *КЛИНЪ* übersetzten, was ja auch „Stecken“ heisst.

Nordwestlich von *Jogentagania* lag vor 700 Jahren die Landschaft *Nurmegunde*, etwa die heutigen drei Kirchspiele *Oberpahlen*, *Pillistfer* und *Klein St. Johannis* einschliessend. Das Wort ist sehr leicht zu erklären, und man hat es von jeher sehr wohl verstanden. Der erste Theil des Wortes enthält das rein estnische Wort *nurm* „Feld, Acker“. Diese Gegend ist thatsächlich seit alten Zeiten ein reiches Ackerland gewesen, wahrscheinlich das beste in Livland. Zu bemerken ist noch, dass das Wort *gunde* sich noch in gegenwärtiger Gestalt an die Form des Nominativ schliesst, der also damals *nurme* hiess, während *nurme* jetzt Genitiv ist und der Nominativ das *-e* weggeworfen hat, also *nurm* lautet.

Nördlich von Nurmegunde lag Lopegunda, etwa das jetzige Kirchspiel Petri umfassend. Der erste Theil des Namens stammt von dem noch jetzt lebenden Worte lõpma, lõppema, lõpetama „enden, endigen“ ab und zeigt wohl an, dass hier eine Endlandschaft gewesen sein muss.

Die beiden Ortsnamen Nurmegunde und Lopegunda sind etymologisch Composita und weisen im zweiten Theil „gunde“ und „gunda“ auf, welche beiden Worte identisch sind und sich noch jetzt im Estnischen erhalten haben: Nominativ „fond“ oder „fund“, Partitiv „fonda“ oder „funda“, Genitiv „fonna“ oder „funna“. Das Wort hat die Bedeutung „Commune, Bezirk, Gebiet“, also heisst Nurmegunde „Ackergebiet“ und Lopegunda „Endbezirk“. Die Bezeichnung „gunde, gunda“ kehrt bei Heinrich von Lettland noch häufig wieder, so in kiligunda „Vertragsgebiet“, gegenwärtig fiõlfond, fiõlfond, Kirchspiel, von fiõlama „sich vertragen, verloben“, sodann noch Gervegunde „Landseegebiet“, Alistegunde „Gebiet Hallist“, sogar im Lande der Liven unweit Rodenpois noch Sydegunde u. a.

Zwischen Saccala und Nurmegunde lag Alempois, etwa das gegenwärtige Gross St. Johannische Kirchspiel umfassend. Der erste Theil des Wortes stammt offenbar ab von ala, alune „Unteres, unten gelegen“. Der zweite Theil „pois“ ist schwer zu erklären. Wohl existirt im Estnischen das Wort poisõ „Knabe, Junge, Knecht“, aber das passt nicht gut zu einem Ortsnamen, könnte aber immerhin auch zur Bildung eines solchen gebraucht worden sein. Auffallend ist es, dass im livischen Lande gleichfalls ein Wort mit diesem Schlusstheil, Rodenpois, war und sich bis heute erhalten hat.

Nördlich von Waigele lag die Landschaft Mocha, das jetzige Kirchspiel Lais und das angrenzende Land nach Osten bis zum Peipus umfassend. Die Bedeutung des Wortes ist dunkel, könnte aber wohl mit „moõa, muõe“, was „weich, leicht, angenehm“ bedeutet, verwandt oder identisch sein.

Nördlich von Mocha lag, vom Nordende des Landsees Peipus in einem schmalen Streifen nach Lopegunda hin, die Landschaft Hiembe. Die Bedeutung dieses Wortes ist leicht: der erste Theil des Wortes ist ein Genitiv von dem Worte hiõs „heiliger Hain, Opferstätte“, also hiõe für noch älteres hiõden, dessen Schluss -n in m überging, während das d im Worte schon damals ausgefallen war. Die Silbe be ist nichts weiter als das gegenwärtige pää „Kopf, Haupt“, aber auch „Erhöhung, Berg“. Bei dieser Gelegenheit ist zu bemerken, dass das Wort pää überhaupt recht häufig in altestnischen Ortsnamen, welche Composita bilden, den Schlusstheil ausmacht und zwar in der Form von pe, einmal auch be, z. B. Odenpe, Tarwanpe, Avispe, Kirumpe, lauter Orte, die eine bergartige Erhöhung hatten.

Heinrich von Lettland nennt in dem jetzigen Estland alle dieselben Kreise mit fast denselben Namen, mit denen sie noch jetzt genannt werden. Die vier Kreise Estlands, Wiek, Harrien, Jerwen und Wierland, hiessen bei ihm vor 700 Jahren Rotelewic oder Rotalia, Haria, Gerwia oder Gerwa und Wironia. Ganz deckten sich die damals gleichnamigen Landschaften übrigens nicht mit den jetzigen vier Kreisen, da gewisse Theile dieser Landschaften abgetrennt waren und besondere Namen trugen.

Die Landschaft Rotelewic oder Rotalia, also die heutige Wiek, hatte keine estnische Benennung, und ich will mich hier auf die Erklärung dieses Namens nicht einlassen. Der estnische Name dieser Landschaft heisst seit alters nur Lääne-maa „Westland“, also das Land im Westen, welches Wort ja leicht zu erklären ist. Der nordöstliche Theil von Rotalia hiess in alter Zeit Uomentagose oder Uomentagana. Uonta heisst im Finnischen und hiess wohl auch im Altestnischen „Thal“. Der Schlusstheil des Namens ist bekannt und heisst „hinter“. Demnach hiess die Landschaft Uomentagana „Thalhinterland“, das Land hinter dem Thal.

Die Landschaft Haria, das jetzige Harrien, hat einen rein estnischen Namen, denn es ist dasselbe Wort, welches auch im Estnischen seit Jahrhunderten dem Lande beigelegt wird, nämlich *Harju-maa*. *Harj*, Genitiv *harju*, heisst aber „Landrücken“, also ein höhergelegenes Land, *maa* „Land“, demnach *Harju-maa* „Rückenland“. Im Norden von Harrien lagen drei kleine Districte, von denen jeder einen besonderen Namen trug, und zwar: Kolgi oder Kolga „abgelegene Ecke“, sodann weiter nach Norden Örike „kurze Strecke“ nebst Waskila „Kupferort“ und endlich ganz nördlich Rewele, welchen Namen die Stadt Reval gegenwärtig im Deutschen und Russischen trägt. Das Wort selbst ist rein estnischen Ursprungs und bezeichnete in alter Zeit die Gegend um die Stadt. Die Bedeutung des Namens ist nicht schwer zu erklären. In der Schlussilbe *-le* findet sich das bekannte Localsuffix *-lä* oder *-la* modificirt; im Wortstamm *rewe* findet sich *rebe* „zerrissen, getrennt“, nur das *b* dialectisch in *w* erweicht. *Rewele* heisst also „abgetrennter Ort“, was ja auch auf die Lage zwischen dem Meere und dem Oberen See sehr wohl passt.

Die Landschaft Gerwa oder Gerwia, gegenwärtig Jerwen, hat einen rein estnischen Namen und zwar denselben, den sie im Estnischen trägt, *Järma-maa*, was „Seen-Land“ heisst, vom estnischen *järw* „Landsee“ und *maa* „Land“. Der passt wunderbarer Weise nicht ganz zu dem Land, da es dort fast keine oder nur sehr wenige Landseen giebt. Der Name scheint mir aber anzudeuten, dass es dort in vorhistorischer Zeit Seen gegeben hat, die später verschwunden sein müssen. Eigenthümlich ist die estnische Form des Wortes: anstatt des regelrechten *Järme-maa* heisst es *Järma-maa*, was wohl nicht anders zu erklären ist, als dass es von einem alterthümlichen Genitiv *järwiän* sich mittelst Abkürzung gebildet hat, wobei nur das vocalharmonische *ä* erhalten blieb und sich in *a* verwandelte, da die Vocalharmonie im Estnischen verloren ging. Der Norden von Gerwa erstreckte sich bis ans Meer und hatte einen besondern Namen *Halele*, was nichts weiter ist als das gegenwärtige *Haljala* mit der Bedeutung „Grün-Ort“, welches in alter Zeit zu Jerwen gehörte.

Die Landschaft Wironia, gegenwärtig deutsch Wierland bezeichnet, trug vor 700 Jahren und trägt noch jetzt einen rein estnischen Namen gleichen Ursprungs mit dem estnischen *Wiru-maa*. Sowohl Wironia, Wierland als auch *Wiru* stammen von *weer* „Rand“, müsste demnach in voller Form „*weeru-*“ oder „*weere-maa*“ heissen. Das lange *ee* hat sich zu *i* verkürzt, in der deutschen Form „Wierland“ ist es noch lang geblieben, in Gestalt von *ie*, was auch nach dem dortigen estnischen Dialect ist, welcher das lange *ee* meistens *ie* spricht. Ein District in Wierland heisst bei Heinrich von Lettland *Pudiwiru* und *Pudywiru*. Es ist das heutige *Pudiwere*. Das Wort *pudi* bedeutet „zerbröckelt, klein“, also bedeutet *Pudiwiru* „Klein-Wierland“. Eine Gegend mitten in Wierland hiess *Wowi*, wahrscheinlich „Senkung, gesenkt“ bedeutend. Der östliche Theil Wierlands hiess *Allentak*, welcher Name vom estnischen *Alutaguje* stammt und „Unterhinteres“, d. h. eine Gegend, die hinter Etwas niedrig gelegen ist.

Wenden wir uns nun zu den Städtenamen, welche aus dem Estnischen herkommen. Zunächst treten uns hier die zwei grösseren Städte des von den Esten bewohnten Landes entgegen, und zwar Dorpat und Reval.

Die meisten Schwierigkeiten hat bisher der Name der Stadt Dorpat der Erklärung geboten. Man hat über diesen Namen viel geschrieben. Ich lasse die früheren Ansichten bei Seite und trete an den Namen selbst heran. Heinrich von Lettland überliefert uns den Namen in verschiedener Gestalt, wie *Tharbato*, *Tarbata*, *Tarbete*, *Tarbite*, *Darbata*, *Darbete* und einmal auch *Dorbete*. Im Deutschen haben wir die Formen *Dorpat* und in früherer Zeit *Dörpt*, nach welcher letzteren Form auch das russische *Дерптъ* geschrieben wurde. Im Lettischen heisst die Stadt *Tehrpatā*. Im Estnischen lautet der Name *Tartu*. Es unterliegt keinem Zweifel, dass alle

diese Namen Varianten eines und desselben Stammes sind. Ebenso wenig kann nach meiner Ansicht bezweifelt werden, dass in der ersten Silbe dieses Wortes der Name des altestnischen Göttervaters Taara vorhanden ist. Es könnte nun noch die zweite Hälfte des Namens dunkel bleiben, die die Bestandtheile p, b, t, e, o, u, a promiscue in einem Worte von offenbar verstümmelter verkürzter Gestalt enthält. Aus welchem Stamme könnte dieser zweite Theil des Wortes entstanden sein? Heinrich von Lettland theilt zum Schluss seiner Chronik mit, dass die Inselesten und Strandbewohner einen Gott gehabt hätten, den sie Tarapita nannten. Das ist ein interessantes Factum. Aus estnischen Sagen wissen wir, dass der Gott Taara hiess. Demnach muss Tarapita ein Compositum sein. Heinrich erzählt uns, dass die Esten den Gott so Tarapita angerufen hätten. Demnach muss die Form entweder einen Vocativus oder auch einen Imperativus enthalten haben. In der That giebt ein Vocativ und ein Imperativ „Tara, abita“ oder in gegenwärtigem Estnisch „Taara, awita“ einen vollen Sinn „Tara, hilf“. In gewöhnlicher Rede aber wird man den Partitiv abida „Hilfe“, der ja sehr häufig anstatt des Nominativ angewandt wurde, gebraucht haben, also Taara-abida. In noch älterer Form wird der Name Taara-abuda gelautet haben, da noch jetzt apu, Partitiv apua für älteres aputa, „Hilfe“ im Finnischen gebraucht wird. In Taara-abuda hätten wir die volle Urform des Namens Dorpat, Tarbato, Tartu. Es könnte nur noch Bedenken erregen, dass in dieser Urform des Namens die Silbe to, tu nicht vorkommt, die man ja doch in der Variante Tarbato und in dem estnischen Tartu findet; in der Urform aber kommt das u nur nach p oder b vor. Doch liegt hier nach meiner Meinung absolut nichts Bedenkliches: ist es doch gar sehr bekannt, dass durch Metathese der Wörter und Silben gar neue Formen entstehen. Auch der Chronist Heinrich macht solche, indem er beispielsweise aus Assemala durch Metathese ohne Weiteres Assalama macht. Ebenso wurde das u im Namen Taara-abuda hinter das d geschoben. Durch Verkürzung und Elision entstanden dann mit Leichtigkeit die Varianten Tarbato, Dorpat, Tartu. Schlechtweg ist in dem Namen der Stadt und in allen Varianten das Compositum „Taara-Hilfe“ enthalten. Der Volksmund nennt noch jetzt Dorpat Taara linn „Taara's Stadt“, den Dorpater Domberg Taara mägi „Taara's Berg“ und die Bäume auf dem Dom Taara tammif oder Taara hiiß „Taara's Hain“ und knüpft einen ganzen Kreis von Sagen mythologischen Inhalts an diesen Ort. Prof. Leo Meyer vermuthet auch sehr richtig, dass aus der estnischen Form des Namens Tartu ein p vor t ausgefallen sei, erklärt aber den Namen selber nicht. Dass der Name ursprünglich „Tara-Hilfe“ heissen muss, ist kaum zu zweifeln. Die Stadt war den alten Esten wirklich zum Schutz von Tara geschenkt und ist eine uralte vorhistorische estnische Burg gewesen, welche an und auf einem Berge lag. Neuerdings hat man den Namen Tartu, Dorpat, aus Taara-padu „Tara's Thal“ einfacher zu erklären gesucht, wozu auch die Form Tarbato Grund genug giebt, und ungezwungen ist der Sinn auch. In einer oder anderer Weise ist der Name entstanden. Vielleicht haben beide Entstehungselemente mitgewirkt, den Namen zu bilden, wie das ja auch anderswo geschehen ist.

Wenden wir uns nach Reval. Dass der Name Reval, russisch Ревель, von den Deutschen und Russen von der Umgegend auf die Stadt übernommen wurde und ursprünglich estnisch war, habe ich schon erklärt. Die Esten selbst haben Reval nie so genannt, sondern sie haben drei ganz andere Bezeichnungen für die Stadt gehabt. In Reval hat einmal in grauer vorhistorischer Zeit Kalew, der Vater des Haupthelden des estnischen Volksepos Kalewipoeg, über das Estenvolk geherrscht, daher hat die Stadt Kalewan linna „Kalews Burg“ geheissen. Das beweist auch der altrussische Name „Колывань“ für Reval, der nur eine russificirte Form des alterthümlichen Genitiv „Kalewan“ ist. Als Kalew gestorben war und unter dem Revaler Dom begraben wurde, herrschte seine Wittve Linda über die Esten, in Reval residirend. Nach ihr

wurde die Stadt Lindanise, welche Form man nicht anders erklären kann als *Linda-nisa* „Linda's Brust“, weil sie die Stadt sehr liebte. Den Namen Lindanisa hat Reval sehr lange getragen und zwar so lange, bis nach Ankunft der Deutschen die Dänen in historischer Zeit die Stadt eroberten. Seit der Zeit fing das Volk an, die Stadt *Daani linn* „dänische Stadt“ zu nennen, woraus verkürzt die jetzige Bezeichnung „Tallinn“ oder „Talin“ entstanden ist. Bei Heinrich von Lettland vor 700 Jahren hiess die Stadt noch Lindanise. Er erzählt aber schon die Eroberung der Stadt durch die Dänen.

Auch die kleineren Städte des von den Esten bewohnten Landes haben meist leicht erklärbare, dem Estnischen entnommene Bezeichnungen, die sie seit alten Zeiten getragen haben.

Die Stadt Pernau heisst estnisch *Þärnu*, russisch *Перновъ*. Alle drei Namen sind identisch und haben sich nach dem estnischen gebildet. Die Wurzel des Wortes ist „Þärn“, das heisst „Linde“. Die estnische Endung *u* stammt offenbar von einem alten Partitivus Pluralis *-oja*, vielleicht auch vom Genitivus Pluralis *-ojen* ab, so dass der Name früher hiess vocalharmonisch „Þärnöjä“ oder „Þärnöjen“; das *-ja* fiel ganz ab, und das *ö* verwandelte sich in neuerer Zeit in *o* und *u*. Die Endung *ö*, nachher *o*, haben die Deutschen nach Analogie deutscher Ortsnamen in *-au* verwandelt, wie auch die Russen in *-овъ*. Nach dieser Darlegung hiess die *Þärnu linn* „Pernaus Burg“ früher „Þärnöjen linna“, d. h. „die Burg der Linden“.

Die Benennung der Stadt Fellin in der alten Saccala stammt gleichfalls aus alter Zeit und hiess bei Heinrich von Lettland *Viliende*, gegenwärtig im Estnischen *Wiljand*, Genitiv *Wiljandi*. Dass der deutsche Name aus dem estnischen umgemodelt resp. corumpirt ist, unterliegt keinem Zweifel. *Fellin*, *Viliende* und *Wiljandi* sind demnach identisch bezüglich der Entstehung. Die Form bei Heinrich von Lettland, *Viliende*, ist nicht anders zu erklären, als dass die Vocalharmonie damals noch im Estnischen angewandt wurde und die Form daher *Wiliändi* lautete, woraus Heinrich *Viliende* machte. Als die Vocalharmonie schwand, wurde aus *ä* gewöhnlich wieder *a*, daher erklärt sich dann die gegenwärtige Benennung im Estnischen *Wiljand*. Sowohl die deutsche Benennung, wie *Viliende* und *Wiljand* kommen her vom estnischen Worte *wilj*, Genitiv *wilja*, „Getreide, Frucht“. Das wortbildende Element *-nd* kommt auch sonst im Estnischen vor und bildet Substantiva. Demnach bedeutet *Fellin*, *Viliende*, *Wiljand* „getreidereich, fruchttragend“. Das stimmt auch mit dem Charakter des Kreises, sowie auch zu *Saccala*. *Fellin* war schon vor der Ankunft der Deutschen eine altestnische Burg, in welcher sich das Kriegsheer der Esten versammelte, resp. beim Ueberfall des Feindes sich vertheidigte.

Die Stadt Arensburg heisst auf estnisch *Kuresaar*, das ist „Kranichinsel“. Diese Bezeichnung hat früher die ganze Insel Oesel getragen, die aber in neuerer Zeit *Saaremaa* „Inselland“ genannt wird, während die Bewohner schlechtweg *jaarlasjed* „Insulaner“ heissen. Die Bedeutung ist, wie man sieht, leicht zu fixiren. Ob indessen der Name „Corsar“, Seeräuber, mit *Kurejaar* identisch ist, weil die Oeselaner in alter Zeit gefürchtete Seeräuber waren, bleibt immerhin noch Hypothese, wenn auch eine begründete.

Die Stadt Hapsal, russisch *Гапсаль*, heisst estnisch *Haapsalu* oder früher *Haapsalo*. Die estnische Benennung ist auch hier das grundlegende Original gewesen. Estnisch heisst *haab*, *haaw*, wohl noch richtiger *aab*, *aaw*, „Espe“ und *jalf*, auch *jalg*, Genitiv *jalu*, „Wäldchen, Hain“. In estnischen Ortsnamen gebrauchte man häufig den Genitiv, weil man häufig den Gattungsnamen *linn* „Stadt, Burg“, *koht* „Stelle“, *maa* „Land“, *küla* „Dorf“ im Nominativ hinzufügte oder auch hinzudachte, wie hier z. B. *Haapsalu linn* „Hapsals Stadt“. Im Deutschen liess man das *o* oder *u* wegfallen, so entstand *Hapsal*. Darnach heisst *Hapsal* einfach „Eспенwäldchen“ oder „Eспенhain“. Die Stadt hat seit alters an derselben Stelle gestanden und diesen Namen getragen.

Schwerer zu erklären ist der estnische Name der Stadt Weissenstein, obwohl im Deutschen



einfach und verständlich. Estnisch heisst die Stadt Paide, wohl von dem Flüsschen, welches vorüber fliesst. Der Name Paide mag aber wohl von pais für älteres paidis „Schwellung, Anschwellung (des Wassers)“ herkommen, wovon das Zeitwort paisuma „anschwellen“ gleichfalls noch gebräuchlich. Man hat auch versucht den Namen Paide aus dem Genitiv Pluralis von paas „Flies“ zu erklären. Dieser Genitiv lautet wirklich paede. Es ist auch eine solche Erklärung möglich, doch bleibt es bedenklich, wie das e in paede sich in i in Paide verwandeln konnte. Im Uebrigen soll die Gegend wirklich viele Fliesen haben. Aber auch hier können zwei Entstehungselemente mitgewirkt haben, um den Namen zu bilden. Die Stadt steht seit ihrem Bekanntwerden seit 1266 an derselben Stelle.

Den estnischen Namen der Stadt Wesenberg, Rafwere, zu erklären ist bisher auch nicht leicht gewesen. Der deutsche Name mag wohl auch mit dem Worte „weiss“ zusammenhängen. Der zweite Theil des estnischen Namens were ist leicht zu verstehen: Es ist das Wort wer, Genitiv weere, „Rand“. Der erste Theil Raf- bietet Schwierigkeiten. Der Name ist aber alt, da man schon vor Jahrhunderten auch im Russischen eine Benennung für die Stadt hatte, Раковоръ, eine modificirte Form des estnischen Rafwere. Man hat aber noch eine andere Bezeichnung für Rafwere, und zwar Rafupill. Dies fordert zu einer Analogie auf. Der bei Gelegenheit des Namens Dorpat erklärte Name Tarapita hat gleichfalls eine alte Nebenform Tarapilla, was nichts Anderes sein kann als der alte Adessiv-Casus Taara-abilla „mit Hilfe des Tara“. Denselben Casus finden wir offenbar auch im Namen Rafu-pill, für älteres Rafo-pilla, für noch älteres Rafo-abilla. Was ist aber nun Raf- oder Rafo-? Ich meinerseits suche die Erklärung dieses Wortes im finnischen Worte rafaš „lieb“, raffans „Liebe“. Im Alttestnischen muss es auch ein Wort raffo „Liebe“ gegeben haben. Darnach hiesse Rafwere „Liebesrand“ und Rafupill „mit Hilfe der Liebe“. Das wäre nichts Aussergewöhnliches, da es ja auch im Deutschen Ortsnamen wie „Liebau“, „Liebdorf“ etc. giebt. Den Namen Rafwere von raffo „Brunnenfütterungsholz, Bau“ oder von raff, Genitiv rafu, „Bläschen“ zu erklären, giebt keinen ungezwungenen Sinn.

Die beiden jüngeren Städte Walk und Werro werden von den estnischen Wörtern walf-jaš „weisslich“ und wõru „Kreis, Ring“ einfach erklärt.

Besonders interessant sind die Namen einer ganzen Reihe von kleinen Orten und Flecken, welche Heinrich von Lettland mittheilt. In Ugaunien lag das vorhin erwähnte Odenpe oder Odempe. Diesen Namen erklärt Heinrich selber, indem er ihn „caput ursi“ also „Bärenhaupt“ übersetzt. Das Wort Ott, Genitiv Ote, hat im Alttestnischen „Bär“ geheissen, ist aber aus dem gegenwärtigen Estnisch verschwunden. Aehnlich gebildet waren die Namen Tharwanpe „Hirschhaupt“ und Avispe „Wespenhaupt“, beide gleich Odenpe Burgen der Esten und zwar in Estland. Odenpe existirt noch jetzt, während Tharwanpe und Avispe nicht mehr aufzufinden sind. Das gegenwärtige Hallist hiess bei Heinrich Aliste und Alistegunde. Der Name hängt entweder mit all, ala „unten“ oder auch hall „grau“ zusammen und ist ein regelmässiger Genitiv Pluralis, der vor 700 Jahren eine der gegenwärtigen identische Form hatte. In Wierland lag der Ort Pudiwuru „Klein-Wierland“, denn puidi bedeutet noch jetzt etwas Kleines, Abgetrenntes, wie puidi oder pudu-faup „Kleinhandel“ u. a. Nahe bei Wirzjerw nennt Heinrich noch Wetpole „Wasserseite“, einen Ort, der jetzt verschwunden ist, der aber beweist, dass estnische und livische Namen sehr ähnlich sein konnten, denn das Wort pole kommt auch in der rein livischen Gegend Metsepole vor.

In der Nähe von Dorpat lag Wasala, noch gegenwärtig als Wasula vorhanden, wohl abzuleiten von aas „Grasplatz“, also Wasala „Grasgegend“. In der Gegend von Saccala lagen Owele „Hofgegend“ und Leole „Weichengegend“, gegenwärtig nicht mehr vorhanden. Sodann

waren in Westestland Warbole „Sperlingsort“, Raigele „Sumpfggend“, weiterhin in Harrien Culdale „Goldgend“, Haniale „Gänseort“. In Waigele lag Rirole „Kothgend“. Warbole, Culdale und Rirole sind noch jetzt als Warbola, Kullama und Reola vorhanden. Die Ortsnamen Puidise „baumreich“ in Ugaunien und Ladise „geräuschig“ bei Reval beweisen, dass schon vor 700 Jahren auch der Genitiv Singularis bei Ortsnamen angewendet wurde. Unweit Dorpat lag Lovekotte „Löwenhalle“, gegenwärtig unbekannt, enthält das noch jetzt gebrauchte foda „Halle, Flur“. In der Wiek lagen Leal, gegenwärtig Lihula, wohl mit liha „Fleisch“ zusammenhängend, dann Cozzo, wohl eine Abkürzung aus foda „Halle“ und joo „Sumpf“, nach der Orthographie Heinrichs von Lettland; noch jetzt existirt ein Ort Kodaso. In Wierland war ein Ort Reineveri, wahrscheinlich „Schenkelrand“, und bei Wirzjärw Igeteveri, offenbar corrupirt aus jögede meer „Flüsserand“, denn die Endsilbe veri ist nichts Anderes als das bekannte meer für älteres weeri „Rand“. In der Wiek lag noch Maianpathe oder Maianpata, in dessen ersteren Theil der alterthümliche Genitiv mit der Endung -n am Worte maia „Versammlungsort, Haus“ liegt, während pata „Gebüsch, Buschwerk“ bedeutete, wovon jetzt noch patafaß „knorriger, trockener Reis“ im Sprachschatz des estnischen Volkes wohlbekannt ist. Demnach heisst Maianpata wörtlich „Gebüsch am Versammlungsort“. Der Ort selbst ist aber jetzt nicht mehr zu eruiren. In Harrien lag der Ort Lone, wohl zusammengesetzt aus loog „niedergemähtes Heu“, wovon Genitiv loo, und der Adjectivendung -ne, welcher Ort jetzt auch nicht mehr existirt. In Jerwen lag Carethen, ohne Zweifel identisch mit dem noch jetzt daselbst gelegenen Dorfe Kareda, welches Wort selbst „rauh“ bedeutet. Daselbst lag auch der Ort Keytis, offenbar von feide, föide „Band, Verbindung“ entstanden, jetzt nicht mehr bekannt. In Wierland lag Turme „Stangenland“ aus tuur „Stange“ und maa „Land“, ferner noch Jolgesim „sicherer“ ein Comparativ aus jułgene „sicher, muthgebend“. In den Namen Agelinde in Wierland und Somelinde in Wayge ist der zweite Theil „linde“ nichts weiter als eine alte Form des gegenwärtigen Wortes fiin „Burg, Stadt“. Da age „undicht“ und Some „finnisch“ heisst, so heissen die Namen Agelinde „undichte Burg“ und Somelinde „finnische Burg“. Endlich ist der Name der Insel Mohn aus dem estnischen Mõhu zu erklären. In der deutschen Form Mohn ist das alte n des Genitiv noch vorhanden, während das Wort selbst mit Mõhu identisch ist und schlechtweg „Beulen (-Land)“ bedeutet.

In dem Dargelegten habe ich nur Andeutungen und Beispiele gegeben, wie die Behandlung der estnischen Ortsnamen zu geschehen hätte. Der Stoff ist ein so umfassender, dass man darüber ein grosses wissenschaftliches Werk schreiben müsste — in derselben Art, wie das vorher erinnerte Werk von Dr. A. Bielenstein. Selbst die altestnischen Ortsnamen sind, ebenso wie die gegenwärtigen, zahlreich genug, um eine Forschung nothwendig zu machen. Ausserdem ist eine grosse Anzahl der livischen und kurischen Ortsnamen ugrischen Ursprungs und mit Hilfe des Estnischen sehr wohl zu erklären, denn ganz West-Kurland war zur Zeit Heinrichs von Lettland noch von Bewohnern eingenommen, die der Abstammung nach zu den Esten gehörten. Doch kann das in einem kurzen Vortrag nicht geschehen, und es muss darüber eine grössere Arbeit vorgenommen werden.



## Bericht des Pastors Dr. J. Hurt über seine Sammlung estnischer Volksüberlieferungen.

---

Hochgeehrte Versammlung!

Zu den ältesten und werthvollsten Zeugnissen über das Leben und die Geschichte eines Volkes gehören unzweifelhaft die Ueberlieferungen des Volkes selbst, die Volksüberlieferungen. Ich verstehe unter diesen alle Ablagerungen traditionellen Charakters, die das Gesamtleben eines Volkes hinterlässt und von Generation zu Generation, von Jahrhundert zu Jahrhundert vererbt: auf dem Gebiete des Geistes und des Herzens, des Glaubens und der Sitte, des Hauses und des Berufes, der nationalen Gemeinschaft und der nachbarlichen Beziehungen. Solche Ablagerungen und Vermächtnisse des nationalen Lebens sind: alte Volkslieder, Märchen, Sagen, Legenden, Localtraditionen, Sprichwörter, Volksräthsel, gewisse Erscheinungen und Redewendungen der Sprache, Ortsnamen, Sitten und Gebräuche, Volksglaube und Aberglaube, Zaubersprüche und Heilmethoden, Kinderspiele und Volksbelustigungen. Man fasst alle diese Materien zu einer wissenschaftlichen Einheit zusammen und nennt ihre Erforschung und Bearbeitung die Wissenschaft der Volkskunde oder Folklore. Aber diese Wissenschaft bildet, wenn auch nicht mit ihrer ganzen Materie, so doch hauptsächlich und wesentlich, einen Theil der Archäologie, und russische Gelehrte haben daher die Objecte dieses Theils der Alterthumskunde sehr passend und bezeichnend *живая старина*, lebendiges Alterthum, genannt.

Diesem eben skizzirten Gebiete der Archäologie, und zwar in den Grenzen des estnischen Volkes, möchte ich in dieser flüchtigen Stunde die Aufmerksamkeit des Congresses zuwenden. Sie werden, hochgeehrte Herren und Damen, in dem Saale der ehrwürdigen Grossen Gilde hierselbst, an der linken Wand des Saales, einen Schrank sub Nr. 43 finden mit der Aufschrift: „Estnische Volksüberlieferungen“. Dieser Schrank enthält 136 meist recht starke Bände Manuscripte und zwar: 9 Bände in Folio, 72 in Quarto, 52 in Octavo, 2 Bände in länglichem Format und 1 Bändchen in Sedez. Die Bände tragen auf ihrem Rücken den Titel „*Ėesti wanawara*“, d. h. „Estnischer Alterthumsschatz“ oder, vielleicht noch zutreffender übersetzt, „Thesaurus Estonorum antiquus“. Der Titel will besagen, dass die in Buchform gebrachten Manuscripte Materialien zur estnischen Alterthumskunde und zwar im folkloristischen Sinne enthalten, also des Volkes eigene Ueberlieferungen aus seiner Vergangenheit bergen. Die Aufzeichnungen füllen 9500 Bogen oder fast 20 Ries Schreibpapier und 5535 Bogen Postpapier. Diese umfangreiche Materialiensammlung zählt: ca. 40,500 Nummern alter Volkslieder, ca. 8500 Nummern Märchen, Sagen, Legenden und Localtraditionen, ca. 45,000 Sprichwörter, ca. 37,000 Volksräthsel. Ich sage ausdrücklich, so und so viele Nummern Lieder, Märchen, Sprichwörter, Räthsel, um damit anzudeuten, dass nicht jede Nummer ein neues Sujet bringt, nicht jedes Lied, Märchen, Sprichwort oder Räthsel absolut selbstständig dasteht, sondern vielmehr unter ihnen zahlreiche Varianten, örtliche oder dialectische Sonderfassungen, bisweilen auch völlig identische Aufzeichnungen vorkommen. Meine Bezifferung hat hier also den Sinn, dass so und so viele Aufzeichnungen über eine bestimmte Materie in der Sammlung vorliegen. Wie gross die factische Zahl

der selbstständigen oder deutlich unterschiedenen Lieder, Märchen, Sprichwörter und Räthsel sei, kann ich gegenwärtig noch nicht angeben. Diese Bestimmung kann erst dann genau oder wenigstens annähernd vollzogen werden, wenn die Materialien wissenschaftlich sorgfältig durchgearbeitet sein werden, was augenblicklich noch nicht der Fall ist. Aber das steht schon jetzt ausser allem Zweifel, dass die Zahl der eben vorgeführten Producte des estnischen Volksgeistes nicht gering sein wird. Nicht weniger umfangreich sind die übrigen folkloristischen Materien, die meine ausgestellte Sammlung birgt. Es finden sich da sehr zahlreiche Zaubersprüche und Volksskuren, Spiele, Scherze, Humoresken des Volks, ausführliche Beschreibungen von Volkssitten und Gebräuchen aus den verschiedensten Gegenden des von Esten bewohnten Landes, historische Reminiscenzen in volksthümlichem Gewande, charakteristische Redensarten, Ortsnamen; insbesondere aber eine Unmasse Stoffes über den Volks- und Aberglauben der Esten. Es fällt nicht leicht, diesen zuletzt genannten bunten und tausendfältig verzweigten Stoff, der wie ein riesiges Schlinggewächs alle Verhältnisse des Lebens, alles Denken und Handeln des Volkes umklammert, mit einer mathematischen Formel in Zahlen zu messen. Es dürfte aber einigermaßen annähernd zutreffen, wenn wir die Zahl der in vorliegender Sammlung schriftlich fixirten Punkte über den Volks- und Aberglauben auf ca. 52,000 schätzen, ein wahrer Urwald der buntesten und wirresten Meinungen, deren Wurzeln geschichtlich zum Theil im Mittelalter liegen, zum Theil aber wohl in das graueste Alterthum und fernste Heidenthum reichen.

Soviel über den Umfang und Bestand meiner ausgestellten Collection estnischer Volksüberlieferungen. Aber wann und wie ist diese enorme Menge archäologischen Materials zusammengebracht worden? Hierauf antworte ich zunächst, dass die vorliegende Sammlung keine Zusammenfassung früherer handschriftlicher oder gedruckter Arbeiten älterer Forscher ist, etwa eines Boeckler, resp. Forselius, oder eines Knüpffer, Faehlmann, Kreutzwald, Holzmayer, Wiedemann oder Anderer. Meine Collection ist völlig neu und selbstständig, unmittelbar aus der ersten Quelle, dem Munde und dem Leben des Volkes, entnommen. Die ältesten Aufzeichnungen stammen aus dem Anfange der sechziger Jahre, wo ich in Dorpat studirte und in den Ferien fleissig nach alten Volksüberlieferungen forschte. Unterstützt wurde ich dabei von einigen Anverwandten und Freunden. In den siebziger Jahren bestand in Dorpat ein estnischer Literaten-Verein, dessen Präses zu sein ich zehn Jahre die Ehre hatte. Neben verschiedenen Volksschriften, die der Verein herausgab, sammelte er auch, auf meine dringende Aufforderung und unter meiner fortwährenden Leitung, estnische Volksüberlieferungen. Etliche Vereinsmitglieder brachten schätzenswerthe Sammlungen zusammen. Als der Literaten-Verein später aus Gründen, deren Erörterung nicht hierher gehört, aufgehoben wurde, da vermachte er alle diese Sammlungen mir, da ich auf dem folkloristischen Gebiete weiter arbeitete, selbst persönlich bezügliche Materialien besass und auch mit den Sammlungen des Vereins innig verbunden und verwachsen war. Diese Sammlungen des Literaten-Vereins sind gegenwärtig meiner Gesamtcollection einverleibt und füllen da 7 Bände in Quart und ebenso viele in Octav. Die Hauptmasse meiner Collection aber habe ich in den letzten 8 Jahren zusammengebracht, von 1888 bis 1896. Im Februar des Jahres 1888 veröffentlichte ich in den estnischen Zeitungen einen ausführlichen Aufruf, in dem ich zum Sammeln alter Volksüberlieferungen aufforderte, den Werth dieser Materien erläuterte und dann Instructionen gab, was und wie gesammelt werden soll. Mein Aufruf fand im ganzen Lande der Esten eine sehr freundliche zuvorkommende Aufnahme. Bald fing man an, mir aus allen Gegenden Sammlungen zuzusenden. Mit dem günstigen Fortschreiten der Sammelarbeit wuchs der Eifer des Sammelns und die Zahl der Sammler. Ich erlebte einen Erfolg und Ertrag meines Aufrufes, den ich anfänglich nicht einmal im Traume hatte erwarten können. Aus allen Kreisen des estnischen Publicums erstanden mir Mitarbeiter, und auch die aus der Heimath

ausgewanderten, in den inneren Gouvernements des Reiches angesiedelten Landsleute hatten die heimathliche Geistesarbeit nicht theilnamslos übersehen. Ich erhielt wiederholt Zusendungen auch aus dem Pleskauschen und Petersburger Gouvernment, selbst aus Saratow, Samara, dem Kaukasus und der Krim. Um die gemeinsame Sammelarbeit im stetigen Fluss zu erhalten, zu leiten und, wo möglich, neue Arbeitskräfte zu erwecken, führte ich eine lebhaftes Correspondenz und veröffentlichte in den estnischen Zeitungen regelmässig Rechenschaftsberichte, in welchen die jedesmaligen Einsender namhaft gemacht und ihre Einsendungen in Kürze charakterisirt wurden, unter Hinzufügung des schuldigen Dankes und etwa nothwendig gewordener Weisungen meinerseits. In der ersten Zeit erschienen diese Rechenschaftsberichte zwei- oder dreiwöchentlich, hernach durchschnittlich allmonatlich einmal. Bis zum gegenwärtigen Congress sind im Ganzen 122 Rechenschaftsberichte gedruckt worden. Ich habe sie aus den Zeitungen ausgeschnitten, auf Papier geklebt und als fortlaufende Serie in einer Mappe meiner ausgestellten Materialiensammlung hierselbst beigefügt, zur Einsichtnahme für Interessenten. Diese regelmässigen Berichte haben, neben meinen persönlichen Beziehungen, wesentlich dazu beigetragen, dass die Ziffer meiner Mitarbeiter eine für eine private wissenschaftliche Unternehmung seltene Höhe erreicht hat. Die Zahl der Sammler beläuft sich gegenwärtig auf 860. Es befinden sich darunter Personen von sehr verschiedenen Lebensstellungen, Bildungsgraden und Berufen: Männer mit akademischer Bildung, Studenten, Gymnasiasten, Seminaristen, Handwerker, Bauern und schlichte Arbeiter. Das zahlreichste Contingent zu den Sammlern lieferten aber die Volksschullehrer und aufgeweckte begabte junge Bauernsöhne mit guter Elementarbildung. Auch etliche Frauen und Jungfrauen haben mich mit ihrer Mitwirkung erfreut. Zur Erinnerung an die gemeinsame Arbeit bat ich die Sammler, ihre Photographien mir einzusenden; 108 haben das gethan. Ich habe aus ihren Bildnissen ein Album zusammengestellt, welches ebenfalls der Materialiensammlung als historisches Document beigegeben ist. Für Fernerstehende hat dieses Bilderalbum keine persönliche Bedeutung, aber dennoch erlaube ich mir, die Aufmerksamkeit der hochgeehrten Congressmitglieder auf die Bildnisse meiner Sammler hinzulenken, denn sie bilden eine ansehnliche Collection von estnischen Gesichtstypen, die für die Freunde der Ethnographie und Anthropologie ein Interesse haben könnten. Bei der Sammelarbeit stellte es sich öfters heraus, dass einzelne Gegenden eine besonders reiche Ausbeute versprachen. Dorthin schickte ich zu unserem wissenschaftlichen Schatzgraben geeignete junge Leute, vorwiegend Studirende der Dorpater Hochschule, und stattete sie mit den nöthigen Reisegeldern aus. Da meine persönlichen Mittel hierzu nicht ausreichten, so fand ich unter befreundeten Landsleuten und in Finnland freundliche materielle Unterstützung. Im Ganzen sind zum Zweck des Sammelns etwa 800 Rbl. verausgabt worden. Die ausgesandten Schatzgräber kehrten meist mit sehr guten Resultaten heim, namentlich lieferten etliche Studenten ganz ausgezeichnete Liedersammlungen. Die Hauptarbeit des Sammelns ist jedoch in allen Sammeljahren daheim in den Kirchspielen und Dörfern von den zahlreichen stillen localen Kräften geleistet worden, die sich meist ohne jedes persönliche Engagement zur Mitarbeit meldeten und wie Ameisen ihre Beiträge in das Centraldepot trugen. Die meisten Sammler haben zu wiederholten Malen Einsendungen gemacht, etliche 20, 30, ja 40 Mal. Manche offenbarten dabei einen geradezu rührenden Eifer, indem sie nicht nur selbst emsig sammelten, sondern auch Andere in ihrem Umkreise zum Mitsammeln anfeuerten und ganz traurig wurden, wenn ihre rufende Stimme wirkungslos verhallte, was natürlich auch vorkam. Das Sammeln selbst war nicht immer leicht, sondern erforderte Ausdauer, Zeit und eine gewisse Geschicklichkeit. Objectiv erschwerten die Arbeit besonders zwei Umstände: in einigen Gegenden ein gewisser engherziger Pietismus, der alle alten Lieder, Märchen, Sagen, Sitten und Gebräuche, insonderheit natürlich allen alten Volksglauben für Sünde hält und mit dem fertigen Verdammungsurtheil Teufelswerk

brandmarkt, — in anderen Gegenden wieder Unbildung und geistige Kurzsichtigkeit überhaupt, die nicht einsehen oder begreifen konnte, dass die gesuchten Materien, welche doch nur „wana lori“, altes Geschwätz, wären, auch nur irgend einen Werth oder irgend welche Bedeutung hätten. In solchen Sphären konnte meist nichts erreicht werden. Hin und wieder fanden sich auch Individuen, namentlich auf dem Gebiete des Aberglaubens und der Zauberei, die aus Gründen der Furcht die fließende Quelle der Tradition vor den Sammlern verschlossen. Diese Leute waren augenscheinlich selbst überzeugte Bekenner des Aberglaubens oder übten selbst Zauberei und fürchteten durch Offenbarung ihrer Geheimnisse oder Mittheilung ihrer Zaubersprüche irgendwie persönlich Schaden zu nehmen. Sie verhielten sich auf alle Fragen ablehnend und blieben unzugänglich. Wenn wir neben der positiven geleisteten Arbeit der Sammler auch diese negative Seite der Hindernisse und Schwierigkeiten beim Sammeln in Betracht ziehen, so muss unsere Achtung und unser Dank den Sammlern gegenüber und die Werthschätzung ihrer Arbeit unwillkürlich gesteigert werden, zumal sie freiwillig und unentgeltlich arbeiteten. Eine materielle Vergütung ist ihnen weder in Aussicht gestellt worden, noch haben sie eine solche erwartet. Die einigen Sendlingen gewährten Reisegelder können in keinem Falle als Lohn aufgefasst werden, die geringen Beträge reichten eben hin, um unvermeidliche Unkosten zu decken. Dasselbe gilt von der Remuneration, welche einige sesshafte Collecteure empfangen haben für den bedeutenden Zeitaufwand, den sie ihrer eigenen Arbeit entzogen und der brodlosen Kunst des Sammelns opferten. Bei so bewandten Umständen können wir nicht umhin, in der grossen, überwiegend dem schlichten Bauernstande angehörenden Zahl der Sammler, in ihrem Eifer und in dem freundlichen Entgegenkommen, das sie in den meisten Fällen unter dem Volke fanden, einen gewissen idealen Zug und einen aufgeschlossenen Sinn für rein geistige Arbeit im Charakter des estnischen Volkes zu erkennen. Ferner liefert die gemeinsame, ausdauernde und erfolgreiche Arbeit ein Zeugnis, dass in dem Herzen des Volkes ein lebendiger, gesunder Patriotismus und eine warme Liebe zur Heimath und zu seinem Volksthum wohnt. Endlich mögen alle die hervorgehobenen Züge auch an ihrem Theil zum Erweis dienen, dass die Saat der Bildung und Kultur an dem Volke der Esten nicht an der Oberfläche haften geblieben, sondern in die Tiefe gedrungen ist.

Nachdem ich das Wann und Wie des Sammelns dargelegt, will ich nun über das Wo desselben oder über die Fundorte unserer populären Alterthümer das Erforderliche sagen. Gesammelt wurde in allen estnischen Landschaften, zu denen, wenn wir selbstverständlicher Weise von den estnischen Colonien in der Diaspora im weiten Reiche absehen, das ganze Gouvernement Estland mit seinen vier Kreisen Wierland, Jerwen, Harrien und Wiek, und dann die grössere oder Nordhälfte von dem Gouvernement Livland mit seinen fünf Kreisen Arensburg, Pernau, Fellin, Dorpat und Werro gehören. Zu diesen neun bekannten, seit alters von Esten bewohnten Kreisen müssen wir noch einen kleinen District des Gouvernements Pleskau von der livländischen Grenze bis Isborsk hinzuziehen, mit dem Städtchen Petschur im Mittelpunkte. Hier wohnen seit alten Zeiten, in unmittelbarem Anschluss an die livländischen Werroesten, in compacten Dorfschaften, neben eingesprengten russischen Ansiedelungen, die sogenannten Setukesed oder griechisch-orthodoxen Pleskauer Esten, die östlichsten Ausläufer des werroestnischen Stammes. Ihr Gebiet, welches ich in Kürze Setukesien nennen möchte, bildet, ethnographisch betrachtet, die zehnte estnische Landschaft. Alle diese namhaft gemachten Landschaften lieferten Sammler und Sammlungen, kein Kirchspiel hat sich von der gemeinsamen Arbeit ausgeschlossen. Obenan steht mit seiner Ausbeute Wierland oder der Wesenbergsche Kreis, der 15,8 % aller Materialien zusammengebracht hat. Besonders reichlich steuerten hier die Kirchspiele Klein St. Marien, Jewe und Haljall bei. Wierland folgen, dieser Landschaft nur wenig nachstehend, die vier grösseren Kreise Livlands: Dorpat mit 15,4 %, Pernau mit 14,8 %, Fellin mit 13,4 % und

Werro mit 12,2 %. Im Dörptschen Kreise zeichnete sich im Eifer und in Erträgen ganz besonders das Kirchspiel Odenpä aus, im Pernauschen Karkus und Hallist, im Fellinschen das Landkirchspiel Fellin und Tarwast, im Werroschen Neuhausen, wo namentlich ein gewisser J. Sandra, Schneider seines Zeichens, mit ausserordentlichem Eifer sammelte und unter allen Sammlern die grösste Collection zu Stande gebracht hat, ca. 300 Bogen gewöhnlichen Schreibpapiers. Die übrigen vier baltischen Kreise mit estnischer Bevölkerung, Jerwen, Harrien, die Wiek in Estland und Arensburg in Livland, stellten ein reichlich um die Hälfte geringeres Contingent zu unseren Sammlungen, wenn man die Kreise einzeln einander gegenüberstellt. Jerwen oder der Weissensteinsche Kreis figurirt in der Ausbeute mit 6,1 %, Harrien oder der Revalsche Kreis und die Wiek oder der Hapsalsche Kreis mit je 6 % und Arensburg mit 5,5 %. Der geringere Ertrag dieser Kreise erklärt sich theils aus dem kleineren geographischen Umfange dieser Landschaften, theils daraus, dass in diesen Gebieten die Volksbildung districtweise hinter anderen Gegenden merklich zurücksteht. Die Diaspora im Reiche lieferte 3,3 % Materialien, Setukesien 1,5 %. Die zuletzt genannte Landschaft ist eigentlich die allerreichhaltigste, ich möchte fast sagen, eine unerschöpfliche Fundgrube für alte estnische Volksüberlieferungen. Dass sie dennoch mit ihrem Antheil in unserer Statistik verhältnissmässig so schwach vertreten ist, kommt daher, dass die Setukesed mit verschwindenden Ausnahmen lauter Analphabeten sind und an dem geistigen Leben der übrigen Esten gar nicht participiren. Was an setukesischem Material in meiner Collection vorhanden ist, habe ich zum Theil selbst persönlich auf zwei Sommerreisen unter diesen Naturkindern gesammelt, zum Theil haben livländische Emissäre die Früchte ihrer Excursionen mir zugestellt, zum Theil endlich lieferten ausgewanderte, in Setukesien angesiedelte baltische Esten setukesische Beiträge. Fassen wir das Gesammtergebniss der Sammelarbeit in eine übersichtliche statistische Schlussformel, so ergibt sich das Resultat, dass Estland ein Drittel des gewonnenen Materials geliefert hat, wobei auf den Antheil des einen Kreises Wierland fast ebenso viel fällt, als auf die drei übrigen estländischen Kreise zusammen. Die beiden anderen Drittel sind auf das Conto Livlands zu schreiben, nachdem man 4,8 % zu Gunsten der Diaspora und Pleskauer Esten davon abgezogen hat. Das livländische Contingent vertheilt sich ziemlich gleichmässig auf die einzelnen Kreise dieses Gouvernements, nur der Arensburgische Kreis, d. h. die Insel Oesel und Mohn, sind merklich schwächer vertreten.

Was ich bis jetzt über meine Collection estnischer Volksüberlieferungen gesagt habe, war meist äusserer, formaler Natur. Mein Bericht wäre aber nicht vollständig, wenn ich mich damit begnüge und nicht auch einen Blick in den Inhalt der Sammlung thäte. Ich muss daher auch über diesen Inhalt und seinen Werth Einiges hinzufügen. Aber wo soll ich beginnen, was soll ich der hochgeehrten Versammlung vorführen oder entfalten? Ich gleiche augenblicklich einem Botaniker, der ein riesiges Herbarium von Tausenden und abermals Tausenden Pflanzen zusammengestellt hat und die Unmasse seiner mannigfaltigsten Gewächse in einer kurzen Stunde beschreiben soll. Das ist unmöglich. So kann auch ich nicht auf das Einzelne meiner Sammlung hier eingehen; ich kann nur einige orientirende Skizzen entwerfen und etliche allgemein zusammenfassende Gedanken zum Ausdruck bringen. Ich glaube den Inhalt und Werth der zusammengebrachten Collection am kürzesten und zutreffendsten charakterisiren zu können, wenn ich diese Collection eine ausführliche und anschauliche Chronik des estnischen Volkes nenne, die das Volk selbst über sich niedergeschrieben hat. Die baltischen Provinzen unseres Vaterlandes haben eine ansehnliche historische Literatur, namentlich auch eine achtbare Reihe von Chroniken. Auch aus der Vergangenheit der Esten bringen diese Werke, z. B. die *Origines Livoniae* des Lettenpriesters Heinrich, schätzenswerthe Nachrichten. Aber alle diese Nachrichten sind doch zu kurz und lückenhaft, und wo sie reichlicher fliessen, ja ausführlich

werden, wie z. B. bei dem ebengenannten Heinrich, da berichten sie gewöhnlich nur über die äusseren Geschehnisse des Volkes, vorwiegend über Krieg und Kriegsgeschrei. Das innere Leben des Volkes, die Werke und Erscheinungen des Friedens, der geistige und sittliche Mensch, — sie finden nur eine dürftige und mangelhafte Berücksichtigung. Hier tritt die Chronik der Volksüberlieferungen ergänzend ein und hilft dem empfindlichen Mangel ausgezeichnet ab. Sie führt den Historiker in das Heim und Haus des Volkes, zeigt ihm des Volkes Leben und Weben, sein Dichten und Trachten, begleitet ihn auf allen geraden und krummen Wegen, die es gewandelt, offenbart des Volkes Tugenden und Fehler, seine Freude und seinen Schmerz, seine Liebe und seinen Hass, sein Glauben und sein Hoffen. Was sich in Jahrhunderten, ja in Jahrtausenden, als Eigenart des Volkes herausgebildet hat, das ist in den Liedern und Sagen, Sprüchen und Sentenzen, Sitten und Gebräuchen desselben Volkes als historisches Residuum niedergeschlagen. Das wunderbare Schaffen des Geistes, die geheimnissvollsten Falten des Herzens, die verborgensten Funktionen des menschlichen Lebens werden hier offenbar und liegen nackt und offen zu Tage. Verstand und Unverstand, Weisheit und Thorheit, Gemüth und Phantasie, Ernst und Humor, — sie alle haben hier ihre Zeugen und Zeugnisse. Und diese Zeugen, — sie sind unerbittlich und unbestechlich, sie schmeicheln Niemandem, sie fürchten Niemanden. Das Volk in seinem Gesamtzeugniss ist ein überaus objektiver, gerechter Richter, es schont weder sich selbst noch Andere, es trifft den Nagel meist immer auf den Kopf. *Vox populi, vox Dei*, sagen wir hier mit besonderer Berechtigung. Die 136 Bände Manuscripte, die ich auf diesem Congress von Alterthumsfreunden auszustellen die Ehre habe, sind eine instructive Darstellung des estnischen Volksindividuums, die alle Seiten und Züge in dem Leben und Charakter dieses Volkes mit photographischer Genauigkeit und Treue wiedergiebt, wie sie ein einzelner Forscher, er mag noch so fleissig und gelehrt sein, nie erfassen und zur Anschauung bringen kann. Auch der tüchtigste wissenschaftliche Beobachter und Sammler hat doch nur zwei Augen, zwei Ohren, zwei Hände, hier aber haben tausend Augen gesehen, tausend Ohren gehört, tausend Hände gearbeitet. Wohl ist das Auge eines geübten Mannes der Wissenschaft heller und sein Ohr schärfer als das eines Laien, wohl ist sein Geist geschulter und sein Arbeitsapparat bei Weitem vollkommener als bei dem schlichten Landmann oder Volksschullehrer, aber er kann von allen diesen reicheren und vollkommeneren Arbeitsmitteln nur dann den rechten und überlegeneren Gebrauch machen, wenn ihm das bezügliche Arbeitsgebiet voll und ganz erschlossen wird und er über ausführliches und allseitiges Material verfügt. In diesen beiden Beziehungen sind meine schlichten und bescheidenen Sammler vor jedem Gelehrten im Vortheil gewesen. Ein gelehrter Forscher steht innerlich und äusserlich mehr oder weniger dem Volke ferne, meine Mitarbeiter leben mitten unter dem Volke, gehören zum Volke, tragen eine Masse des zu beschaffenden Stoffes schon seit ihrer Kindheit in sich, machen täglich neue Erfahrungen und Beobachtungen, können in alle Beziehungen, auch die feinsten und geheimsten Falten des Volkslebens hineindringen, sie werden meist ohne Schwierigkeiten überall zugelassen und ohne Misstrauen empfangen, kein Standesunterschied trennt sie vom Volke, kein gelehrter Habitus macht die einfachen Dorfleute schüchtern oder blöde, genaue Sprachkenntniss, vielfach persönliche Freundschaft und Verwandtschaft öffnen leicht die Thür, das Herz und den Mund. Es ist klar, dass bei dem Studium eines Volkes Helfer und Mitarbeiter gezeichneten Schlages von grossem Werth sind und ausgezeichnete Handlanger sein können, wenn ihnen nur die nöthige Anregung und Instruction zu Theil wird und sie in ihrer Arbeit von einem sachkundigen und begeisterten Mittelpunkt geleitet werden. Ein Meister kann nur dann gediegene Arbeit liefern, wenn er selbst gute Lieferanten hat, ein Architect nur dann Prachtgebäude aufführen, wenn ihm reichlicher Baustoff von edler und unedler Art zur Disposition gestellt wird. Ist das schon im



Allgemeinen wahr, so gilt das ganz besonders auf dem Gebiete der Volkskunde, wo die Beziehungen so mannigfaltig, die Materien so verschiedenartig und die Masse des Stoffes so gewaltig ist, dass eine Einzelperson allein sie nicht bewältigen kann. Hier hat die Massarbeit einen besonderen Werth und diesen Werth schreibe ich auch meiner ausgestellten Collection zu.

Auf die einzelnen Arten meines gesammelten Materials kann ich nur flüchtige Blicke werfen. Für den vollständigsten und werthvollsten Theil der Collection erachte ich selbst die alten Volkslieder. Auf ihre Sammlung ist von Anfang an ein besonderes Gewicht gelegt worden, weil sie allmählich aussterben, um modernen Klängen und Gesängen Platz zu machen. Sie erscheinen alle im Metrum, im Parallelismus der Gedanken, in Sprache und Alliteration in dem bekannten alten estnisch-finnischen Gewande, reichen von der grauen Vorzeit des Mythos bis in den Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts, soweit sie geschichtliche Momente enthalten oder historische Färbung tragen. Als Schluss- und Markstein dieser epischen Lieder gegen die Neuzeit steht ein Lied da, welches den napoleonischen Einfall und den vaterländischen Krieg von 1812 behandelt. Die Mehrzahl der aufgezeichneten Runen, wie man die alten finnischen und estnischen Volkslieder auch benennt, behandeln Erscheinungen und Ereignisse des Volkslebens und Aeusserungen des menschlichen Herzens. Sie begleiten den Zuhörer durch das ganze Leben des Esten, von der Wiege bis zur Bahre. Besonders zahlreich sind die Hochzeitslieder, ungemein tief empfunden die Waisenlieder, wie überhaupt die elegischen Töne. Die satirischen Lieder zeichnen sich durch Sarkasmus und beissenden Spott aus und ihre bösen Zungen werden noch heutzutage als scharfe Geissel im Volke gefürchtet. Verhältnissmässig spärlich finden sich auffallender Weise Liebeslieder, die ja sonst in der Volkspoesie meist eine bevorzugte Stellung einnehmen und besonders warme und zarte Töne anschlagen. Im Estnischen treten solche Lieder hinter die übrigen Arten der Volkspoesie ganz zurück. Dem Esten fehlt nicht etwa die Liebe, die in jeder Menschenbrust wohnt, sondern die Romantik der Liebe. Er ist, wie überhaupt nüchtern, ein ruhiger, reflectirender Verstandesmensch, so auch auf dem sexualen Gebiete kein Schwärmer, kein Ritter der Minne, sondern Realist und Naturalist. Daher besingen seine bezüglichen Lieder meist die Gattenliebe und ihre Treue, oder sinnliche Erotik. Den Pleskauer Esten sind besondere Todtenklagen eigenthümlich, die den Esten in Livland und im Gouvernement Estland völlig fehlen. Sie sind je nach der Art des Todes oder je nach dem Alter, Berufe, der Lebensstellung oder Verwandtschaft des Verstorbenen sehr verschieden, haben auch ein etwas abweichendes Metrum, werden aber, so weit ich gehört, alle nach einer Melodie recitirt. In Livland und Estland sind diese Todtenklagen offenbar durch den Geist des Protestantismus und durch die schönen Sterbelieder der evangelischen Kirche aus dem Volksleben verdrängt worden, während die Pleskauer Esten keine geistlichen Lieder in ihrer eigenen Sprache haben und die slavonischen oder russischen Kirchengesänge ihrer Confession nicht verstehen, wodurch dann leichtverständlicher Weise die alten nationalen Todtenlieder leicht conservirt wurden. Anzunehmen, dass die Setukesed ihre Todtenklagen der benachbarten slavischen Welt entlehnt hätten, erscheint mir nicht thunlich, denn es ist unmöglich, dass eine so gewaltige Macht, wie der Tod, an der Seele des Esten wirkungslos vorübergegangen sein sollte, ohne ihm Herz und Mund zu öffnen. Das gegenseitige Verhältniss der setukesischen und russischen Klagelieder kann nur durch ein comparatives Studium beider klargelegt werden. Den meisten estnischen Runen ist unbedingt ein hohes, vielen gewiss ein tausendjähriges Alter zuzuschreiben. Das geht aus ihrer Vergleichung mit den finnischen Runen deutlich hervor. Beide Runenreihen, im Süden und im Norden des finnischen Meerbusens, zeigen eine solche Aehnlichkeit, bisweilen eine fast wörtliche Uebereinstimmung, dass man ganz frappirt wird und ausrufen muss: Das sind ja Lieder eines und desselben Volkes, nur dialectisch unterschieden. Durch Wanderungen oder Entlehnungen

herüber und hinüber kann diese Erscheinung durchaus nicht genügend erklärt werden. Der Liederschatz der beiden Brudervölker ist in seinem Grundstock und Hauptbestand in der That ein altes gemeinsames Vermächtniss, das sie aus dem Vaterhause empfangen und in die neuen Wohnsitze an der Ostsee mitgenommen haben, wobei jedoch ein späterer Austausch einzelner Lieder durchaus nicht ausgeschlossen ist. Die Wissenschaft kann die alten estnischen Volkslieder mit vollem Recht zu den archäologischen Materialien zählen und in mehrfachen Beziehungen als Quellen benutzen.

Die Märchen offenbaren die Welt des Gemüths und der Phantasie. Sie sind Zeugnisse und Bilder des stillen, ruhigen Seelenlebens im Volke. Einige enthalten werthvolle mythologische Momente, andere illustriren das Leben in der Familie oder das Verhältniss der einzelnen Berufe und Stände zu einander. Das Märchen, wiewohl es eine freie Tochter der Phantasie und die Erbin eines uralten heidnischen Vaters ist, hat doch im Laufe der Zeiten so viele Züge des realen Lebens sich angeeignet und so viel Schmuck aus der wirklichen Geschichte angelegt, dass wir dasselbe als Farbe zum Malen geschichtlicher Bilder, namentlich der Bilder ethischer und socialer Kultur, verwerthen können. Die Sagen, insbesondere die Localsagen, bergen nicht selten in der poetischen oder phantastischen Hülle historische Reminiscenzen und senden Streiflichter in das Dunkel der Vergangenheit. Die Legenden stehen im innigsten Zusammenhange mit den gleichen Producten christlicher Volkspoesie bei anderen Völkern Europas. Besonders interessant und beachtenswerth erscheinen mir die Sprichwörter, wie bei allen anderen Völkern, so auch bei den Esten. Sie sind eine kurze und bündige, treffende und anschauliche Quintessenz des geistigen Volkslebens, ein scharfes Charakterbild in lebhaften Farben, ein Codex der Volks-sittlichkeit und Lebensweisheit in Taschenformat. Sie enthalten eine Menge trefflicher Sprüche, die den besten Sentenzen aller Zeiten und aller Völker zur Seite gestellt werden können. Die Räthsel sind zum Theil vortrefflich, sinnig und witzig, zum Theil aber erscheinen sie dem modernen Kulturmenschen wunderlich und schwer verständlich, wahre Simson-Räthsel, die man ohne Mitwirkung eines finnisch-ugrischen Kalbes nicht lösen kann. Diese dickschaligen Nüsse werden wohl zu den Urfrüchten des menschlichen Geistes gehören, die heutzutage nicht mehr geniessbar sind, aber dennoch bei einer geschichtlichen comparativen Betrachtung der Räthsel-literatur interessant und lehrreich sein mögen. Die Ortsnamen, so schwer auch ihre Deutung in einzelnen Fällen ist, bieten doch wieder in anderen Fällen dem Geschichtsforscher ganz brauchbare Bausteine. Ihr linguistischer Werth ist unleugbar. Die gesammelten Materialien über Sitten und Gebräuche, über Kinderspiele und Volksbelustigungen sind so umfangreich, dass man aus ihnen eine ganze Galerie von Bildern über das estnische Volksleben zusammenstellen kann. An Scenen und Zügen recht alterthümlichen Charakters wird es da nicht fehlen. Noch ausführlicher und mannigfaltiger ist das Material über den Volksglauben und Aberglauben. Zieht man dazu noch die volksthümlichen Heilmethoden und Zauberkuren, die magischen Lieder und Sprüche, so steigt dieser Stoff ins Massenhafte. Aber das darf gar nicht auffallen. Das Volk hat ja über alle Dinge, sichtbare und unsichtbare, seine eigenen Meinungen und Vorstellungen. Es hat sich im Laufe vieler Jahrhunderte aus den verschiedensten Elementen eine bestimmte, eigenartige Weltanschauung, Naturbetrachtung und Lebensauffassung herausgebildet, die ebenso bunt und vielgestaltig ist, wie die Welt, die Natur und das Leben selbst. Sonne, Mond und Sterne, — Winde, Wolken und Stürme, — Thiere, Pflanzen, Steine, — Sommer und Winter, — Tag und Nacht, — Feuer und Wasser, — und noch viele andere Dinge der Natur, — sie constituiren eine ganz eigene populäre Naturgeschichte. Ebenso sind die tausendfältigen Erscheinungen des menschlichen Lebens alle mit besonderen Meinungen und Glaubenssätzen des Volkes umwoben. Für den Bekenner des Volksglaubens ist, so möchte man fast sagen, jeder Schritt des Lebens normirt, auch alle Träume haben ihm eine Bedeutung. Ueberall

sieht er Glückssterne und überall drohen ihm böse Omina. Der Christ hat seine Bibel, aber auch der Aberglaube hat eine und zwar eine sehr umfangreiche. So sehr wir als Christen und gebildete Menschen den Inhalt dieser letzteren perhorresciren, so hat dieses finstere Volksbuch, wissenschaftlich betrachtet, doch seinen besonderen Werth und fordert uns zum ernstesten Studium auf. In dem Aberglauben des Volkes ist ein grosses Quantum Heidenthum codificirt und die Wissenschaften der Mythologie und Religionsgeschichte werden aus diesem Codex mancherlei schätzenswerthe Erkenntniss gewinnen. Für die Wissenschaft ist nichts werthlos.

Alle Materialien meiner nunmehr wohl genügend beschriebenen Sammlung enthalten zahlreiche Varianten, Duplicate, Triplicate und noch weiter gehende Wiederholungen, weil sie von vielen Sammlern und aus verschiedenen Gegenden eingesandt sind. Mancher dürfte in diesem Umstande vielleicht nur einen unnützen Ballast erblicken. Das wäre eine ganz verfehlte Auffassung. In den Varianten und Wiederholungen liegt ein werthvoller wissenschaftlicher Schatz. Sie ergänzen und vervollständigen zunächst den Stoff; sodann bilden sie einen ausgezeichneten Controllapparat, wenn es gilt, in zweifelhaften Fällen die Frage über Echtheit oder Unechtheit zur Entscheidung zu bringen; weiter gestatten sie, über die geographische Verbreitung der einzelnen Materien ein Bild zu entwerfen und die grössere oder geringere Häufigkeit des Vorkommens derselben zu constatiren; endlich erleichtern sie wesentlich die Beantwortung der Frage, ob etwas importirt sei und woher. Ausser dem Gesagten ist noch ein linguistischer Gesichtspunkt in Betracht zu ziehen. Alle Materialien der Collection sind, wenn wir von einigen winzigen Blättern absehen, die von meinem seligen Freunde, dem verstorbenen Akademiker Dr. Ferdinand Wiedemann gesammelt und deutsch geschrieben sind, in estnischer Sprache niedergeschrieben und zwar meist in localdialectischer Fassung, gemäss der Instruction, die ich meinen Sammlern gab. Durch diesen Modus der Aufzeichnung ist nicht nur der genuine Charakter und das echte, vollkommen nationale Colorit der Materie streng gewahrt und conservirt, sondern es ist dadurch, namentlich durch die dialectischen Varianten und Wiederholungen, auch ein seltenes und werthvolles linguistisches Material zusammengetragen, das zur tieferen Erforschung der estnischen Sprache und ihrer Dialecte ausgezeichnete Dienste leisten, Grammatik und Lexicon wesentlich bereichern wird.

Zum Schluss noch die Frage, die jedem Interessenten nahe liegt: Wann werden die gesammelten Materialien, wissenschaftlich bearbeitet, im Druck erscheinen? Darauf kann ich keine Antwort geben. Ein einziger Mann wird sie alle nie verarbeiten und ediren können. Gerne thäte ich selbst den Anfang mit der Herausgabe. Subjectiv ist ja der Wunsch sehr verständlich, nach so viel Jahren sauren Schweisses auch einige süsse Früchte der Arbeit geniessen zu dürfen. Objectiv die Sache angesehen, wünschte ich ebenso gerne, dass meine jahrelangen Beobachtungen, Erfahrungen, Meditationen, Collationen dem Gegenstande zu Gute kämen. Es wäre einem der Sache Fernerstehenden nicht eben leicht, dieselben Operationen und Wahrnehmungen zu wiederholen, die ich bereits gemacht habe. Manches, z. B. die persönliche Beziehung zu den Sammlern, würde einem Neuling in der Arbeit gar nicht zu Gebote stehen. Aber es ist die Arbeit der Edition, trotz fleissiger Vorbereitung, mir ausserordentlich schwer gemacht. Nicht etwa dadurch, dass die Druckkosten sich nicht beschaffen lassen. Diese werden sich gewiss finden, denn der Anfang einer materiellen Förderung der Herausgabe ist bereits in schönster Form da. Die finnische Literaturgesellschaft in Helsingfors ist in liebenswürdigster Weise bereit, die epischen Lieder auf ihre Kosten zu drucken, und die livländische Ritterschaft hat, in wahrhaft nobler und liberaler Art, ohne mein Zuthun, 2000 Rbl. zur Publication meiner Sammlungen bestimmt, von welcher Summe 500 Rbl. bereits zur Auszahlung gelangt sind. Die Schwierigkeit der Herausgabe liegt in meiner Lebensstellung. Ich habe als Pastor eine Residenzgemeinde von 15,000 Seelen zu bedienen. Da ist es mir absolut unmöglich, die erforderliche Musse zu ruhiger, wissenschaftlicher Arbeit zu finden. Vielleicht kann dieser hochgeehrte Congress gelehrter Männer mir den Weg weisen oder einen wirksamen Rath ertheilen, wie ich aus meinen aufgespeicherten Erzen Edelmetalle schmelzen und gangbare Münze für die Wissenschaft prägen kann.

## Einige bei der Bestimmung des Alters und der Herkunft der jüngeren baltischen Bronzegrabfunde zu berücksichtigende Momente.

Von C. Mettig.

Einige Momente, die mir bei meinen gewerbgeschichtlichen Arbeiten entgegengetreten sind, möchte ich, da sie, wie ich glaube, zur Fixation des Alters und der Provenienz der jüngeren in den baltischen Gräbern gefundenen Bronzesachen einmal eine Handhabe bieten könnten, den Archäologen von Fach vorlegen.

Das Hauptcontingent der archäologischen Ausstellung des X. archäologischen Congresses in Riga, die sich durch Reichhaltigkeit auszeichnet, bilden Bronzesachen, welche wieder in 5 resp. 6 Hauptgruppen, in Brezen, Spangen, Spiralen, Ringen, Ketten und Gürteln zerfallen. Lauter solche Gegenstände fertigten nämlich im Mittelalter, vornehmlich im 16. Jahrhundert, die in Riga blühenden Gewerbe der Gürtel- und Brezmacher, der russischen und undeutschen Krämer an, die zusammen zeitweilig eine Zunft gebildet hatten, innerhalb derer jedes Gewerbe ein abgegrenztes Arbeitsgebiet beherrschte. Russische Krämer nannte man wohl solche Gewerbetreibende, die mit Russen Handel trieben und auch Gegenstände anfertigten, die die Russen zu kaufen pflegten.

Die im 16. Jahrhundert in Riga auftretenden undeutschen Krämer oder Gürtelmacher werden mit den Gürtelmachern, die sich mit der russischen Krämerei befassten, zu identificiren sein. Genug, es gab in Riga im 16. Jahrhundert verschiedene Gewerbe, die in mehr oder weniger enger Verbindung mit einander standen und oben angeführte Gegenstände verfertigten. Im Jahre 1512 erhalten die russischen Krämer, Gürtler und Brezmacher einen Schragen. Hinsichtlich des Meisterstücks der Gürtler und Brezmacher wird Folgendes bestimmt: Will der Neueingetretene das Recht der Arbeit in beiden Gewerben erlangen, so hat er drei Gürtel und drei Messinggegenstände anzufertigen<sup>1)</sup>. Als Gürtler hat er einen Frauengürtel, einen Spanngürtel mit Pergament „durchsticket“ und einen Sechsschillingsgürtel, mit Pechdraht zusammengehalten<sup>2)</sup>, anzufertigen.

Seine Geschicklichkeit als Brezmacher musste der junge Meister durch Herstellung einer gedrehten Breze oder Fibel von vier Loth, einer breiten Breze von zwei Loth und eines Ringes von einem halben Lothe beweisen<sup>3)</sup>.

Aus diesen Angaben geht hervor, dass die Gürtler und Brezmacher, vornehmlich letztere, Bronze als Material zu verarbeiten pflegten. In den angezogenen Schragenartikeln ist freilich nur von Messing die Rede, doch was ist Messing denn anderes als Bronze.

Es konnte ein Handwerker, der sich der Herstellung von Gürteln, Brezen und Ringen widmete, also Gürtler und Brezmacher war, nach dem Schragen vom Jahre 1512 auch unter

1) W. Stieda und C. Mettig, Schragen der Gilden und Aemter der Stadt Riga bis 1621, S. 338: Art. 3. So schall he 6 unstraffelicke stücke werckes, alsz 3 gordell unnd 3 missings tuch in des werckmeisters hausz macken.

2) Ibid.: Thom gordellmacker ampt 1 frowengordell, 1 spangordell mit pargamente dorchgestickett unnd 1 soszschillingsgordell mit peckedrade genedet.

3) Ibid.: Thom b[r]eeszmacker ampte ein dreyede breesze vam 4 loden, eine brede breesze vamm 2 loden unnd ein boch van 1/2 lode.

gewissen Umständen, wenn nämlich die gemeinen Brüder damit einverstanden waren und die Kämmerer ihm dazu die Erlaubniss ertheilt hatten, sich mit der Herstellung derjenigen Gegenstände, die die russischen Krämer anfertigten, befassen<sup>1)</sup>.

Aus einer Rathsentscheidung vom Jahre 1569 über einen Streit zwischen den deutschen und undeutschen<sup>2)</sup> Krämern lernen wir die Erzeugnisse der letzteren kennen. Neben Gürteln und Brezen werden Bendekens genannt. Das waren Armbänder, die die benachbarten Liven, Letten und Slaven trugen<sup>3)</sup>.

Die Ringe, die sie anfertigten, werden mailändische<sup>4)</sup> genannt. Auch hatten sie das Recht, verschiedene Saiten zu den Harfen, die die Undeutschen benutzten, zu verkaufen<sup>5)</sup>. Da die russischen oder undeutschen Krämer überhaupt Messing verarbeiteten, so werden die Saiten aus Messing hergestellt gewesen sein, und ferner liegt es nahe, wenn schon von ihnen Bronzedraht angefertigt wurde, anzunehmen, dass sie ihn auch zu verschiedenen Gegenständen zu verarbeiten pflegten, die die diversen Bedürfnisse der Undeutschen befriedigten, wie Ketten und Nadeln. Es ist freilich nicht direct ausgesprochen, dass aus ihren Händen Ketten hervorgegangen seien, doch macht die Bestimmung, dass den deutschen Krämern das alleinige Recht des Verkaufs der verzinneten Ketten eingeräumt war, die Annahme möglich, die undeutschen Krämer hätten unverzinnete Ketten hergestellt<sup>6)</sup>, direct aber ist es ausgesprochen, dass sie Kreuze, Senkeln, Nadeln und Kämmen verkauften<sup>7)</sup>. Neben diesen Gegenständen brachten die undeutschen Krämer noch Schlösser, Messer, Taschen und Hüte<sup>8)</sup> in den Handel. Da ihnen zeitweilig das Recht zustand, alle diejenigen Gegenstände zu verkaufen, die sie anzufertigen im Stande waren, so werden die genannten Handelsartikel als ein Product ihrer Hände anzusehen sein<sup>9)</sup>. Uns interessiren jedoch nur die Bronzegegenstände. Mit den deutschen Krämern geriethen die Brezmacher, die bald undeutsche Gürtler, undeutsche Krämer, Reussische Krämer genannt werden, oft wegen der Handelsobjecte in Streit. Die deutschen Krämer wollen es dahin bringen, dass ihre Konkurrenten, die Gürtler und undeutschen Krämer, nur auf gewisse Gegenstände ihres Handwerks, nämlich nur auf Gürtel, Brezen, Spangen, Spiralen und Ringe beschränkt würden. Diese hier genannten Gegenstände, die das Gros der archäologischen Ausstellung des X. archäologischen Congresses

1) W. Stieda und C. Mettig, Schragen der Gilden u. s. w., S. 340: Art. 10. Neen gordell- effte breesze- maker schall bruken de Rusche kremerye, dan he hebbe idt erstenn van den gemenen brodernn verworven unnd dartho van den beidenn kemerers verlenth.

2) Die undeutschen Krämer sind mit den russischen zu identificiren.

3) Ibid. S. 370: Art. 1. Erstlich was den gurtelen betrifft, sollen den Reusischen kramern frei sein nicht allein die gurtel, so sie selbst machen, sondern auch alle die, so die Unteu[t]schen tragenn unnd ihnen dienen mugen, wie es dan auch im gleichen mit den bretzen unnd bendekens gehalten werden soll.

4) Ibid.: Art. 2. So viel aber den ringen belangend, sollen ihnen auch die Meylanschen frei sein.

5) Ibid.: Art. 3. Des sollenn ihnen auch frei sein allerlei seiden, so die Unteu[t]schen auff den harffen gebrauchenn.

6) Ibid.: Art. 5. Die schäffscheren sollen bei den Teu[t]schen kramern bleiben. Art. 6. Imgleichen die verzierte ketten, so wol camblot unnd rottbannt.

7) Ibid. S. 370 und 371:

Art. 7. Darjhegen dan hinwieder die seiden crutze bei den Unteu[t]schen kremern bleiben sollen.

Art. 8. Von schlössern sollen allein die Reusischen kramere die Reusischen knickschloszere auszulegen unnd zu verkauffen macht haben, die andern sollen bei den Teu[t]schen bleiben.

Art. 9. Von senckelen sollen allein den Unteu[t]schen busche senckele zu verkauffen nachgegeben sein, item bauwren natelen, so sie selbst machen.

Art. 10. Von kemmen gibt ein erbar rath den Unteu[t]schen alleinn Reusische unnd pauwrenkemme nach.

Art. 11. Die gelen natelfuttere sollen bei den Unteu[t]schen bleiben.

8) Ibid. S. 371—373.

9) Ibid. S. 371—372, Art. 17, und S. 373.

bilden, werden nach Angabe der deutschen Krämer vom Jahre 1578 von den Güttern (sc. auch undeutschen Krämer) auf hunderterlei Manier angefertigt<sup>1)</sup>.

Wir entnehmen daraus, dass hinsichtlich des Aeusseren ihrer Fabrikate, hinsichtlich der Verzierungen und der Qualität, eine grosse Verschiedenartigkeit obgewaltet hat, dass die Gütler und Brezmacher nach Angabe der deutschen Krämer durch den Handel mit ihren Erzeugnissen 300 Procent verdienen<sup>2)</sup>, lässt schliessen, dass in ungeheuren Massen die Gegenstände ihres Handwerks auf den Markt gekommen sein müssen, und andererseits geht daraus gleichfalls hervor, dass eine grosse Nachfrage nach Brezen, Spangen, Spiralen und Ringen aus Bronze stattgefunden habe, die sicherlich wiederum das Gewerbe der Gütler und Brezmacher in den anderen baltischen Städten in Thätigkeit gesetzt haben wird. Ausserdem lässt sich noch aus einer anderen Beschwerde der deutschen Krämer über die Gütler und undeutschen Krämer zu Riga entnehmen<sup>3)</sup>, dass eine starke Einfuhr von solchen Gegenständen aus dem Auslande stattgefunden habe, die die Gütler und Brezmacher unter dem Scheine eigener Fabrikate den Undeutschen zu verkaufen pflegten, während ausländische Waaren nur zu den privilegierten Handelsgegenständen der deutschen Krämer gehörten.

Da nun in verhältnissmässig später Zeit, besonders im 16. Jahrhundert, vielleicht noch in demselben Massstabe im 17. Jahrhundert, Brezen, Spangen, Spiralen und Ringe aus Bronze angefertigt worden sind, so muss es auffallen, dass die Forscher so wenig Objecte dieser Art ermittelt haben, während sie uns gleiche Bronzegegenstände aus den früheren Jahrhunderten in grosser Menge vorführen. Wo sind die jüngeren Bronzesachen geblieben? Hat man sie nicht den Todten mit in die Gräber gegeben? oder wird man manche unter den Gegenständen zu suchen haben, denen in den Museen ein höheres Alter zugeschrieben ist? Hinsichtlich des Alters der Formen ist der Umstand zu beachten, dass sich, wie sich in der alten orientalischen Industrie, z. B. bei den Egyptern, die Typen der Fabrikate Jahrhunderte forterbten, auch in den Zünften bei gleichbleibender Technik die alten Formen verhältnissmässig lange erhalten haben. Die Entwicklung des Wanderns unter den Handwerkern wird wohl einen Wandel herbeigeführt, doch nicht den conservativen Sinn für überlieferte Formen beseitigt haben. Wir haben Grund anzunehmen, dass von den Brezmachern und Güttern Rigas neben den Gegenständen alten Musters auch solche, die moderne Formen an sich tragen, angefertigt worden seien.

Zum Schlusse will ich mir noch die Frage erlauben, sollten nicht, da das Gewicht gewisser rigascher Brezen des 16. Jahrhunderts feststeht, eine Untersuchung des Gewichts und dann auch des chemischen Bestandes der Brezen (Fibeln) überhaupt eine Handhabe zur genaueren Feststellung des Alters und der Herkunft der Bronzegegenstände jüngerer Zeit geben?

<sup>1)</sup> W. Stieda und C. Mettig, Schragen der Gilden u. s. w., S. 343 und 344:

Nr. 40. Zum funfften nachdem die gurdter kramer sein wollen zu unseren und ahll unsern nachkommenden ewigen verderb, da sie doch zwey gute empter haben und sich reichlichen, wann sie wollen, von ernehren und ausz einem schilling wol viere machen können, so ist unser untertheniglichs bidten und begeren, das ein erbar radt die gurdters dahin halten wolle, dasz sie sich genugen lassen an den gurdten, bressens, spangenn, schlingels unnd ringen, so sie selber bearbeiten und machen wol baldt auff hundertley manir, so man ander gutt, es sey, wasz es woll, bey einem beschluge, das esz verboerdit sein muge.

Nr. 41. Item dewyle de gordeler dat oversessche kramgutt, dat doch inn Duetttschlandt gemaket is und so idt under dem schine des unduetttschen gudes foeren, wedder dusse stadt bursprake und der stoeven fryheiden tho unsem und aller nakoemeling vordarve. So begere wy, dat kein gordeler noch unduetttscher moege mher tho kope hebben else de gordels, bresens, slingels, bendekens, ringe, de se midt eren egen handen maken, na ludt erer olden schrage und dat wy kramers moegen tho kope hebben was unsem kram denstlich ist, utbenamen gordels, bresens, slingels, bendekens, ringe, de in Lifflandt gemaket werden, dar begere wy en keinen indranck in tho donde sunder alles, wes zuer she und sandt kumpt, dat begere wy tho kope tho hebben na ludt der gylstavenn privilegien und friheidenn.

<sup>2)</sup> u. <sup>3)</sup> Vergl. die vorige Anmerkung.

## Die Bedeutung des Siegels für die Geschichtsforschung und für archivalische Studien.

Von Dr. Johannes Sachssendahl.

Hochverehrte Anwesende!

Die strengen Regeln des Ritterordens „der Brüder vom St. Marienhospital des Hauses der Deutschen in Jerusalem über Livland“ bezogen sich nicht allein auf den Lebenswandel, Kleidung und Bussübungen der Ordensbrüder, sondern enthielten auch Bestimmungen, durch welche es denselben verboten war, Briefe zu schreiben oder zu empfangen, sowie ihre angestammten Familienzeichen und Siegel zu führen. In der Verordnung heisst es: „Wir setzen noch das kein bruder ane di den ampt bevolhen sint irne kein Ingesegel habe nach brive sende noch di bese. di im von ymande sint gesant ane des obirsten urloub. Vor deme man ouch lesen sol de brive. di gesant sint adir di man senden wil ap is im gevellet.“ In einer zweiten Verordnung heisst es: „Wir setczin ouch das di brudere ire erblich ingezegil nicht habin sullin. Wir wellin ouch das di kumpture. adir di brudere di ingezegil pflegen zcu habin von des ordens wegin ir ingezegil nicht tun den knechtin zcu tragen.“

Diese Verordnungen hatten zur Folge, dass sich die Siegel des Ordensstaates in ganz besonderer Weise entwickelten. Es gab innerhalb desselben keine persönlichen Siegel, sondern nur offizielle Amtssiegel, welche vom Orden bestimmt, den einzelnen Amtleuten zum Gebrauch übergeben waren und durch dieselben nicht geändert wurden. Jeder Comtur oder Vogt erhielt bei seinem Amtsantritte das seinem Amte entsprechende Siegel, mithin die Vollmacht sein Amt im ganzen Umfange ohne Einschränkung zu verwalten. Gab er dasselbe auf oder wurde ihm dasselbe abgenommen, so hatte er nebst seiner Rechenschaft auch das Ingesegel dem Orden oder seinem Nachfolger abzuliefern. Es sind jedoch auch Comture eingesetzt worden, die nicht mit der ganzen Machtvollkommenheit ausgestattet waren. Ihre Beschränkung bestand dann darin, dass ihnen das Ingesegel des Amtes nicht übergeben worden war, wodurch denselben das Recht, das Eigenthum des Ordens in der Comturei zu verpfänden oder zu verkaufen, entzogen war<sup>1)</sup>.

Diese Verordnungen und Bestimmungen bezogen sich aber ebenso auf den obersten Gebietiger des Ordens, den Ordensmeister von Livland. Diesem wurde nach erfolgter Wahl und nach seiner Bestätigung durch den Hochmeister in Marienburg bei seiner Investitur das „Ingesegel von Livland“ feierlichst übergeben nebst einem goldenen Ringe mit einem Saphir, einem Conventsmantel von weissem Atlas oder Taffet und einer Convents-Kappe von braunem Tuche, welche demselben durch den Hochmeister mit der Confirmation zugesandt worden war. Als „Ingesegel von Livland“ und officielles Amtssiegel, welches sich von Meister zu Meister vererbte, welches dem neuen Meister bei seiner Investitur feierlich übergeben wurde, kann nur das Siegel, auf dem das „Puerperium“ dargestellt ist, angesehen werden. Dieses Siegel bildet von 1241—1468 gleichsam eine Insignie der Meisterwürde. Unter dem Ordensmeister Johann von Mengede jedoch

1) Cf. Brieflade IV S. 49.

wird dasselbe ausser Gebrauch gesetzt. Es macht einem Majestätssiegel Platz (1451), welches durch den jeweiligen Ordensmeister bestimmt wurde, indem derselbe sein Familienwappen neben den Ordensschild in das Siegelfeld aufnahm. Es wurde dadurch das Siegel zu einem persönlichen Eigenthum des Ordensmeisters und verlor mithin die frühere Bedeutung eines officiellen Amtssiegels. Es sind für alle Ordensmeister von Johann Mengede bis Gotthard Kettler persönliche Majestätssiegel nachweisbar. Nur für Fridach von dem Lorinkhove ist mir bisher ein solches nicht bekannt geworden. Das officielle Amtssiegel, das Ingeseigel von Livland, ist dreimal im Stempel geändert worden und ist nebst den persönlichen Majestätssiegeln der Ordensmeister zur Kenntnissnahme ausgestellt.

Neben diesen beiden Hauptsiegeln des Ordens ist ein kleineres sogenanntes Secretsiegel von den Ordensmeistern gebraucht worden, auf welchem die Flucht der heiligen Familie nach Egypten dargestellt ist. Es hat dieses Siegel aber eine untergeordnetere Bedeutung gehabt und wurde daher vorherrschend zum Verschluss von Schreiben auf Papier mit minder wichtigem Inhalte verwendet. Nach dem Auftreten eines persönlichen Majestätssiegels wird dieses Secretsiegel sogar von zwei Ordensmeistern vor ihrer Bestätigung gebraucht<sup>1)</sup>.

Das Secretsiegel erscheint um das Jahr 1367 und wird mit dreimaliger Veränderung des Stempels bis zum Jahre 1558 gebraucht. Unter der Regierung Wilhelm Fürstenbergs wird es aufgegeben und durch ein Privatsiegel des Meisters ersetzt.

Zur Besiegelung bedienten sich die Ordensmeister stets eines rothgefärbten Wachses. In der Urkunde vom J. 1422 Oct. 23 (U.-B. V, 2649) meldet der Meister zu Livland dem Hochmeister, der sich die Siegel des Ordens und auch einiger Städte und geistlicher Gebietiger erbeten hat, um das Friedensinstrument mit Polen zu bekräftigen: „Item so versegeln wir mit rothem wachse und unser Landmarschalk und der Kunthur zu Revale mit grünem und die anderen Gebietiger alle mit gelbem Wachse, und die ritterschaft mit grünem und die bischofe zu Lyfflande al mit rothem und die stete mit gelbem, dar mogen sich die schreiber nach richten.“ Es hat die Farbe des Wachses insofern eine Bedeutung, da von mir nachgewiesen worden ist, dass der neuerwählte Meister nach seiner Wahl und vor seiner Investitur sich oft seines bisherigen Amtssiegels bediente, jedoch als Zeichen der Erwählung beim Siegeln als Farbe des Wachses die rothe wählte<sup>2)</sup>.

Da im Ordensstaate durch das Siegel auch die Amtsstellung des Siegelnden gegeben war, so hat der hochverdiente Forscher unserer vaterländischen Geschichte, Landrath Baron Robert v. Toll, „das Ingeseigel von Livland“ dazu benutzt, um an der Hand dieses Siegels die Chronologie der Ordensmeister zu prüfen und neu zu gestalten. Er benutzte das Siegel als Leuchte in der Hand und verfolgte die Meister von Urkunde zu Urkunde in ihrer Amtsstellung und war dadurch im Stande, von sechs Ordensbrüdern, welche in früheren Verzeichnissen, theilweise auch mit Zuweisung von Regierungsjahren, als Meister über Livland aufgenommen waren, nachzuweisen, dass dieselben nicht als Meister über Livland anzusehen sind, sondern in besonderen Missionen im Interesse Livlands fungirt haben, da dieselben nicht mit dem Ingeseigel, dem Puerperium, ausgestattet gewesen sind, sondern sich anderer Siegel bedienten. Doch nicht allein für die Chronologie der Ordensmeister war das Siegel durch Baron Robert v. Toll verwendet worden, sondern auch für die Chronologie der geistlichen Gebietiger war das Siegel von entscheidender Bedeutung gewesen. Es konnten durch die Siegel die gleichnamigen Bischöfe getrennt werden, ja selbst der Name eines solchen wurde durch Baron R. v. Toll aus dem Familienwappen auf dem Siegel,

1) Cf. Brieflade IV S. 39.

2) Cf. Brieflade IV S. 40.



sowie aus der Umschrift desselben festgestellt. Der dörptsche Bischof Helmicus erhielt durch die Zusammenstellung eines höchst defecten Siegels seinen Familiennamen Mallingrad. Die eingehenden Forschungen sind im dritten Bande der von Baron Robert v. Toll ins Leben gerufenen Est- u. Livl. Brieflade, „Chronologie“, niedergelegt und von Dr. Philipp Schwartz bearbeitet, der Oeffentlichkeit übergeben worden.

Obgleich die verdienstvollen Sammler unserer vaterländischen Denkmäler, wie J. Ch. Brotze, Körber und andere, auch das Siegel ins Bereich ihrer Aufmerksamkeit gezogen hatten, J. Ch. Brotze sogar eine sehr grosse Anzahl von Siegelzeichnungen angefertigt hatte („Sylloge diplomatium Livoniam illustrantium“), ebenso die Urkundenabschriften aus dem Königsberger geh. Ordensarchiv mit sehr guten colorirten Siegelzeichnungen versehen sind, so waren dieselben doch nur in Manuscripten vorhanden, daher schwer zugänglich, und konnten nur von einem kleinen Kreise von Forschern benutzt werden.

Durch die Sammlung und Zusammenstellung der Siegel der weltlichen und geistlichen Gebietiger über Liv-, Est- und Kurland bis zum Jahre 1561 hat aber Baron Robert v. Toll das Fundament geschaffen, auf welches sich die Sphragistik Liv-, Est- und Kurlands aufbauen kann. Für die dänische Königszeit, sowie für die Revaler Rathsfamilien ist eine Arbeit massgebend, welche durch Dr. E. v. Nottbeck geschaffen worden ist. Durch die Veröffentlichung dieser Sammlung im IV. Bande der Est- und Livländischen Brieflade war es in erster Linie möglich geworden, bei späteren Urkundeneditionen auch das Siegel mitzuediren, da fast alle bekannten Typen sich in derselben bildlich dargestellt finden. Für die bereits edirten konnte ich durch die Bearbeitung den Zusammenhang zwischen Urkunde und Siegel wieder herstellen. Durch das reiche Material, welches mir in den Archiven zur Verarbeitung vorlag, war ich weiter im Stande, die Siegelstempel an einer Reihe von Urkunden zu verfolgen und ihre Gebrauchszeit festzustellen. In einem Falle hatte der Wechsel des Stempels in einem Zeitraume von vier Tagen stattgefunden<sup>1)</sup>. Ausserdem stellte es sich im Laufe der Arbeit heraus, dass, wenn ein Stempelwechsel stattgefunden hatte, der neue Stempel sich stets auffallend vom vorhergehenden unterschied. Aus dem Vergleich der Stempel der Amtssiegel des Ordens untereinander ist es ersichtlich, dass man nicht ängstlich bemüht war, den neuen Stempel dem alten nachzubilden, sodass man den neuen höchstens an einigen fehlenden Punkten oder Verzierungen erkennen konnte, sondern der neue Stempel unterscheidet sich stets deutlich von seinem Vorgänger.

Zur Nachprüfung habe ich in meiner Sammlung nicht allein die verschiedenen Stempel eines Amtssiegels ausgestellt, sondern auch mehrere Abdrücke eines Stempels an verschiedenen Urkunden. Ohne diese Beobachtung hat es oft den Anschein, als habe man nicht mehr den ursprünglichen Stempel vor sich, da mehrere Figuren, Verzierungen, Punkte auf einem zweiten Siegelabdrucke nicht mehr zu erkennen sind, sodass man durch diese Abweichung berechtigt zu sein glaubt, einen neuen Siegelstempel annehmen zu müssen. Als Beispiel liegen die Siegel der Comture von Reval vor, die von ein und demselben Stempel abgedruckt sind, an verschiedenen Urkunden hängen und die erwähnten Verschiedenheiten in den Abdrücken darbieten. Das klebrige Wachs hat eben häufig die Vertiefung im Metallsiegelstempel ausgefüllt, sodass die folgenden Abdrücke dadurch abweichend ausfielen. Durch die Feststellung der Gebrauchszeit eines Siegelstempels wird aber eine Handhabe geschaffen, um das Siegel zur Zeitbestimmung ungenügend datirter oder undatirter Urkunden heranzuziehen. Als Nutzenanwendung erlaube ich mir folgendes Beispiel hier vorzulegen. Die undatirte Pergamenturkunde U.-B. I, 594 ist in die Zeit um 1300 gesetzt und dem Ordensmeister Gotfried von Rogge zugesprochen worden. In der

<sup>1)</sup> Cf. Brieflade IV Taf. 14, nr. 47 u. 48.

Urkunde ist aber der Name des Ordensmeisters nicht ausgeschrieben, sondern nur durch den Buchstaben G. angegeben: Frater G., magister fratrum theuton. per Livoniam . . . .

Die Urkunde ist mit dem dritten Stempel des „Ingesehels von Livland“ dem „Puerperium“ bekräftigt. Da der Stempel II des „Puerperiums“ sich bis zum Juli 1316 verfolgen lässt und Gerhard von Yorke denselben erst nach 1316 und vor 1320 gewechselt hat, so muss der Buchstabe G in der Urkunde als Gerhard, nicht als Gotfried gelesen werden und die Zeit der Ausstellung nach 1316 fallen.

Es liegt bereits in der Abfassung eines officiellen Amtssiegels, welches dem Ordensbruder als Insignie seines Amtes, von des Ordens wegen, übergeben wurde, das dasselbe nur in einem Stempel vorhanden sein konnte.

Die Urkundenreihen, welche ich im IV. Bande der Est- und Livl. Briefflade verzeichnet habe, liefern den besten Beweis, dass in keinem Falle gleichzeitig zwei Siegelstempel im Gebrauch gewesen sind. Die Feststellung der Gebrauchszeit eines Siegelstempels ist daher für die Datirung bestimmend und muss das Auftreten eines Siegels innerhalb der Gebrauchszeit eines anderen Stempels stets als verdächtig gelten und spricht entweder für Fälschung oder falsche Datirung der Urkunde. Die Verfolgung der einzelnen Siegelstempel an den Urkunden führte mich aber auf ganze Gruppen derselben, welche mit obigem Grundsatz im Widerspruch zu stehen schienen. Bei der Nachprüfung stellte es sich jedoch heraus, dass diese Urkunden meist garnicht oder ungenügend datirt waren und daher zeitlich nicht richtig bestimmt werden konnten. Mit Hilfe der Gebrauchszeit der Siegelstempel werden sich diese Urkunden bei einer kritischen Bearbeitung des Inhaltes zeitlich genauer bestimmen lassen. Die Siegel der geistlichen Gebietiger, der Erzbischöfe und der Bischöfe von Dorpat, Reval, Oesel und Kurland wechselten mit der Person und bilden daher rein persönliche Siegel. Meist haben sich die geistlichen Gebietiger gleichzeitig mehrerer Siegel bedient. Ich verweise in Betreff dieser Siegel auf den IV. Band der Est- und Livl. Briefflade.



## Historische Karte Livlands zur Zeit des Ordens.

Von Karl von Löwis of Menar.

Bereits im Jahre 1858 erschien mit dem ersten Bande der A. v. Richter'schen „Geschichte der dem russischen Kaiserthume einverleibten deutschen Ostseeprovinzen“ eine Karte von „Liv-, Esth- und Curland zu herrmeisterlichen Zeiten“. Auf dieser Karte fehlen die so überaus wichtigen Grenzen der einzelnen Territorialherrschaften gänzlich. Sie fehlen ebenfalls auf verschiedenen anderen ähnlichen kartographischen Versuchen einheimischer Geschichtsforscher, so namentlich auch noch auf der Karte zu der in neuester Zeit erschienenen livländischen Geschichte von L. Arbusow.

Hingegen ist in den grossen historischen Atlassen von Spruner und von Droysen der Versuch gemacht worden, die Territorialgrenzen des livländischen Ordenslandes und der Länder des Erzbischofs von Riga, sowie der übrigen reichsunmittelbaren Bischöfe im alten Livland darzustellen. Es müssen diese Versuche als verfehlt bezeichnet werden, doch kann solches freilich nicht auffallen, da eben von Livland aus bisher gar kein brauchbares Material für eine solche Edition geliefert ward.

Diesem längst empfundenen Bedürfnisse nach einer zuverlässigen Karte von Livland im Mittelalter abzuhelfen, gelang nicht, so lange Grenzführungsurkunden und sonstige allgemeine Nachrichten über die mittelalterlichen Besitzverhältnisse, so namentlich die Verzeichnisse aus dem 16. Jahrhundert, die Grundlagen der Arbeit bildeten. Diese Nachrichten sind einerseits zu lückenhaft, andererseits stammen sie aus zeitlich so weit auseinanderliegenden Epochen, dass ein sicheres Bild für einen bestimmten Zeitpunkt sich aus ihnen nicht ergeben konnte.

Es musste nun eine ganz andere Methode zur Feststellung der mittelalterlichen Besitzverhältnisse im alten Livland befolgt werden: Auf einer modernen Karte von Livland, Estland, Kurland und Polnisch-Livland erhielten alle Ortschaften, in Bezug auf die, seien es Lehnbriefe oder seien es sonstige, die politische Hingehörigkeit verbürgende Urkunden oder Nachrichten aus dem Mittelalter bekannt sind, entsprechende Bezeichnungen, je nachdem die betreffenden Lehnbriefe von einem Ordensmeister oder einem der Kirchenfürsten ausgestellt sind. Auf diese Weise ergab sich eine geradezu überraschend genaue Darstellung der ehemaligen politischen Grenzen, ausgenommen in einigen wenigen Gegenden, deren historisch-topographische Erforschung noch eine Aufgabe für die Zukunft geblieben ist.

Trotz der nicht unbedeutenden Urkundenwerke unserer engeren Heimath wäre die oben geschilderte Arbeit nicht wohl zu vollenden gewesen ohne die Heranziehung vieler noch ungedruckter Urkunden. So fanden namentlich Verwendung die Regesten zu der demnächst erscheinenden livländischen Briefflade von Baron Hermann von Bruiningk. Die Territorialgrenzen ergaben sich als Curven zwischen den einzelnen Ortschaften, die zu verschiedenen Territorialherrschaften gehörten. Nach Auftragung dieser Curven erwiesen sich manche der früher zum Theil nicht ganz verständlich gewesenen Grenzführungsurkunden als sehr schätzenswerthe Documente für Berichtigung und Ergänzung der zunächst durch die Curven nur etwa annähernd dargestellten Grenzen.

Es ist nicht der Ort, in einer Uebersicht für den X. archäologischen Congress eine nähere Erklärung der Karte und eine Beantwortung zahlreicher Besprechungen derselben im Einzelnen zu geben. Die Karte muss vor Allem selbst betrachtet werden, und die gleichzeitig mit ihr erschienenen „Erläuterungen“ geben über die Methode und Gesichtspunkte der Arbeit nähere Auskünfte. Insbesondere ist dort, soweit möglich, auf die früheren politischen Abgrenzungen hingewiesen, um das Werden der consolidirten Verhältnisse des livländischen Mittelalters zu verstehen. Es sei nur noch auf Einiges hier aufmerksam zu machen gestattet: Die allmähliche Bekehrung der heidnischen Stämme Livlands und die fortlaufende Besetzung des Landes brachten es mit sich, dass sich die Gebiete der einzelnen Territorialherren wenig abgerundet gestalteten, trotz manchem Ländertausch oder Landverkauf, der zwischen den Machthabern stattfand.

Um so bemerkenswerther ist die kluge Politik des Deutschen Ordens, der es verstand, dafür zu sorgen, dass sein Territorium überall in Livland bis nach Preussen hin ein zusammenhängendes Gebiet ausmachte, durchaus im Gegensatz zu den kirchlichen Territorien, die nicht nur nirgends an einander grenzten, sondern meist selbst noch in einzelne Theile zerfielen. Sogar das Land des Erzbischofs war seit frühester Zeit in die „Livische Seite“ am Meere und die „Lettische Seite“ an der Düna getheilt<sup>1)</sup>. Beide Theile waren getrennt durch das wohlbefestigte Ordensland am linken Ufer der Treyder Aa mit den 14 Burgen von Dünamünde, Neuermühlen, Kirchholm, Rodenpois, Lemburg, Jürgensburg, Nitau, Schujen, Segewold, Arrasch, Wenden, Wolmar, Burtneck und Trikatén. Der Orden hat es auch verstanden, alle Mündungen grösserer Flüsse ins Meer zu besetzen und zu befestigen, um Handel und Schiffahrt zu beherrschen. Diese bemerkenswerthen Verhältnisse wurden erst durch die vorliegende Karte klargestellt. Aus den angedeuteten Bestrebungen des Ordens in wirthschaftlicher Hinsicht lässt sich allein der sonst unverständliche uralte Hass der Rigaschen Bürger gegen den ihre Stadt von allen Seiten umschliessenden mächtigen Orden erklären.

In einigen der verschiedenen inländischen und ausländischen Besprechungen dieser Karte kommt die Bemerkung vor, es hätten, ausser den Territorialgrenzen, auch die ehemaligen Diöcesangrenzen in Livland angegeben werden sollen<sup>2)</sup>. Es sei gestattet hierauf zu erwidern, dass für das grosse Gebiet Alt-Livlands zwischen dem Kurischen Haff und der Narowa die Urkundeneditionen zur Zeit noch nicht genügend fortgeschritten sind, um die Abgrenzungen der fünf Diöcesen mit der wünschenswerthen Vollständigkeit vornehmen zu können. Deswegen hat der seinerzeit wohlerwogene diesbezügliche Plan vorläufig aufgegeben werden müssen. Das vorgeschlagene farbige Unterstreichen derjenigen Orte, deren Diöcesanzugehörigkeit bekannt ist<sup>3)</sup>, würde doch keine genügenden Abgrenzungen ergeben, wohl aber die Klarheit der Karte bei dem geringen Massstabe gar sehr beeinträchtigt haben.

Die politischen Grenzen sind nur für die letzte Zeit des Mittelalters, oder richtiger der letzten Zeit politischer Selbstständigkeit Livlands, dargestellt, erstens weil sie in der Frühzeit noch wenig consolidirt waren, zweitens weil aus der späteren Zeit verhältnissmässig viel mehr den Besitz anzeigende Lehnbriefe und sonstige Nachrichten vorhanden sind. Insbesondere gilt dieses für das Ordensland, denn dem ritterlichen Orden waren Vasallen unbequem, er brauchte sie nicht für die Kriege, wie die Prälaten. Der Orden hatte in älterer Zeit zahlreiche Vasallen

1) Ueber diese Bemerkungen vergl. H. Baron Bruiningk in den Sitzungsberichten der Gesellschaft für Geschichte und Alterthumskunde der Ostseeprovinzen Russlands für 1895, S. 104.

2) Literarisches Centralblatt für Deutschland Nr. 16 vom 18. April 1896. — A. Bergengrün in der Deutschen Literaturzeitung Nr. 44 von 1895 und in der Baltischen Monatsschrift 1895. — J. Haller im Revaler Beobachter Nr. 207 vom 12. (24.) September 1895.

3) Haller a. a. O.

nur in Harrien und Wierland, weil diese Landschaften bis 1346 zu Dänemark gehörten und zur Zeit des königlichen Regiments viele Lehnsleute angesiedelt waren. Erst in der letzten Zeit der Ordensherrschaft, namentlich nachdem die Reformation in Livland eindrang, belehnten die Ordensmeister auch in den übrigen Ordensgebieten zahlreiche Vasallen mit Land.

Die älteren Grenzen der Territorien sind der Deutlichkeit wegen auf der Karte selbst garnicht berücksichtigt, sondern nur im Texte angedeutet. In einer Besprechung der Karte wird gemeint, es sei nur in Samaiten eine Ausnahme gemacht<sup>1)</sup>. Das ist unrichtig, denn hier handelt es sich nicht um innere Territorialgrenzen, sondern um die äussere Landesgrenze. Eine graphische Zusammenstellung der politischen Entwicklung und der interessanten Grenzveränderungen gerade in diesem Gebiete nach den einzelnen Zeitperioden darzustellen durfte nicht verabsäumt werden, umsomehr als diese Grenzverhältnisse auch für die mittelalterliche Geschichte von Preussen Bedeutung haben. Ueber Schwankungen der Ostgrenze Livlands zwischen dem Peipussee und der Düna und auch noch südlich von ihr sind nur dürftige Nachrichten bekannt. Die sonstigen äusseren Grenzen haben sich nicht im Laufe der Zeit verändert, denn die Ostsee, die Narowa und der Peipussee bilden feste natürliche Grenzen.

Die Karte ist in dem bisher für Livland noch nicht angewandten Massstabe von 1:1,000,000 gezeichnet, so dass 1 mm gerade einem Kilometer der Wirklichkeit entspricht. Dieser zweckmässige Massstab ist auch der dem X. archäologischen Congress nur im Manuscript vorliegenden Karte der „Burgberge Alt-Livlands aus heidnischer Zeit“ zu Grunde gelegt, und die beiden archäologischen Karten von cand. hist. J. Sitzka (herausgegeben von der Gelehrten Estnischen Gesellschaft) mit den Fundstellen vor und seit dem 8. Jahrhundert sind ebenfalls mit Benutzung dieses Massstabes veröffentlicht. Dadurch wird ein bequemer Vergleich aller dieser unserer neuesten historischen Karten ermöglicht und eine richtige Uebersicht der ehemaligen Kulturverhältnisse Livlands dargeboten.

Sehr willkommen ist das den beiden archäologischen Karten vor und seit dem 8. Jahrhundert beigefügte alphabetische „Verzeichniss archäologischer Fundorte in Liv-, Est- und Kurland“, das ermöglicht, genaue Angaben für jeden Fundort sich zu verschaffen und dadurch wird zugleich die Zuverlässigkeit der mit so grosser Mühe und Sorgfalt hergestellten Karten bewiesen. Die erste umfasst das Steinalter, Bronzealter und das erste Eisenalter; die zweite die spätere Zeit. Dass Polnisch-Livland auf der zweiten Karte garnicht, auf der ersten nur mit 4 Fundorten dicht an der Düna vertreten ist, fällt auf. Dieser Theil Livlands ist recht ergiebig in Bezug auf Gräberfunde gewesen, wie das namentlich aus der Ausstellung für den IX. Wilnaer archäologischen Congress und nicht minder aus der für den X. Rigaschen hervorgeht. Im Falle eine zweite Auflage der Karten erscheinen sollte, wäre es angezeigt, diesen Theil Livlands, den Letten bewohnen und den der Deutsche Orden dem Christenthume und der Kultur erschlossen hat, ebenfalls in das Bereich der Arbeit hineinzuziehen.

Die heutigen Gouvernements- und Kreisesgrenzen sind auf den Sitzkaschen Karten, ebenso wie auf der Karte von Livland im Mittelalter fortgelassen, was vielleicht manchem, der mit der modernen Geographie des Landes nicht genügend vertraut ist, eine Orientirung erschweren wird. Berechtigt erscheint darum der Wunsch wenigstens nach Andeutung der Gouvernementsgrenzen, die jedenfalls nicht der Uebersichtlichkeit schaden würden<sup>2)</sup>. Dementsprechend sind auf der Karte der „Burgberge Alt-Livlands aus heidnischer Zeit“ nicht nur die Gouvernements-, sondern auch die Kreisesgrenzen eingetragen. Die zum Theil nur annähernd, zum Theil noch garnicht

<sup>1)</sup> Rigasche Rundschau Nr. 132 vom 14. (26.) Juni und die Erwiderung in Nr. 135 vom 17. (29.) Juni 1895.

<sup>2)</sup> Düna-Zeitung Nr. 89 vom 19. April 1895.

(im estnischen Theile) untersuchten Grenzen der alten heidnischen Landschaften sind fortgelassen. Dank den modernen Grenzen und der Gleichheit des Massstabes wird diese prähistorische Karte nach ihrer Veröffentlichung zur Orientirung auf den drei anderen Karten benutzt werden können.

Beide Karten, die der heidnischen Burgberge und die mittelalterliche, veranschaulichen den Unterschied der Menge der Befestigungen des Landes in der Urzeit und im Mittelalter. Bis jetzt sind Burgberge der Urzeit in Livland im weiteren Sinne über doppelt so viele nachgewiesen, als es mittelalterliche Burgen und Städte in demselben Gebiete gegeben hat. Eine Erklärung hierfür bietet zunächst das grössere Bedürfniss in der Urzeit, bei plötzlichen Ueberfällen feindlicher Nachbarn sich geschwinde in nahe belegene Holzburgen retten zu können. Im Mittelalter hatten sich dagegen unter der deutschen Herrschaft bereits weit geordnetere und gesichertere Verhältnisse in Livland ausgebildet. Ferner war die Erbauung steinerner Burgen ungleich schwieriger und kostbarer, nicht nur mit Rücksicht auf das Material, sondern auch mit Rücksicht auf die Art der Anlage, die auf weit ausgedehntere Belagerungs- und Vertheidigungskunst berechnet sein musste. Die weitläufigeren mittelalterlichen Anlagen sind, namentlich im Süden des Landes, meist nicht auf den Stätten der grösstentheils verhältnissmässig kleinen Burgstellen der Indigenen, sondern neben diesen aufgeführt. Entgegen früheren Annahmen haben solches erst neuere Untersuchungen bewiesen.

Folgende Tabelle veranschaulicht annähernd in den einzelnen Gebieten die früheren und späteren Befestigungen; fragliche heidnische Burgberge sind hier mitgerechnet, weil ihrer noch viele im Norden und Osten des Landes unbekannt sein dürften:

| L a n d s c h a f t                                                     | Heidnische Burg-<br>berge | Mittelalterliche   |             |
|-------------------------------------------------------------------------|---------------------------|--------------------|-------------|
|                                                                         |                           | Burgen und Klöster | Städte      |
| Gouvernement Estland mit Dago .                                         | 45 (mehrere fraglich)     | 21                 | 5 mit Narva |
| Gouvernement Livland mit Oesel .                                        | 124                       | 82 (Riga doppelt)  | 10          |
| Polnisch-Livland . . . . .                                              | 12                        | 6                  | —           |
| Gouvernement Kurland-Semgallen .                                        | 131                       | 34                 | 4           |
| Nord-Samaiten und Ceclis (bis 1328<br>und 1426) . . . . .               | 14                        | —                  | —           |
| Preussisch-Livland (bis 1328), d. i.<br>das rechte Njemenufer . . . . . | 27                        | 1                  | 1           |
| Im alten Livland überhaupt . . . . .                                    | 353                       | 144                | 20          |

Zur Zeit dürfte als sicher ermittelt gelten, dass von den Burgen des Mittelalters in Livland dem Orden 65, den Prälaten 44, den Vasallen 32 gehörten, wozu allerdings noch mehrere fragliche Burgen kämen. Endlich sind noch die wenigen Klöster (Falkenau, Padis [nach Dünamünde] und St. Brigitten) und Konvente (in Leal und Lennewaden) ausserhalb der Städte hinzuzurechnen.

Von den 20 mittelalterlichen Städten, die stets mit einer Burg verbunden waren, erhielten, ausser Memel, das heute noch eine Festung ist, im 16. Jahrhundert 6 (Riga, Wolmar, Dorpat, Pernau, Reval und Narva) Umwallungen mit Bastionen. Sie sind heute alle entfestigt und die beiden einzigen gegenwärtigen Festungen auf altlivländischem Boden, Dünaburg und Dünamünde, sind beide in einer gewissen Entfernung von den gleichnamigen mittelalterlichen Schlössern angelegt.

Es ist der Einwand erhoben<sup>1)</sup>, dass es nicht angezeigt sei, auf einer historischen Karte alte und neue Namen abwechselnd zu geben, und vorgeschlagen, es müssten nur alte oder nur neue Namen, mit den verschiedenen alten und lateinischen Bezeichnungen in einem Commentar zusammengestellt, geboten werden.

Es ist bereits im Text zur Karte (Seite 6 und 7) darauf hingewiesen, dass wegen zu grosser Verschiedenartigkeit der alten Ortsnamen ihre heutige Form gewählt werden musste. Ausgenommen sind solche Fälle, wo für das Wiedererkennen der Unterschied der Bezeichnungen zu gross ist, z. B. hiess das heutige Stockmannshof an der Düna im Mittelalter Schloss Loxten; die Trümmer dieser Burg galten ehemals irrthümlich für die des alten Gercike. Letzteres ist nun als bei Zargrad belegen nachgewiesen. Es würde dem Benutzer der Karte das Zurechtfinden auf ihr nicht erleichtert sein, wenn auf ihr, die eine rasche Orientirung gerade auch dem Laien bieten soll, Stockmannshof und Zargrad stünde, dagegen im Commentar, den wohl nur der Fachmann benutzen thäte, Stockmannshof = Loxten und Zargrad = Gercike angemerkt wäre. Ausserdem würde dabei etwas Unrichtiges geboten sein, denn Stockmannshof liegt nicht auf der Stelle des ehemaligen Schlosses Loxten, sondern 1 Kilometer westlich, ebenso ist Zargrad nicht genau auf der Stelle von Gercike. In solchen Fällen musste von der Regel, im Allgemeinen die heutige Schreibweise anzugeben, abgewichen werden und die häufigste (nicht älteste) Schreibweise aus dem Ende des Mittelalters gewählt werden, wobei freilich leicht im Einzelnen für verschiedene Ansichten ein Spielraum entstehen mag.

Zum Schluss sei es gestattet, eine Berichtigung in Bezug auf die alten heidnischen Landschaftsnamen, die zur besseren Orientirung, ohne Grenzen, auch auf der Karte Livlands im Mittelalter angegeben sind, anzubringen. Für den lettischen und livischen Theil Alt-Livlands konnten die sorgfältigen Untersuchungen von Dr. A. Bielenstein<sup>2)</sup> benutzt werden. Eine ähnliche Arbeit für die alten Landschaften der Esten fehlte damals. Erst später erschien für den estnischen Theil Livlands eine werthvolle Untersuchung von Axel von Gernet<sup>3)</sup>. Nach seinen Ergebnissen folgen von Westen nach Osten nördlich von der Embecke (im älteren, weiteren Sinne): Alempois (nördlich von Fellin), Mocha (westlich von der Pala), Nurmegunde (östlich von der Pala), Waygele (Gebiet von Talkhof und Lais), Jogentagania (nördlich von Dorpat) und Sobolitz am Peipussee. Hienach wäre die Karte von Livland im Mittelalter zu berichtigen, bei deren Herstellung nur ältere, ungenauere Untersuchungen für diese Landschaften der ältesten Zeit zur Verfügung standen.

1) Literarisches Centralblatt für Deutschland Nr. 16 vom 18. April 1896 und J. Haller im Revaler Beobachter Nr. 207 vom 12. (24.) September 1895.

2) Bielenstein, A., Atlas der ethnographischen Geographie des . . . . . Lettenlandes. St. Petersburg 1892. Fol. — Auch ein von ihm freundlichst mitgetheiltes Verzeichniss der lettischen Burgberge bildete die Grundlage für den südlichen Theil der Karte der heidnischen Burgberge Livlands.

3) Gernet, Axel von, Verfassungsgeschichte des Bisthums Dorpat bis zur Ausbildung der Landstände. (Band XVII der Verhandlungen der Gelehrten Estnischen Gesellschaft zu Dorpat.) Reval 1896. 8°. S. 15 u. 16.



## Mittelalterliche Bronzeschalen.

Von F. Grempler.

Im Sommer des Jahres 1891 wurden auf dem Zobtenberge in Schlesien beim Ausroden eines Baumes zwei ineinander gestellte Schalen gefunden, die eine besser erhalten als die andere. Sie sind beide aus Bronze gefertigt, weisen Spuren von Vergoldung auf, sind kreisrund, 25 cm beziehungsweise 26,5 cm hoch, mit einem schmalen horizontal abstehenden Rande. Die Aussen-  
seite ist bei beiden glatt, die Innenseite aber zeigt Gravirungen. Auf der einen sieht man in der Mitte in einem Kreise, der durch eine doppelte Zickzacklinie eingefasst ist, eine geflügelte menschliche Figur, in faltigem Gewande mit einer Art Schiffermütze auf dem Kopf und herabhängenden Haaren. An dieses mittlere Rund schliessen sich in der Art eines Vierpasses, wiederum durch eine Zickzacklinie, welche auch zur Einrahmung des Ganzen verwendet ist, eingefasst, vier Dreiviertelkreise mit ganz ähnlichen Brustbildern, wie im Mittelkreise. Die Zwickel zwischen den Dreiviertelkreisen sind durch büschelartige Liniengebilde ausgefüllt. Die Darstellung auf der zweiten Schale ist der auf der ersten durchaus verwandt, nur dass hier an Stelle eines Vierpasses ein Dreipass auftritt, die Zickzacklinie nicht vorhanden ist, dagegen der mittlere Kreis, wie das Ganze durch eine ebenso charakteristische schnurartige Wellenlinie eingefasst ist. In dem übrigen Raum zwischen den Kreisen und am Rande sind Ornament und Buchstaben gleichende Gebilde angebracht.

Meine Nachforschungen in der Literatur, vor Allem aber in verschiedenen Museen Deutschlands und des Auslandes hatten das überraschende Ergebniss, dass bereits eine grössere Anzahl ähnlicher Schüsseln vorhanden, dieselben in den Museen aber wenig beachtet, oder wenn überhaupt, so meist unabhängig von einander publicirt seien.

Eine Zusammenstellung aller bisher bekannten derartigen Stücke und Betrachtung derselben hinsichtlich der Zeit und des Zweckes ihrer Anfertigung schien mir in Ergänzung eines dahin schlagenden Versuches von Dr. Th. Frimmel am Platze („Zur Kenntniss der gravirten Bronzeschüsseln des Mittelalters“, in den Mittheilungen des k. k. österreichischen Museums für Kunst und Industrie, N. F. II [1887] S. 381 und N. F. V [1890] S. 104).

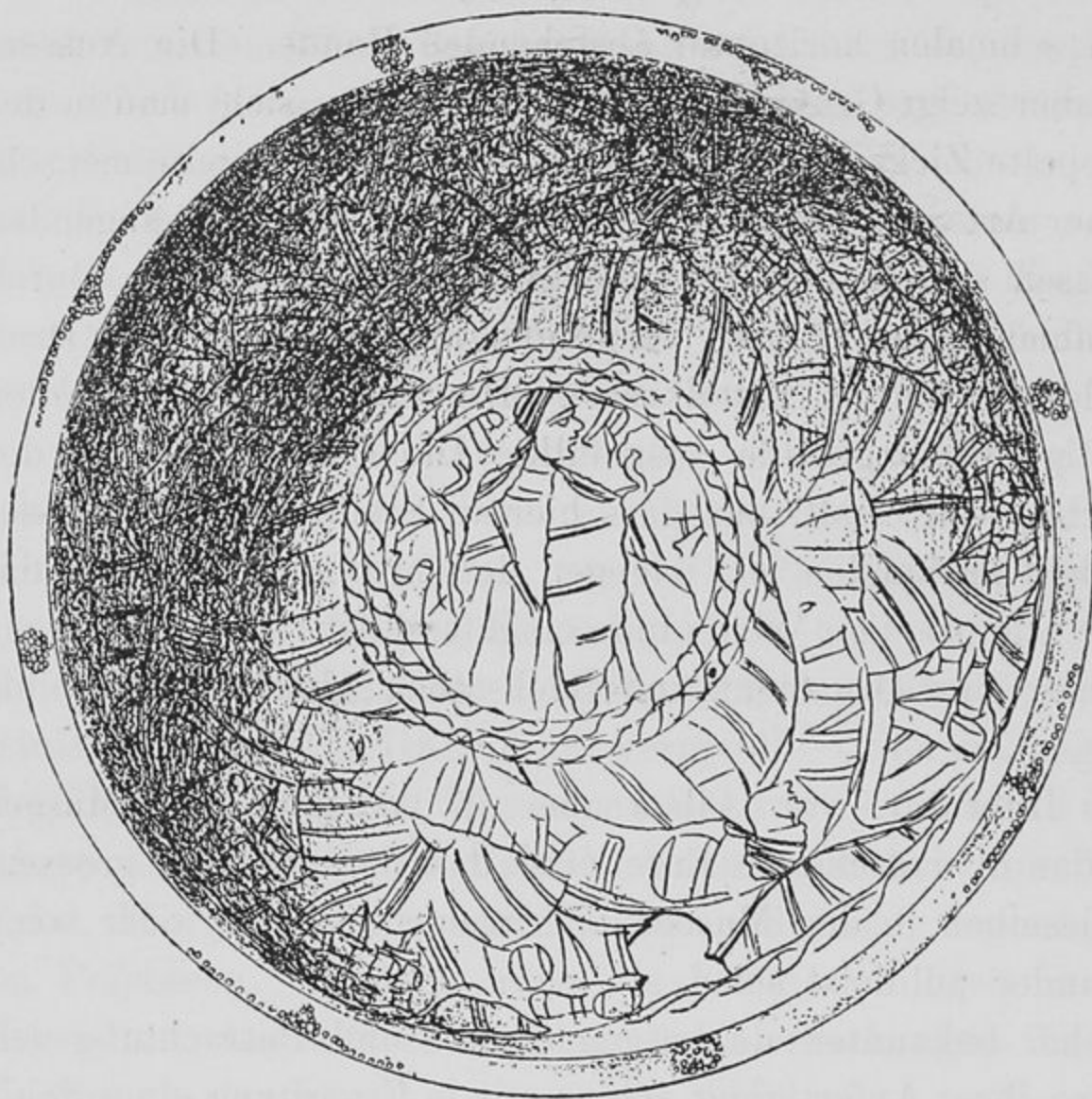
Die früheste Nachricht von dem Funde eines solchen Gefässes stammt aus dem Jahre 1819 (Göttingischer gelehrter Anzeiger 4. October 1819 S. 1585 ff.). In diesem Jahre wurde in Stade beim Aufgraben des alten Festungsgrabens ein Bronzebecken mit Spuren von Vergoldung gefunden. Auch hier sehen wir gravirte Darstellungen (Abbildung bei Boubrig, Erläuternde Bemerkungen, ein zu Pöddes in Estland ausgegrabenes Metallbecken betreffend, in den Verhandlungen der Gelehrten Estnischen Gesellschaft zu Dorpat I, 4 [1846] S. 51 ff.). In einem Mittelkreise, an den sich ein Vierpass schliesst, befinden sich fünf Figuren, denen auf den Zobtener Schalen durchaus verwandt, nur dass ihnen die Flügel fehlen. Auch die Tracht ist etwas abweichend. Dabei finden sich verderbte oder besser gesagt unverstanden wiedergegebene Inschriften, welche Hauptsünden bedeuten sollen. Die Beischrift zu der Figur in der Mitte, welche in den erhobenen Händen je einen runden, nicht näher zu bezeichnenden Gegenstand hält, lautet *superbia*, die neben den vier anderen Figuren stehenden Inschriften lauten: *idolatria*



(idolatria), ianda (invidia), ira, luxuntia (luxuria). Der übrige Raum ist durch Laubornament ausgefüllt, zwischen welchem die unverständlichen Worte *odcic* und *docic* wiederkehren. Auf dem flachen äusseren Rande bemerkt man ein durch die Perlenpunze hergestelltes Ornament, dem wir bei den später zu besprechenden noch öfters begegnen werden.

Diese Schale befindet sich gegenwärtig im Welfenmuseum zu Herrenhausen.

Im Jahre 1842 wurden dann auf dem Gute Pöddes in Estland 35 Bronzeschalen, vier gravirte und 31 unverzierte, gefunden (Boubrig a. a. O.). Hiervon ist eine gravirte und eine kleinere unverzierte in das Museum zu Dorpat gekommen. Die gravirte Schale ähnelt in jeder Hinsicht der bei Stade gefundenen. Die den Figuren beigeschriebenen Worte lauten hier: *hudra* (?), *spes*, *idolatria*, *inves* (invidia), *ra* (ira). Zwischen dem wellenförmigen Ornament, welches den übrigen Raum bedeckt, sind die Worte *dolus* und *odium* zu lesen.



Dresden.

Im Jahre 1883 erschien in den Jahrbüchern des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande (J. Aldenkirchen, Drei liturgische Schüsseln des Mittelalters mit Abbildung, LXXV S. 54 ff.) ein Aufsatz, welcher drei Bronzeschüsseln behandelte, welche ebenfalls in den Kreis unserer Betrachtung gehören.

Eine Schüssel aus der Sammlung des Herrn Dr. Wings in Aachen, mit Darstellungen aus der Legende der heiligen Ursula, ferner eine aus dem Dom zu Xanten, welche in der Mitte das Wort *sapientia* zwischen Johannes und Paulus eingravirt enthält, umgeben von 6 biblischen Figuren. Endlich eine im Provinzialmuseum in Trier mit 6 Scenen aus der Geschichte des barmherzigen Samariters.

1885 wurden in Gent auf dem Boden eines Flusses vier gravirte Bronzeschüsseln und die Fragmente einer fünften gefunden, jetzt im Museum in Gent (Baron J. de Bethune, Les bassins Liturgiques, Revue de l'art chretien 1886, S. 318 und 443 mit Abbildung). Auf der ersten, die eine grosse Verwandtschaft mit der in Budapest zeigt, sind die Brustbilder in der

Im Museum des Königl. Sächsischen Alterthums-Vereins, im Palais des grossen Gartens in Dresden, befinden sich zwei Bronzeschalen, die eine unverziert (Nr. 2297), die andere verziert (Nr. 2296). Die Darstellung auf der verzierten ähnelt vollkommen der von Pöddes. Einer Notiz des Catalogs zu Folge sind die Schalen an der Seeküste von Strandwiarland gefunden, ein offener Schreibe Fehler, es soll Strandwierland heissen, wo Pöddes liegt. Wie die Schalen hierhergekommen sind, ist nicht zu eruiren.

Im Jahre 1869 veröffentlichte F. Romer (Archaeologiai értesítő I 1869 S. 23 mit Abbildung) eine Bronzeschale ganz ähnlich den vorher erwähnten. Die Umschriften der hier nimbirten Figuren lauten: *umilitas* (humilitas), *fides*, *spes*, *karitas*, *pacientia*. Herkunft der Schale ist unbekannt.

bekannten Art in einem Sechspass angeordnet. Die Inschriften sind nicht wie bisher im Kreise um die Figuren selbst angebracht, sondern in besonderen Dreiviertelkreisen, in den Zwickeln, meist verstümmelte Bezeichnungen von Lastern. Die zweite Schale, der ersten in der Anordnung der Figuren und Inschriften vollkommen gleich, lässt statt Bezeichnung der Laster nur die von Tugenden erkennen. Die dritte Schüssel ähnelt, was das Ornament anlangt, der unsrigen vom Zobten. Auf der vierten endlich sind vier Vögel eingravirt.

Im National-Museum in München befindet sich eine Schale, die bis auf Kleinigkeiten der Pester gleicht.

1885 wurde in Worms eine solche Schale ausgegraben, jetzt im Paulus-Museum zu Worms, ganz den Zobtner gleichend.

Im Jahre 1886 erwarb das Kabinet der Medaillen und Antiken der Nationalbibliothek zu Paris eine gravirte Bronzschüssel (Maurice Prou, Bassin de bronze du XI<sup>e</sup> ou du XII<sup>e</sup> siècle représentant la jeunesse d'Achille. Gazette archéologique XI [1886] S. 38 mit Abbildung). Dieselbe zeigt 7 Scenen aus der Achilleis des Statius.

In demselben Jahre 1886 wurde ein hierher gehöriges Becken, im Besitz des Architecten Karl Scheffler, Inspector des k. k. Belvedere in Wien, von Dr. Theodor Frimmel publicirt (Mittheilungen der k. k. Centralkommission, N. F. XII, Wien 1886, S. 11 mit Abbild.). Scheffler

hatte dasselbe im Zillertal erworben, wo es sich seit sehr langer Zeit in der Küche einer Bäuerin befunden hatte.

Die Bilder, hier nur im Rande, sind im Kreise geordnet, durch je eine Säule von einander getrennt und mit Inschriften versehen. Die acht Bilder stehen in enger Beziehung zu einander und geben einen Cyclus von Scenen aus der Geschichte des Simson (Judic. XIII u. XIV). Der Buchstaben-Charakter der Inschriften, welche den Bildern in leoninischen Versen zur Erklärung beigegeben sind, ist spätromanische Capitalis. Das A und G gothisirt bereits.

Der romanische Stil zeigt sich auch an den Capitellen der Säulen. Auffallend sind die in den Zwickeln angebrachten Thiergestalten, Säugethiere und Vögel, denen wir schon zwei Mal, auf der Trierer und der Genter Schale, begegnet sind.

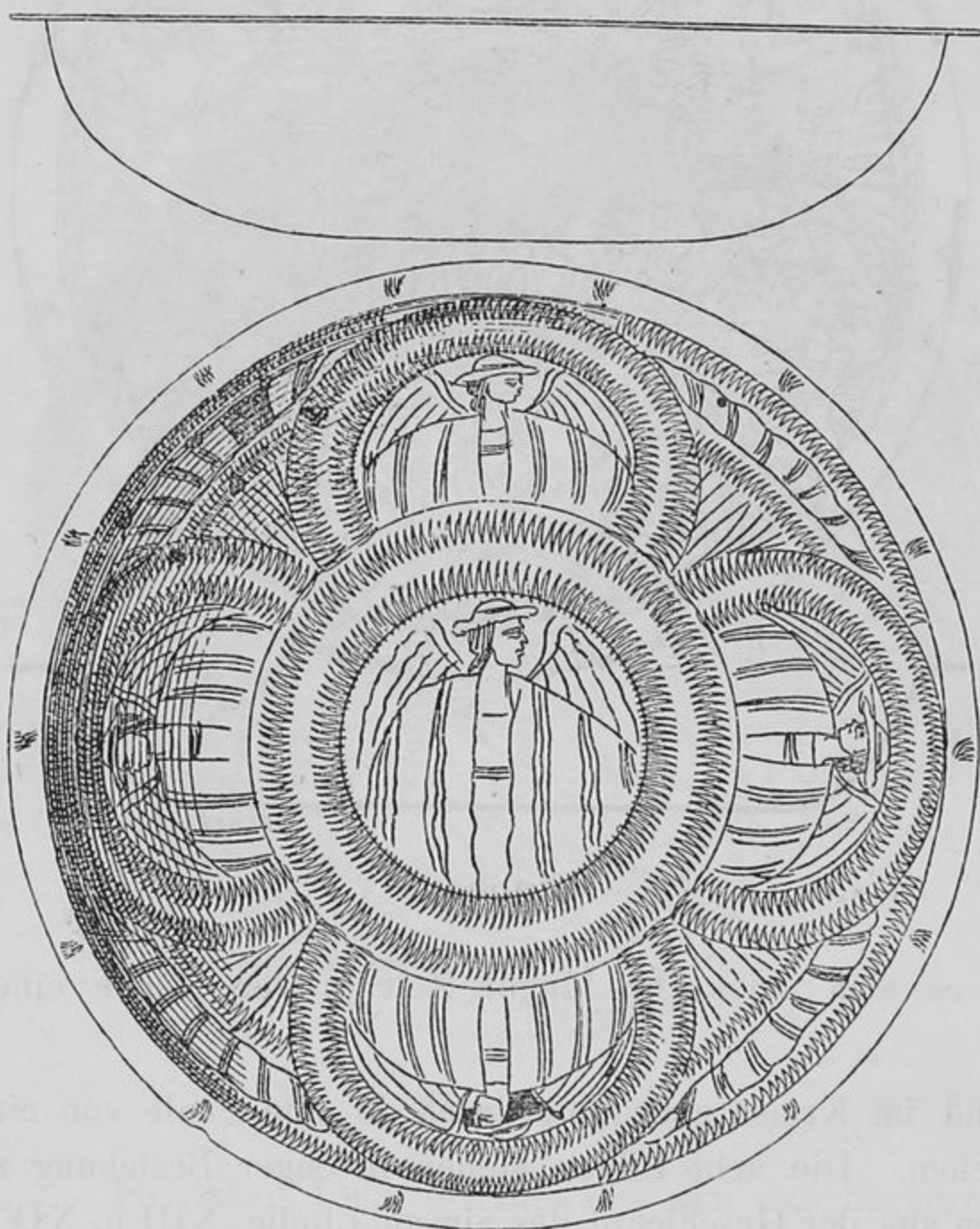
Bei Erweiterung des Bahngleises am Bahnhof Olmütz (Mähren) sind drei hierher gehörige Bronzschüsseln ausgegraben worden. Wie die vom Zobten gehämmert und abgedreht. Jetzt befinden sich eine im Museum zu Olmütz, zwei in Prag. Publicirt in Památky archeologické a mistopisné, Bd. XII, S. 379.

Im Gewerbe-Museum in Lübeck entdeckte ich drei hierher gehörige Becken, bisher unbeachtet.



München.

1853 wurde beim Bau des Quaies am Holstenthor in der Trave ein solches Becken gefunden, auf der Innenseite verziert. In der Mitte sieht man eine nimbirte, gekrönte, weibliche Halbfigur in einem Kreise, die einen Gegenstand (Buch?) in der einen Hand hält, mit der Umschrift spes. An diesen Mittelkreis lehnen sich vier Halbkreise, in welchen Brustbilder von ähnlichen gekrönten weiblichen Figuren angebracht sind. Die Beischriften bezeichnen sie als pudicitia, spes und karitas. Die Stelle, an welcher der vierte Name stand, ist ausgebrochen. Zwischen diesen vier Halbkreisen sind vier blumenartige Verzierungen gravirt, jede mit drei Inschriften: 1. Bonita Bengio Mansue  
2. Castit modest Epigio  
3. Prodie Pax Obidin  
4. Piniea Fortit justis.



Lübeck.

mit engelartig geflügelten Gestalten, welche zwischen Alterthümern der jüngeren Heidenzeit gefunden sind, kommen am meisten bei Raudten, Polwitten, Friedrichsfelde etc., am schönsten und zahlreichsten aber bei Dolkheim vor (Abbildung daselbst). Im Prussia-Museum befindet sich die Schale von Prömbock. In der Mitte eine priesterliche Figur, viermal mit abwechselnden Umschriften: ira, luxuria, dolatria, invidia etc.

Das Gräberfeld von Ekritten, beschrieben von Professor Heydeck (Sitzungsbericht der Alterthumsgesellschaft Prussia Nr. 1888/89, Königsberg 1890, S. 127 mit Abbildung) brachte eine Menge solcher Schalen zu Tage. In demselben Museum ähnliche Stücke aus Kirpehnen, Sargitten, Kreis Fischhausen etc. etc.

1882 wurden beim Baggern oberhalb der Landzunge zwei Bronzeschalen gefunden. Die eine gleicht der Zobtener Schale, die andere ist mit Menschenköpfen verziert, die in Thierkörper übergehen.

In den Jahrbüchern des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande (XCIV, S. 143, ein lavacrum des XII. Jahrhunderts mit Abbildung) publicirt Dr. J. A. Feith eine bei Groningen ausgegrabene. Die Inschriften lauten: malie (malicia), inmund (inmunditia), ebriet (ebrietas), castit (castitas), fraus, emulat (emulatio), conten (contentio), recca (peccatum), odlus (dolus), prium (?), pecca (peccatum), trisai (tristicia), discip (discipina), contnie (continentia), ganz ähnlich der Genter Schale.

Reichliches Material an derartigen Gefäßen fand ich in Königsberg in Pr., sowohl im Prussia-Museum, wie in dem der physikalisch-öconomischen Gesellschaft. Dr. Jentsch im Bericht über die Verwaltung des Provinzialmuseums im Jahre 1892 S. 73 schreibt: Bronzeschalen

Im Museum zu Christiania befindet sich eine den Zobtener ähnliche, gefunden im nördlichen Norwegen, und im Museum von Helsingfors einige, publicirt und abgebildet von J. R. Aspelin: *Antiquités du Nord-Finno-Ougrien*. Helsingfors, St. Petersburg, Paris. IV, S. 303, Nr. 1615 und *Finska Fornminnesföreningens Tidskrift* XIII. Helsingissä 1893, Taf. 13, Fig. 95.

Eine Schale unbekannter Herkunft besitzt das Kestner-Museum in Hannover und eine R. Forrer in Strassburg.

Dr. Robert Beltz publicirt im Quartalsbericht des Vereins für Mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde LX, 2, Januar 1895 S. 21 mit Abbildung eine Schale wie die Zobtener.

Dr. Albert Wormstall in der Zeitschrift für Vaterländische Geschichte und Alterthumskunde Westfalens Bd. 54, S. 57 eine derartige Schale, in Münster gefunden.

J. A. Choinowski (Ausgrabungen des grossfürstlichen Hofes in der alten Stadt Kiew im Frühjahr 1892. Kiew 1893) hat bei dieser Gelegenheit eine solche Schale wie die von Zobten etc. gefunden und Taf. VI, Nr. 20 abgebildet. Dieselbe zeigt, wie die von Zobten, nur fünf Figuren, enthält aber keine Inschriften. Choinowski deutet die Figuren als Cherubinen und glaubt, dass die Schale zum christlichen Cult gehört habe.

Betrachtet man nun die bisher bekannt gewordenen Stücke insgesamt, so zeigt sich zunächst bei allen ausser der Gleichartigkeit des Stoffes, Bronze mit zum Theil deutlicher Vergoldung, das Gemeinsame der Form und der Grösse, die nur wenig bei den einzelnen Stücken von einem mittleren Masse abweicht. Ebenso ist die Art der Verzierung, der Gravirung auf der Innenseite, bei allen die gleiche, indess ist in den Darstellungen eine gewisse Stufenfolge zu beobachten.

Von Darstellungen ganz bestimmter Scenen, wie aus der Achilleis des Statius, ferner aus biblischen Erzählungen und Legenden (Geschichte des Simson, Ursula-Legende etc.) geht es zur Darstellung von Einzelfiguren der Tugenden bezw. der Laster, als solche charakterisirt durch zunächst richtige, dann verderbte oder, besser gesagt, unverstanden wiedergegebene lateinische Inschriften. Schliesslich fallen diese weg, es bleiben nur noch die wunderlichen Figuren, welche einen befremdlichen Eindruck machen. Frimmel (a. a. O.) hat auf analoge Darstellungen auf Schalen in Niniveh (Layard, *Asesond series of the monuments of Niniveh* Plat. 57 et 68) hingewiesen, Bethune will sogar eine Analogie zwischen den Genter Schalen und den Horusbildern auf ägyptischen Monumenten erkennen. Derselben Ansicht schliesst sich Dr. Feith an. Ob dies alles mit Recht oder Unrecht geschehen, soll hier nicht entschieden werden.

Die Funde von Ekritten lassen aus den Beigaben, z. B. ein Wikingerschwert, auf das 11.—12. Jahrhundert als die Zeit der Anfertigung der Schalen schliessen. Für die Zeit spricht auch der Charakter der Buchstaben. Am eingehendsten hat Prou seine Untersuchung geführt und die Entstehung aufs genaueste in die Zeit von 1050—1140 festgesetzt. Dr. Beltz in Schwerin ist derselben Ansicht.

Urkundlich steht fest, dass auf dem Zobten im 12. Jahrhundert ein Kloster bestand, das mit Augustiner-Chorherren aus Arrovaise (Flandern) im Jahre 1108 besetzt wurde. Diese Nachricht stützt weiter die obige Datirung, giebt auch einen Fingerzeig, woher die Schalen ursprünglich stammen. Sie sind jedenfalls von den Augustinern mitgebracht worden.

Was die Bestimmung der Gefässe anlangt, so ist ein Theil der Bearbeiter der Ansicht, dass sie zu liturgischen Zwecken gedient haben. Ein anderer Theil, so Romer und Frimmel, glauben, dass sie für den Hausgebrauch gefertigt seien. Dieser Ansicht schliesse ich mich an und zwar auf Grund folgender Erwägungen.

Wären sie zu liturgischen Zwecken bestimmt gewesen, so ist es doch befremdlich, dass bei der sonst so pietätvollen Sorge für derartige Gegenstände kein Exemplar in einer Kirche

oder einem Kloster gefunden worden ist; denn von der Xantener Schale ist nicht nachgewiesen, dass sie von jeher in der Sacristei aufbewahrt war.

Die Königsberger Schalen stammen aus Gräberfeldern oder von einem alten Burgwall und wurden wie die von Pöddes in grosser Zahl in der Erde gefunden. Dabei kommen gravirte mit glatten Schalen in einem Funde vor. Diese Momente widersprechen der Ansicht, sie hätten sacralen Zwecken gedient.

Die Darstellung biblischer Szenen, die besonders für die Ansicht, dass sie Cultuszwecken gedient hätten, angeführt worden ist, genügt mir nicht, denn es finden sich auch profane Motive auf den Schalen. Und finden wir nicht auch heute noch auf für den Hausgebrauch bestimmten Geräthen biblische Szenen und fromme Sprüche?

Unbeantwortet bleibt vorläufig die Frage nach dem Fabrikationsort. Die Roheit der Ausführung bei den meisten, vor Allem die unverstanden wiedergegebenen Inschriften, gestattet den Schluss auf eine Massenfabrikation von Seiten ungebildeter Metallarbeiter.

Die grösste Anzahl der bisher bekannten Schalen sind im Bereich der Nord- und Ostseeküste aufgedeckt worden, stammen aus einer Zeit, wie wir gesehen haben, wo die Wikinger einen mächtigen Handel vermittelten, und so wird man nicht fehl gehen, wenn man die weite Verbreitung derselben damit in Zusammenhang bringt. Auf diesem Wege dürfte die Schale auch nach Kiew gekommen sein, welches an der Handelsstrasse liegt, die schon in altersgrauer Zeit von der Ostsee nach dem schwarzen Meere führte. Die wenigen Schalen, die weiter westlich im Binnenlande sich finden, sind dorthin möglicher Weise in weit jüngerer Zeit verschleppt worden.

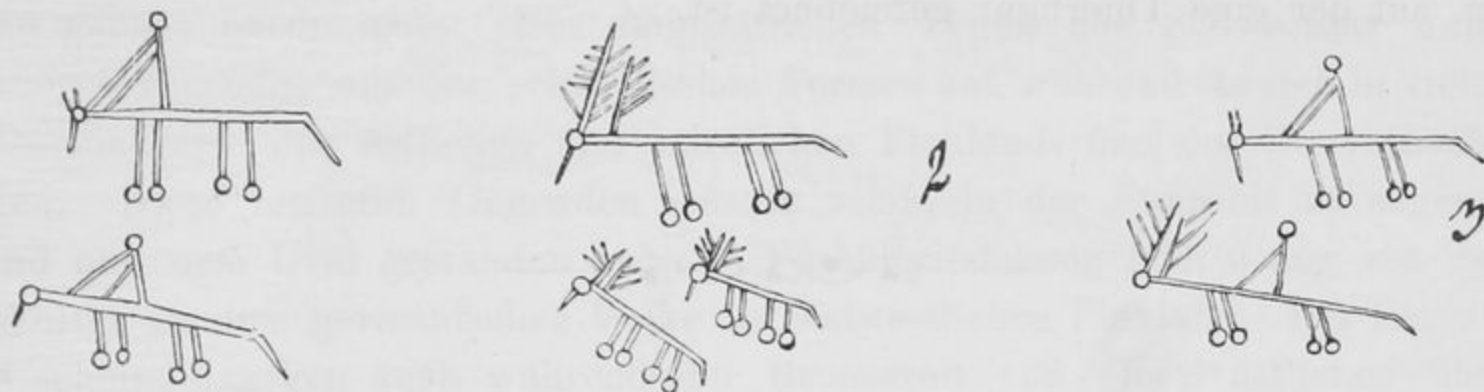


## Ueber Zeichnungen auf prähistorischen Gefässen.

Von F. Grempler.

Auf einem Urnenfriedhofe bei Lahse, Kreis Wohlau in Schlesien, wurde eine weitbauchige nach oben sich verjüngende Urne, 24 cm hoch, 93 cm im Umfang messend, gefunden.

Dieselbe ist ohne Drehscheibe hergestellt, jedoch sehr regelmässig geformt und an der Aussen-  
seite mit einem glänzend schwarzen Graphitüberzuge versehen. Statt der Henkel sitzen am Halsansatze sich gegenüberstehend zwei kleine knorpelartige Vorsprünge, die in Verbindung mit den darunter angebrachten Vertiefungen das Festhalten des Gefässes beim Tragen ermöglichen sollten. Die Grenze zwischen Hals und Körper ist durch ein Band von vier scharf eingeritzten parallelen Linien hergestellt. Ein ebenso gebildetes Zickzackband theilt die Bauchwölbung in 16 Dreieckfelder, in welche eigenartige Ornamente eingeritzt sind.



Wir sehen auf dem ersten Felde zwei Männer hoch zu Ross einherreiten. Aufbruch zur Jagd. Im zweiten Felde einen Sechszehnder mit zwei kleineren Hirschen. Das nächste Feld zeigt wieder zwei Reiter, den einen seltsamer Weise auf einem Hirsche. Im vierten Felde bemerken wir ausser einem Jäger zu Pferde noch einen zu Fuss. Derselbe hält einen Bogen vor sich und ist im Begriff einen Pfeil abzuschneiden. Worauf er zielt, zeigen uns die beiden folgenden Bilder (5 und 6): in jedem zwei dahinfliehende Hirsche. Im siebenten Felde gönnt ein Jäger seinem Pferde die wohlverdiente Rast. Wenigstens ist eine vor dem letzteren stehende X-förmige Figur kaum anders als eine Krippe zu deuten. Das letzte Bild (8) zeigt uns nochmals ein Reiterpaar, von denen wieder einer auf einem Hirsche sitzt. Von den oberen Dreieckfeldern zeigt nur eines eine Abbildung: einen einsamen Hirsch.

Hinsichtlich der technischen Ausführung der Zeichnungen darf man freilich keine allzu grossen Erwartungen hegen. Sie ist so primitiv wie möglich, auf die einfachsten Elemente, Punkt und Linie beschränkt. Wie unsere Kinder zeichnen.

Bei den menschlichen Figuren ist der Kopf durch einen rundlichen Eindruck, Körper und Arme sind durch gerade Striche bezeichnet, bei den Pferden Rumpf und Hals durch eine Linie, an deren einem Ende ein Tüpfelchen mit drei kurzen Strichen den Kopf mit den Ohren, am anderen Ende ein nach abwärts gerichteter Strich den Schwanz bedeutet. Die Beine sind durch vier parallele senkrechte Striche, die Hufe durch kleine Kreise hergestellt. Die Hirsche sind ähnlich gezeichnet.

Das Alter des Gefässes lässt sich nach der Form und der Ornamentirung, nach den Begleitfunden (Bronzenadeln und Eisensachen) mit ziemlicher Sicherheit bestimmen. Dasselbe gehört dem Ende der Hallstatt- oder älteren La Tènezeit, d. h. etwa dem 4. Jahrhundert v. Chr. an.

Um diese Zeit fällt auf unsere Heimath noch nicht der leiseste Schimmer der Geschichte. Um so höher werden wir ein Denkmal schätzen, das uns einen so unmittelbaren Einblick in das Leben und Treiben unserer Vorfahren gewährt. Jagd und Fischerei bildeten in der Steinzeit die Hauptnahrungsquellen der Bewohner unseres Landes und wurden sicherlich auch nach Einführung des Ackerbaues noch eifrig geübt. Nach Cäsar bestand das Leben der Germanen ganz in Jagd und Kriegsübungen. Ob das auf dem Gefäss dargestellte Wild unser Edelhirsch oder der Elch ist, dessen Jagd Cäsar beschreibt, ist bei der Unvollkommenheit der Zeichnung nicht zu erkennen, wahrscheinlich ist jedenfalls das erstere.

Bildliche Darstellungen auf vorgeschichtlichen Gefässen gehören in Deutschland zu den grössten Seltenheiten. Verhältnissmässig häufig sind sie in Westpreussen, links der Weichsel und dem angrenzenden Hinterpommern, wo sie auf Gesichturnen des 5. bis 3. Jahrhundert v. Chr. vorkommen. Sie sind denen auf unserem Gefässe durchaus ähnlich (Conwentz, Bildliche Darstellungen von Thieren etc. auf westpreussischen Graburnen. Schriften der naturforschenden Gesellschaft in Danzig, Bd. VIII, 4. Lepkowski, Ueber eine Aschenurne mit Reiterornamenten von Sandomir. Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie 1886. S. 552). Aus Schlesien kennen wir nur noch ein Beispiel dieser Art: eine terrinenförmige Urne aus Osten, Kreis Guhrau, auf der eine Thierfigur gezeichnet ist.



## Die Bronzezeit Finnlands.

Von A. Hackman<sup>1)</sup>.

---

Die Bronzezeit Finnlands ist wiederholt von finnländischen und fremden Gelehrten mehr oder weniger eingehend behandelt worden, der Charakter ihres Formenkreises ist vor allem durch die Untersuchungen Aspelins in Anlehnung an die Arbeiten der skandinavischen Gelehrten schon längst bestimmt, und die Wege, auf welchen die neue Kultur bis zu Finnlands entlegenen Küsten gelangt ist, sind bereits vor mehr wie 25 Jahren nachgewiesen worden. Wenn ich trotzdem eine Uebersicht über diese Kulturperiode Finnlands zu geben unternehme, so bestimmt mich dazu hauptsächlich der Umstand, dass seit der letzten Publication vor 8 Jahren eine nicht unbeträchtliche Anzahl neuer Funde zu Tage getreten ist, welche zum Theil von grosser Wichtigkeit für die Beurtheilung der Bronzezeit unseres Landes sind.

Schon auf dem Congress zu Bologna im J. 1871 hat Aspelin auf den skandinavischen Charakter der wenigen damals bekannten bronzezeitlichen Funde Finnlands hingewiesen und im Hinblick auf diese Uebereinstimmung der Formen, sowie auf die Aehnlichkeit zwischen den schwedischen und finnischen Steinhügelgräbern, die Ansicht ausgesprochen, dass die germanische Bevölkerung, welche, wie er annahm, in der älteren Eisenzeit den Südwesten Finnlands bewohnte, möglicherweise schon in der Bronzezeit dort ansässig war. In späteren Arbeiten hat er an dieser Ansicht festgehalten und sie näher begründet. Die germanische Bevölkerung hat, wie er in seinem Werk, die Bewohner Finnlands in der Heidenzeit<sup>2)</sup>, zeigt, bereits in der Steinzeit das südwestliche Finnland bewohnt, während der Osten des Landes einem anderen nicht germanischen Volke gehört haben muss. Die steinzeitlichen Typen des Südwestens weisen nämlich manche Uebereinstimmung mit den schwedischen Formen auf, während sie sich in vieler Beziehung von dem Formenkreise des östlichen und nördlichen Finnlands und des Gouvernements Olonetz unterscheiden. Diese letzteren Gegenden müssen schon in der Steinzeit in enger Verbindung mit Russland und dem Ural gestanden haben. Verhältnissmässig früh drang von Schweden aus die Bronzekultur zu dem germanischen Volke im südwestlichen Finnland. Der Osten und Norden des Landes scheint dagegen auch während der Bronzezeit von einer östlichen über Russland kommenden Kulturströmung berührt worden zu sein. Aspelin weist hierbei auf einige Funde altai-uralischen Charakters hin, die wir im Folgenden behandeln werden. Die Funde, die nach dem Erscheinen von Aspelins letzter Publication über die Bronzezeit Finnlands gemacht worden sind, haben weitere Belege für die Wahrscheinlichkeit seiner Ansicht geliefert. Die meisten der

---

<sup>1)</sup> Der Vortrag ist insoweit umgearbeitet worden, als Funde, die nach dem Congress bekannt geworden sind, hier Berücksichtigung gefunden haben. Obgleich sämmtliche Funde in dem Texte erwähnt sind, erschien es der besseren Orientirung halber geboten, ein übersichtliches Fundverzeichniss mit kurzer Beschreibung der einzelnen Gegenstände sowie einer Angabe der Fundumstände und der Verwahrungsorte der Funde zu geben. Das beigefügte Schema (Anhang II) enthält eine hauptsächlich auf der Grundlage von O. Montelius und S. Müllers Arbeiten entworfene chronologische Uebersicht der Funde von skandinavischen und westeuropäischen Typen.

<sup>2)</sup> J. R. Aspelin, Suomen asukkaat pakanuuden aikana, 1885.



neuen Funde mit skandinavischem oder westeuropäischem Charakter sind nämlich im Südwesten des Landes zum Vorschein gekommen, während im nördlichen Finnland weitere 2 Funde von ausgeprägt permischem oder uralischem Typus gemacht worden sind.

Indem wir uns den Beobachtungen Aspelins anschliessen, müssen wir also das bronzzeitliche Material Finnlands in 2 Hauptgruppen, nämlich eine skandinavische, beziehungsweise westeuropäische, und eine permische oder uralische Hauptgruppe, eintheilen.

Ein Blick auf die Karte zeigt uns, dass die Fundorte der skandinavischen Bronzen auf dem Archipel oder in der Nähe der Küste des Bottnischen und Finnischen Meerbusens gelegen sind und zwar in Gegenden, welche auch jetzt die relativ dichteste Bevölkerung besitzen. Einige wenige Funde sind am Wuoksen und ein einzelner im Innern des Landes im nördlichen Sawolaks zu Tage getreten.

Die permische Hauptgruppe besteht aus einem Funde im nördlichen Tawastland, 2 Funden am Uleåfluss und einem Funde am Torneåfluss. Ein weiterer Fund stammt wahrscheinlich aus der Umgegend von Borgå.

#### I.

Betrachten wir zunächst die zur ersten Hauptgruppe gehörenden Gegenstände. Sie bestehen aus 4 Schwertern, 7 Dolchen, einer Lanzenspitze, einer Pfeilspitze, 3 Messern, 6 Schaftcelten, 8 Hohlcelten und 2 Brillenfibern und haben alle entweder einen echt skandinavischen oder einen westeuropäischen Typus<sup>1)</sup>. Doch können auch den Gegenständen von westeuropäischen Typen analoge Funde aus Skandinavien zur Seite gestellt werden, welche es wahrscheinlich machen, dass die in Finnland gefundenen westeuropäischen Bronzen über Skandinavien eingeführt worden sind<sup>2)</sup>.

Von den Schwertern hat nur eines, das mit einem ganz ähnlichen Dolche in einem Steinhügelgrabe mit Leichenbrand auf der Insel Åland gefunden wurde, einen echt nordischen Charakter (Anhang I, Nr. 1). Es ist das eines der geschmackvollen Schwerter aus der älteren skandinavischen Bronzezeit, aus Montelius 2. Periode, mit rhombischem Knauf, verziert mit 8 falschen Spiralen und einem für diese Schwerter charakteristischen Griff. Die übrigen 3 Schwerter sind aus Mitteleuropa und zwar wahrscheinlich über Skandinavien eingeführt. Einer frühen Periode gehört das Schwert an, das aus einem Moor im Kirchspiel Storkyro in Oesterbotten stammt (Anhang I, Nr. 21). Solche Schwerter, bei denen Klinge und Griffzunge aus einem Stück bestehen und deren Griffzunge emporstehende Kanten und Nietlöcher hat, kommen beinahe in allen Gebieten der europäischen Bronzezeit vor. Ein unserem Schwert sehr ähnliches Exemplar, das auf der Akropolis von Mykenæ gefunden worden, bildet Undset in der Zeitschrift für Ethnologie 1890 ab.

Aus Westeuropa dürfte das Schwert herkommen, das auf einer Haide im Kirchspiel Wichtis in Nyland (Anhang I, Nr. 13) gefunden ist. Die Schwerter von diesem Typus führt Montelius als einen seiner Beweise für den lebhaften Verkehr an, der während der Bronzezeit zwischen dem westlichen Europa und dem Norden herrschte. Charakteristisch für diese westeuropäischen Schwerter aus der Hallstattzeit ist nach Montelius besonders die kräftige Ausbiegung des unteren Theiles der Griffzunge. In diesem und einigen andern Details unterscheiden sie sich von den sonst sehr ähnlichen mitteleuropäischen Schwertern desselben Typus<sup>3)</sup>.

1) Hierzu kommen möglicherweise noch die im Anhang I unter 4a und 22a erwähnten Funde.

2) Dass der Kultureinfluss der südlich vom Finnischen Meerbusen belegenen Ostseeprovinzen während der Bronzezeit hinter dem Skandinaviens zurückstand, erhellt ohne weiteres aus der Spärlichkeit der bronzzeitlichen Funde im Ostbalticum. Ueber den Finnischen Meerbusen ist die neue Bronzekultur schwerlich nach Finnland gedrungen.

3) Svenska Fornminnesföreningens Tidskrift VII, S. 127.

Auf südwestliche Beziehungen weist auch das Schwert von Kumo hin, das mit einer echt skandinavischen Brillenfibel unter einem grossen Stein gefunden wurde (Anhang I, Nr. 18 a und b). Aus den Pfahlbauten der Schweiz, vom Rhein und aus Baiern, weiter aus England, Frankreich und Italien sind solche Schwerter mit ovalem, concavem Knauf und kurzer kräftiger Parirstange bekannt. Einige Exemplare stammen aus Skandinavien und Nordostdeutschland<sup>1)</sup>. Sie gehören einer späten Periode der Bronzezeit an.

Die Dolche, die meist aus Grabfunden stammen, haben mit Ausnahme eines einzigen einen nordischen Charakter.

Dieser letztere aus einem Steinhügelgrabe an der nyländischen Küste (Anhang I, Nr. 5), gehört zu demselben allgemein europäischen Typus wie das Schwert aus Storkyro. Unter den übrigen sehen wir 2 schöne Exemplare aus Montelius 2. Periode (Anhang I, Nr. 1 b u. 2) und einen Dolch mit dem besonders gegossenen Endbeschlag des Griffes, der in die jüngere Bronzezeit, etwa in Montelius 5. Periode, zu setzen ist (Anhang I, Nr. 26)<sup>2)</sup>.

Unter den Schaftcelten — sämtlich von nordischen Typen und zu Montelius 2. Periode gehörig — fallen vor allen 2 schlanke, mit Spiralen, Zickzack- und Bogenlinien verzierte Exemplare von prächtiger Arbeit auf. Sie sind zusammen in einem Sandhügel im Kirchspiel Helsinge in Nyland gefunden worden (Anhang I, Nr. 9 a und b). Montelius hält die Schaftcelte von diesem Typus für Waffen, während die anderen einfacheren — Werkzeuge sein dürften. Die ersten sind in Skandinavien oft mit anderen Waffen zusammen in Gräbern gefunden worden, während die einfacheren Celte sehr selten als Grabbeigabe gedient haben. Von unseren finnländischen Werkzeugscelten stammt allerdings einer aus einem Steinhügelgrabe auf der Insel Kimito (südlich von Åbo [Anhang I, Nr. 3]). Er hat, wie 2 von den anderen Celten, an der Klinge gewölbte Schmalseiten, welche nach oben in einem Bogen abschliessen, ein Detail, welches eine grosse Gruppe nordischer Schaftcelte charakterisirt.

Einen älteren Typus repräsentirt ein langer, schmaler Celt aus Nyland mit abgerundeter Querbarre und einem Mittelgrat längs den Schmalseiten (Anhang I, Nr. 8).

Auch die 8 Hohlcelte müssen als Erzeugnisse nordischer Industrie betrachtet werden. Einer von ihnen, in Oesterbotten gefunden (Anhang I, Nr. 22), aber jetzt nur durch eine Handzeichnung bekannt, bietet allerdings einen etwas fremdartigen Anblick dar. Zu der Ornamentirung des oberen Theiles, Zickzacklinien unter der Tüllenöffnung und Zapfen, welche von diesen und den Verticalrippen ausgehen, lässt sich meines Wissens kein skandinavisches Seitenstück aufweisen. Sieht man dagegen von diesen Zickzacklinien und Zapfen ab, so bleibt ein Ornament zurück, das wir auf 2 anderen finnländischen Hohlcelten (Anhang I, Nr. 11 u. 23) ganz ähnlich wiederfinden: nämlich Querrippen oberhalb der Mitte, eine gerade Mittelrippe von der Tüllenmündung abwärts und scharf hervortretende geschweifte Grenzlinien zwischen den Schmal- und den Breitseiten. Wenn auch der Hohlcelt von Oesterbotten nicht, wie die beiden anderen, mit einem Ohr auf der Höhe der Mittelrippe versehen ist, so stehen wir doch nicht an, ihn als skandinavisch anzusprechen.

1) Ueber die Verbreitung dieses Typus siehe Montelius, Sur des épées et des poignards en bronze, Compte rendu du Congrès d'anthropologie etc., Stockholm, S. 909—911.

2) Der letztere Dolch entspricht am nächsten dem dänischen Dolche, abgebildet bei S. Müller, Ordnung af Danmarks Oldsager, Bronzealderen, Fig. 177, bei welchem ebenfalls der ganz ähnliche Endbeschlag des Griffes erhalten ist. Dieser Typus war nach S. Müller während der ganzen jüngeren Bronzezeit (Montelius Periode 4 und 5) im Gebrauch. Die grösste Anzahl der dänischen Dolche dieser Art ist im freien Felde oder in Mooren gefunden worden (S. Müller, loco cit., S. 29/30).

Der soeben geschilderte Typus, welcher bei den beiden andern Celten rein ausgesprochen ist, bietet ein besonderes Interesse dar. Schon im Jahre 1872 machte nämlich Montelius darauf aufmerksam, dass Hohlcelte von diesem Typus öfter im mittleren Schweden als im übrigen Skandinavien gefunden worden sind<sup>1)</sup>. Seit dieser Zeit sind in Uppland allein, wie mir Dr. Salin vom Nationalmuseum in Stockholm mittheilt, 3 neue Funde von solchen Celten gemacht worden. Sollte dieser Typus, was wahrscheinlich ist, für die Mälargegend charakteristisch sein, so ist es ja leicht erklärlich, dass er in dem nahen Finnland durch 3 Funde repräsentirt ist. Zeitlich sind sie ungefähr in die Mitte der Bronzezeit zu setzen.

Einem verwandten Typus, bei dem der Theil oberhalb der Querrippen und des Oehres fehlt, der aber ziemlich gleichzeitig mit dem eben besprochenen ist, gehört der in der Nähe von Åbo auf freiem Felde gefundene Hohlcelt an (Anhang I, Nr. 10).

Weitere Entwicklungen desselben Typus repräsentiren der Hohlcelt von Norrmark bei Björneborg (Anhang I, Nr. 17)<sup>2)</sup> und der von Kiukkais (Anhang I, Nr. 27).

Gleichzeitig mit ihm oder aus Montelius 4. oder 5. Periode dürften die Hohlcelte von Nakkila am Kumofluss und Walkjärvi am Wuoksen (Anhang I, Nr. 16 u. 24) sein, beide auf der Breitseite mit verticalen Parallelfurchen verziert<sup>3)</sup>.

Die Lanzenspitze mit hohlem, rundem Mittelgrat stammt aus einem Steinhügelgrabe in dem Kirchspiele Kiukkais, südlich vom Kumofluss. Sie dürfte der späteren Bronzezeit angehören<sup>4)</sup> (Anhang I, Nr. 15).

Die an der finnländisch-norwegischen Grenze gefundene kupferne Pfeilspitze (Anhang I, Nr. 29) dürfte mit grösserem Rechte dem norwegischen, als dem finnländischen bronzezeitlichen Materiale gezählt werden.

Die beiden besser erhaltenen Messer — das dritte ist fragmentarisch — haben einen ausgesprochen nordischen Charakter. Sie gehören zu Montelius Typus D und demnach zu seiner 5. Periode. Das eine derselben, dessen spiralförmig zusammengerollter Griff gegen den Rücken der Klinge zurückgebogen ist, lag in einem Steinhügelgrabe mit Leichenbrand in Oesterbotten (Anhang I, Nr. 19). Das andere, auf dessen Klinge eine Schiffsdarstellung zu sehen ist, stammt aus einem Steinhügelgrabe in dem Kirchspiele Kiukkais (Anhang I, Nr. 28). So ornamentirte Bronzemesser sind besonders zahlreich in Dänemark und Schleswig-Holstein, in Schweden dagegen sehr selten<sup>5)</sup>.

Eine echt nordische Form haben auch die beiden Brillenfibeln. Die eine, durch ihre ungewöhnliche Grösse ausgezeichnet, gehört zu dem oben besprochenen Funde von Kumo (Anhang I, Nr. 18 b). Sie stammt aus Montelius 5. Periode<sup>6)</sup> und wird von Müller dementsprechend den jüngeren Formen der jüngeren Bronzezeit gezählt<sup>7)</sup> (Müllers 4. Periode).

Eine in ornamentaler Beziehung interessante Uebergangsform zwischen Montelius 4. und 5. Periode ist die Brillenfibel vom Kirchspiele Viborg (Anhang I, Nr. 25). Der Fortsatz an

1) Montelius, Bronsåldern i norra och mellersta Sverige. Antiquarisk Tidskrift för Sverige III, S. 340.

2) Vergleiche den ähnlichen, aber typologisch älteren Celt aus Vestmanland, Montelius: Antiquités Suédoises, fig. 145, den Montelius zu seiner 3. Periode rechnet.

3) Mit ähnlichen Parallelfurchen verzierte Hohlcelte aus Skandinavien rechnet Montelius zur 4. Periode (Montelius, Om tidsbestämning inom bronsåldern, S. 54 u. 82); S. Müller zu den älteren Formen der jüngeren Bronzezeit (S. Müller, Ordning af Danmarks Oldsager, Bronzealderen, S. 44 u. Fig. 341).

4) Vergleiche S. Müller, Ordn. af D. Olds., Bronzealderen, Fig. 394 u. S. 50, sowie den Fund von Spelvik in Södermanland, Schweden. (Montelius, Bronsåldern i norra och mellersta Sverige, S. 270.)

5) S. Müller, Bronzealderens Perioder, Aarbøger f. nord. Oldk. og Hist. 1876, S. 224 ff.

6) Montelius, Om tidsbestämning etc., S. 61 u. 82 (Typus H).

7) Müller, Ordn. af D. Olds., Bronzealderen, Fig. 418 u. S. 53.

dem Kopfe der Nadel — charakteristisch für die 4. Periode — ist noch nicht weggefallen, obgleich die Fibel ihrer Ornamentirung nach denen aus der 5. Periode sehr nahe kommt.

Uebersetzen wir das vorliegende Material, so fällt uns die Kleinheit desselben und die geringe Mannigfaltigkeit der Formen auf: aus ganz Finnland südlich vom 64. Breitengrad nur 28 Funde mit 31 Gegenständen, von denen die meisten aus den unentbehrlichsten Waffen und Werkzeugen, nämlich Schwertern, Dolchen und Celten bestehen. An Schmucksachen nur 2 Brillenfibeln! Die meisten Formen der skandinavischen Bronzezeit sind hier nicht repräsentirt. Wir kennen noch keinen Fund von Sägen, Nadeln, Armringen, Halsringen, Pincetten, Knöpfen, Tutuli, Kämmen oder Hängegefässen. Auch Thongefässe aus der Bronzezeit sind noch nicht in Finnland gefunden worden. Ein Vergleich mit der reich entwickelten Bronzekultur Schwedens muss daher für Finnland sowohl quantitativ wie qualitativ sehr ungünstig ausfallen. Auch Norwegen hat eine bedeutend grössere Anzahl Funde aufzuweisen. Anders stellt sich die Sache allerdings, wenn wir die bronzezeitlichen Funde des nördlichen Schwedens mit denen Finnlands vergleichen. Aus den schwedischen Landschaften nördlich vom Danaelf kennt man nämlich bisher nur 11 Gegenstände aus der Bronzezeit<sup>1)</sup>. Nach Montelius Ansicht liegt in dieser Armuth an bronzezeitlichem Material ein Beweis dafür, dass Norrland erst in der Eisenzeit dichter bevölkert wurde<sup>2)</sup>. Auch für Finnland möchten wir diese Erklärung gelten lassen. Die Abgelegenheit des Landes mag wohl auch den weniger Bemittelten die Anschaffung des kostbaren Bronzegeräthes erschwert und sie zur fortgesetzten Benutzung von Waffen und Werkzeugen aus Stein genöthigt haben. Ein anderer Factor, mit dem wir hier zu rechnen haben, ist der Umstand, dass archäologische Forschungen nur seit einem Menschenalter in Finnland betrieben worden sind. Seitdem man begonnen hat die Steinhügelgräber wissenschaftlich zu untersuchen, und seitdem zufällige Funde von den Behörden dem Museum zugesandt werden, hat sich unser Material nicht unwesentlich vermehrt und wird uns voraussichtlich in Zukunft die Möglichkeit gewähren, an die Beantwortung von Specialfragen heranzutreten, welche wir jetzt noch unentschieden lassen müssen. Eine solche Frage ist die, ob wir unter unseren Bronzen Gegenstände von einheimischem Ursprung besitzen. Bei dem jetzigen Standpunkt unserer Kenntniss des finnländischen Materials müssen wir uns damit begnügen einen lebhaften Verkehr zwischen Finnland und Skandinavien anzunehmen. Dass dank dieser engen Verbindung die Bronzekultur recht früh nach Finnland drang, beweist uns die verhältnissmässig grosse Anzahl, 13 Gegenstände (aus 11 Funden) aus Montelius 2. Periode<sup>3)</sup>. Mehr wie ein Zufall ist es wohl, dass die Mehrzahl dieser ältesten Funde gerade in den der schwedischen Landschaft Uppland zunächst liegenden Landschaften gemacht sind, nämlich auf den Ålandsinseln, im eigentlichen Finnland und in Nyland. Die übrigen Funde müssen der 4. und 5. Periode zugezählt werden.

Wir haben bei der Besprechung der einzelnen Funde, von denen nicht weniger als der dritte Theil aus Grabfunden besteht, die in Finnland während der Bronzezeit übliche Bestattung in Steinhügelgräbern nur kurz berührt. Die Aehnlichkeit dieser Steinhügelgräber mit denen im nördlichen und mittleren Schweden<sup>4)</sup> galt Aspelin als ein Beweis für seine Theorie von einer

1) Aus Ångermanland 1, Gestrkland 1, Medelpad 5 und Dalarne 4 bronzezeitliche Gegenstände (Montelius, Bronsåldern i norra och mellersta Sverige, Tab. B, und nach Dr. Salins brieflichen Mittheilungen im Sommer 1896).

2) Montelius, Les temps préhistoriques en Suède et dans les autres pays scandinaves, S. 135.

3) Anhang II.

4) Ueber die Steinhügelgräber Schwedens siehe unter anderen K. Sidenbladh, Fornlemningar i Norrland, Antiquarisk Tidskrift för Sverige II; H. Hildebrand, Den äldre jernaldern i Norrland, ibidem; Montelius, Bronsåldern i norra och mellersta Sverige.

germanischen Bevölkerung Finnlands. In der That ist diese Uebereinstimmung in der äusseren Form und theilweise auch im inneren Aufbau der Gräber in den beiden Ländern eine auffallende zu nennen. Die nackten, d. h. von keiner Erdschicht bedeckten Steinhügelgräber Finnlands liegen zu vielen Hunderten auf einem breiten Küstensaum längs des Bottnischen und Finnischen Meerbusens, auf den der Süd- und Südwestküste vorgelagerten Inseln sowie auf den Ålandsinseln zerstreut. In geringerer Anzahl kommen sie an den Binnenseen des Innern vor. Sie erheben sich oft auf Anhöhen und Felsen, von welchen sich eine weite Aussicht über eine Meeresbucht oder einen See eröffnet. Andere liegen mitten in Waldeinöden, fern von jeder menschlichen Wohnung, auch dann beinahe immer an einem Fluss, See oder Sumpf. Die Steinhügelgräber liegen theils vereinzelt, theils in Gruppen oder in einer langen Reihe. Ihre Grösse ist eine sehr verschiedene. Man kann Gräber antreffen, die nur aus einer oder 2 Schichten kleinerer Steine bestehen und nur wenig über einen m Durchmesser haben, während andere sich bis zu einer Höhe von 5 m erheben bei einem Durchmesser bis zu 25 m. Die gewöhnliche Höhe der Gräber beträgt 1—2, der gewöhnliche Durchmesser 6—10 m. Im inneren Aufbau unterscheiden sich die Steinhügelgräber sehr wesentlich von einander. Einige bestehen zu unterst aus grossen Blöcken, zwischen und auf welchen kleinere Steine ohne weitere Ordnung aufgestapelt sind. Andere haben ein

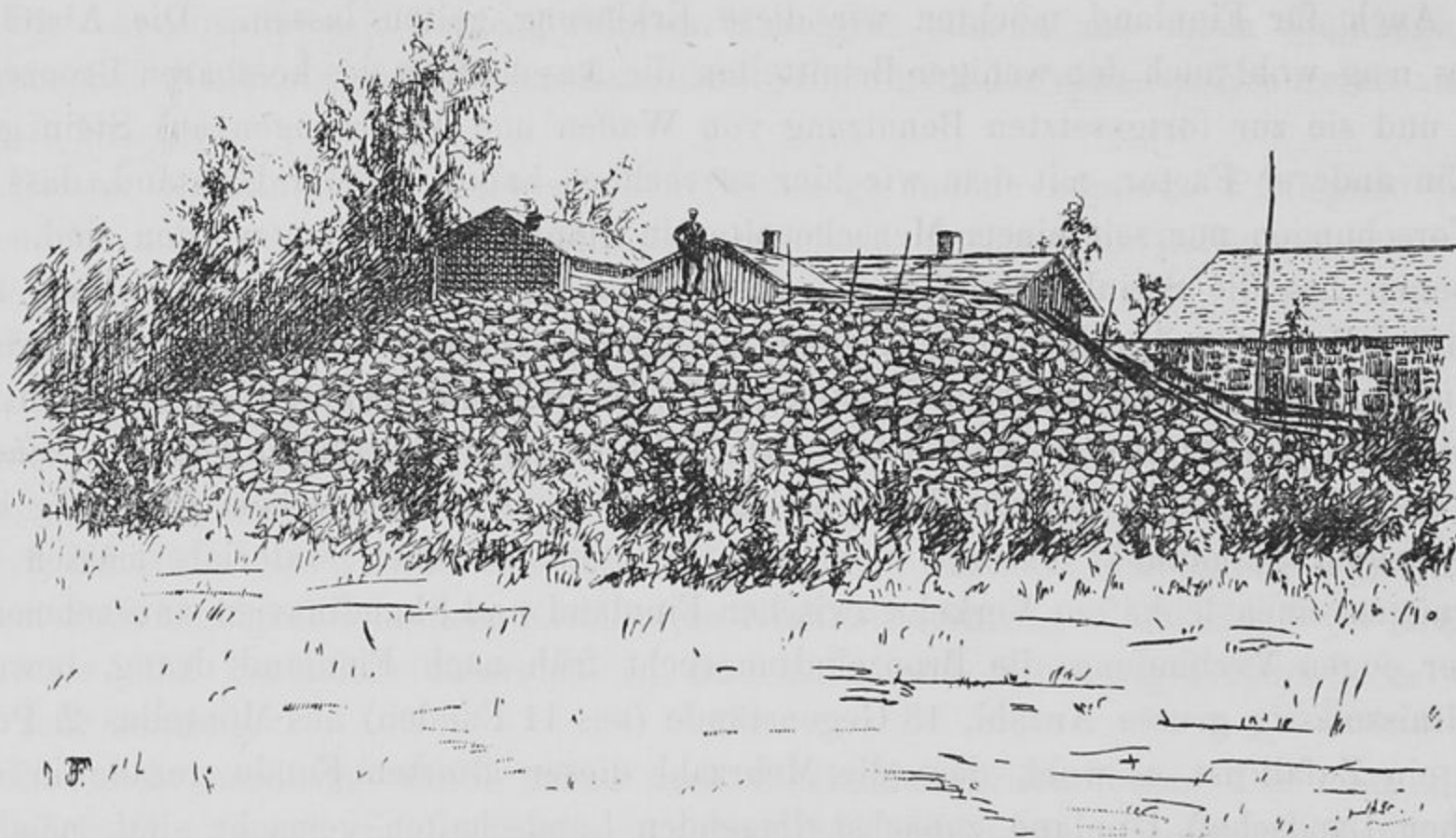


Fig. 1. Steinhügelgrab bei Panelia, Kirchsp. Kiukkais.

nach einem bestimmten Plan gesetztes Fundament oder aus sorgfältig übereinander gelegten Steinfliesen gebildete Abhänge. Viele sind um einen grossen Steinblock aufgeführt, den wir den Centralstein nennen wollen. Andere enthalten wieder eine oder mehrere Steinkisten, errichtet aus Steinfliesen oder grösseren eckigen Steinen. In vielen Steinhügelgräbern sind verbrannte Menschenknochen gefunden worden, welche meist ohne Ordnung über einen Theil des Bodens zerstreut oder auf höher befindlichen Steinen liegen. Menschenskelette sind bis jetzt noch nicht in sachkundig untersuchten Steinhügelgräbern angetroffen worden. Auch die grössten Steinkisten haben noch keine sicheren Spuren von Leichenbestattung geliefert<sup>1)</sup>. Doch ist die Möglichkeit von Leichen-

<sup>1)</sup> In der Zeitschrift Finskt Museum, 1896, S. 77, wird, allerdings auf die Aussage von Bauern hin, von einem solchen Funde im Kirchspiel Laihela, Gouv. Wasa, berichtet. Bei der Wegschaffung von 18 Steinhügelgräbern zum Zweck der Urbarmachung des Landes sollen in zwei Steinkisten unverbrannte Menschenskelette gefunden worden sein.

bestattung nicht von der Hand zu weisen in den Fällen, in welchen die Steinkiste weder verbrannte noch unverbrannte Knochen enthielt, wenn man nämlich eine vollständige Auflösung des Skelettes voraussetzt. Dagegen stösst man bei der Untersuchung von Steinhügeln öfter auf unverbrannte Knochen von Hausthieren und wilden Thieren<sup>1)</sup>.

Diese Steinhügelgräber sind nun bei weitem nicht alle der Bronzezeit zuzuzählen.

Von den bisher untersuchten oder von Bauern zerstörten Steinhügeln haben 10 bronzezeitliche Funde enthalten, davon einer auf den Ålandsinseln, 2 in Oesterbotten und 7 im südwestlichen Finnland. Andererseits beweist eine ganze Anzahl sicherer Funde, dass Steinhügelgräber noch während der römischen älteren Eisenzeit und sogar noch bis gegen das Ende der Heidenzeit benutzt worden sind<sup>2)</sup>.

Bisher liegt kein hinreichendes Material vor, um in Bezug auf den inneren Aufbau eine strenge Scheidung zwischen den Steinhügelgräbern aus der Bronzezeit und denen aus der Eisenzeit vorzunehmen. Die wenigen sachkundig untersuchten Steinhügelgräber mit bronzezeitlichem Inventar können uns in dieser Beziehung nur Andeutungen geben, deren Bestätigung durch weitere Funde abzuwarten ist.

Betrachten wir daher diese Steinhügelgräber etwas näher. Von den 10 bisher bekannten Gräbern der Bronzezeit gehören 5 oder 6 der 2. Periode (Anhang I, Nr. 1—5 und vielleicht Nr. 14), 3 oder 4 der 5. Periode an (Anhang I, Nr. 15, 19, 28 und vielleicht 20). In 4 von den älteren und 3 von den jüngeren Grabhügeln wurden sichere Spuren von Leichenbrand nachgewiesen. In dem 5. Grabe der älteren Gruppe sind allerdings keine verbrannten Knochen wahrgenommen worden, doch ist auch hier, nach der Structur des Grabes zu urtheilen, nicht Bestattung, sondern Leichenbrand anzunehmen (Anhang I, Nr. 2). In dem 6. Steinhügel, dessen Inventar aber nicht mit Sicherheit der 2. Periode zugezählt werden kann, stand in der Mitte ein grosser Centralstein, von einem ovalen Ring von Steinen umgeben, welche sich durch ihre Grösse von den anderen Steinen des Fundaments unterschieden. Zwischen dem Centralstein und dem Ringe lagen verbrannte Menschenknochen und der Dolch Fig. 19 (Anhang I, 14).

Ein ganz ähnliches Fundament hatte ein von Aspelin untersuchtes Steinhügelgrab, in welchem ein Bronzefragment, wahrscheinlich von einem Messer, gefunden wurde (Anhang I, Nr. 20). Auch hier lagen die verbrannten Menschenknochen unter den Steinen des Fundaments zwischen dem Centralstein und dem innern Steinringe zerstreut. Doch war hier auch die Peripherie des Steinhügels durch grössere Steine markirt. Eine ähnliche Anordnung der untersten Steinschicht haben mehrere andere Steinhügelgräber, in welchen kein Inventar angetroffen ist. Dass ein derartiger Aufbau von Steinhügelgräbern auch in Schweden für die Bronzezeit charakteristisch ist, bestätigt eine von Dr. Salin vorgenommene Untersuchung einiger solcher Gräber in Uppland<sup>3)</sup>. Wir haben demnach einigen Anlass die Steinhügelgräber, welche eine derartige Anordnung des Fundaments besitzen, für bronzezeitlich zu halten. Ob auch die Steinhügel Finnlands, welche eine grosse Steinkiste enthalten, aus der Bronzezeit stammen, wie es in Schweden der Fall ist, ist durch Funde noch nicht erwiesen.

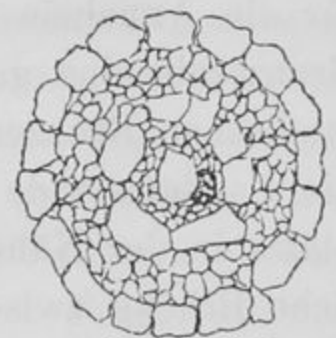


Fig. 2. Fundament eines Steinhügelgrabes in Uppland.

Sehen wir von den 10 Grabfunden ab, so sind die übrigen bronzezeitlichen Gegenstände auf freiem Felde oder in Seen und Mooren gefunden. Als Votiv- oder auch als Depotfund ist

1) Osteologische Untersuchungen sind bisher leider in sehr unzureichendem Masse vorgenommen worden.

2) Ausserdem sind dem Museum öfters Steinwerkzeuge und Steinwaffen zugeschickt worden, welche nach Angabe der Finder aus Steinhügelgräbern stammen.

3) Vitterhets-historie och antiqvitets-akademins Månadsblad 1890, S. 111.

der Fund von Kumo aufzufassen, zu welchem das Schwert und die grosse Brillenfibel gehören (Anhang I, Nr. 18). Die Lage der beiden Gegenstände unter einem grossen Stein, 50 cm unter der jetzigen Erdoberfläche, stellte ausser Zweifel, dass sie nicht aus Zufall dorthin gerathen, sondern absichtlich niedergelegt sind.

Sowohl das Schwert als auch die Brillenfibel zeichnen sich durch ihre, für ein an Bronzegegenständen so armes Land relativ grosse Kostbarkeit aus. Das erstere ist ein Importstück, das einen weiten Weg nach Finnland gemacht hat, die Fibel wieder ist sicher eine der grössten bis jetzt bekannten ihrer Art. In den skandinavischen Ländern ist eine ganze Reihe von Funden unter ähnlichen Umständen gehoben worden. Man hat sie theils als Depots, Schätze, die man in Zeiten der Gefahr vergrub, um sie später wieder dem Versteck zu entnehmen, theils als Opfergaben für die Götter angesehen. Funde, von welchen einzelne besonders werthvolle Gegenstände oder auch mehrere Gegenstände derselben Art enthielten, fasst S. Müller als Votivfunde auf, während Funde von verschiedenartigen Gegenständen nach seiner Ansicht vergrabene Schätze sein können<sup>1)</sup>. Wir würden also in unserem Funde eher ein Depot als eine Opfergabe sehen dürfen. Doch kann, was für dänische oder schwedische Verhältnisse seine Anwendung findet, nicht ohne weiteres auf die ärmliche Bronzekultur Finnlands übertragen werden. Ob der Fund von Kumo Votiv- oder Depotfund sei, mag demnach vorläufig unentschieden bleiben.

Ein Aehnliches gilt von unseren übrigen Einzelfunden, welche, wie das Schwert von Storkyro (Anh. I, Nr. 21), die Dolche von Kisko (Nr. 12) und Idensalmi (Nr. 26) und die Hohlcelte von Nakkila (Nr. 16), Kaukola (Nr. 23) und Walkjärvi (Nr. 24), in Sümpfen und Seen oder, wie das Schwert von Wichtis (Nr. 12), die Schaftcelte von Helsingö (Nr. 9) und Bjernå (Nr. 7), die Hohlcelte von Littois (Nr. 10), Norrmark (Nr. 17) und Kiukkais (Nr. 27) und die Brillenfibel von Wiborg (Nr. 25), in trockener Erde gefunden sind: sie können Votivfunde oder zufällig verloren sein. Ueber die Fundumstände für die Schaftcelte von Halikko (Nr. 6) und Ingå (Nr. 7) sowie für die Hohlcelte von Laihela (Nr. 22) und Kimito (Nr. 11) fehlen nähere Angaben.

Die Frage, welcher Nationalität die Bevölkerung des südwestlichen Finnland während der Bronzezeit angehörte, sei hier nur in Kürze berührt. Aspelin hat, wie oben erwähnt, die Ansicht vertreten, dass ein gothisches, respective germanisches Volk damals hier gelebt habe. Unabhängig von dem finnischen Archäologen ist Montelius zu einem ähnlichen Resultat gekommen. In der That liegt nach dem oben Angeführten und trotz der geringen Anzahl der Funde für die Annahme einer germanischen Besiedelung der finnischen Küstengebiete während der Bronzezeit eine grosse Wahrscheinlichkeit vor. Wir haben gesehen nicht blos, dass die finnländischen Bronzen skandinavischen und westeuropäischen Ursprungs sind, sondern auch, dass die Fundumstände in vielen Fällen denen in Skandinavien entsprechen. Die Lage der Fundplätze in der Nähe der Küste sowie auf den Ålandsinseln und den Schären, welche eine natürliche Brücke zwischen Schweden und Finnland bilden, liefert einen weiteren Beleg für die skandinavische Theorie.

Erst in der Eisenzeit dürften die Finnen in ihre jetzige Heimath eingewandert sein. Durch die sprachwissenschaftlichen Forschungen W. Thomsens ist der Beweis dafür geliefert worden, dass die Völker finnischen Stammes wahrscheinlich noch in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung in enger Verbindung mit einander in den Gegenden östlich und südöstlich vom Finnischen Meerbusen gelebt haben. Auf dem Wege der archäologischen Forschung ist bei der Spärlichkeit der früheisenzeitlichen Funde allerdings nicht zu entscheiden, in welchem Jahrhundert die finnische Einwanderung ihren Anfang nahm. Das Studium der eisenzeitlichen Alter-

<sup>1)</sup> S. Müller, Vor Oldtid, S. 380 ff.

thümer zeigt uns eine fortschreitende locale Entwicklung, also keine Unterbrechung, welche auf eine plötzliche starke Einwanderung eines fremden Volkes zurückzuführen wäre. Wir können nur eine allmähliche Abschwächung des skandinavischen Charakters in den späteren Funden constatiren. Doch weisen die Funde der jüngsten Heidenzeit noch deutlich eine skandinavische Beeinflussung auf. Die Einwanderung der Finnen kann demnach nur langsam, im Verlaufe mehrerer Jahrhunderte, vor sich gegangen sein. Die alte seit der Stein- und Bronzezeit bestehende skandinavische Kultur wurde dabei nicht jäh unterbrochen und durch eine neue Kultur ersetzt, vielmehr haben sich — archäologisch gesprochen — die Finnen den Formenkreis der ersteren zum Theil angeeignet und ihn unter steter Berührung mit ihren skandinavischen Nachbarn weiter ausgebildet.

## II.

Als Aspelin vor 13 Jahren eine östliche Kulturströmung im bronzezeitlichen Finnland constatirte, konnte er sich nur auf 3 Funde von uralischem oder permischem Charakter berufen. Es waren dies ein Hohlcelt, gefunden im nördlichen Tavastland (Anhang I a), eine Gussform für Hohlcelte, gefunden östlich vom Torneåfluss in der Nähe des Polarkreises (Anhang I d), und ein Hohlcelt, gefunden in Lycksele, Lappmarken in Schweden (Anhang I e). Der Hohlcelt aus Tavastland hat eher einen uralischen als westeuropäischen Charakter, obgleich es schwer sein wird, ihm ein ganz ähnliches Analogon aus dem Osten zur Seite zu stellen. Auf östlichen Ursprung deutet unter anderem die dünne Wandung. Die Gussform aus Topfstein von Torneå ist für Hohlcelte bestimmt, deren Typus einigen Celten von Ananjino am Kamafluss nahe kommt (vergl. Aspelin, *Antiquités du Nord Finno-ougrien*, fig. 406, 407). Der gleichmässig breite und platte Hohlcelt vom schwedischen Lappland hat einen unverkennbar östlichen Typus.

In den letzten Jahren sind 3 neue Funde bekannt geworden, welche erneute Beweise für die Verbindungen zwischen dem äussersten Norden und dem äussersten Osten Europas bringen.

Der erste Fund von Muhos am Uleåfluss besteht aus der einen Hälfte einer Gussform aus Schiefer für breite und schmale Hohlcelte, etwa vom Typus des soeben genannten aus Lappland (Anhang I c). Der zweite Fund (Anhang I b) beansprucht ein noch höheres Interesse<sup>1)</sup>. An einer sumpfigen Stelle bei Säräisniemi unweit vom Uleåsee sind auf einem kleinen Gebiete an einem Bach eine Menge Steinwerkzeuge in theils fertigem, theils unvollendetem Zustand, ornamentirte Topfscherben, verbrannte Knochen und deutliche Spuren von alten Herdstellen angetroffen worden. Nach Angaben der Bauern sollen hier auch die Reste eines Einbaumes gefunden worden sein. Leider ging dieser für das Museum verloren. Die Steinwerkzeuge bestehen aus einigen Geradmeisseln, Bruchstücken von schneidenden Werkzeugen und einer Menge Späne und Splitter. Das Material war meist Schiefer, nur einige Späne waren aus Quarz, andere aus Feuerstein. Unter den von Kindern gesammelten Steinwerkzeugen und Topfscherben befanden sich Fragmente von mindestens 2 Gussformen aus Thon für Hohlcelte, welche dem bereits oft genannten breiten und platten Typus anzugehören scheinen. Zwei von diesen Fragmenten sind mit parallelen Querfurchen verziert.

Deutet auch einerseits das Vorkommen von Gussformen unzweifelhaft darauf hin, dass der Fundplatz während der Bronzezeit bewohnt war, so tragen andererseits die Topfscherben ein echt steinzeitliches Gepräge. Ihre Ornamentirung besteht aus Reihen von eingedrückten Punkten und schräggestellten punktirten oder schraffirten Furchen, eine sehr charakteristische Ornamentirung, die an steinzeitlichen Gefässen aus Nordrussland oft wahrgenommen ist. So verzierte Gefässe

1) A. O. Heikel, *Nimisjoen löytöpaikka Säräisniemellä*, Suomen Museo 1896, S. 84 f.



sind, um nur einige Beispiele anzuführen, von Inostranzew im Ladogakanal<sup>1)</sup>, von Poljakow östlich vom Onegasee<sup>2)</sup> und Fürst Putjatin im Waldai gefunden worden<sup>3)</sup>. Auch die Topfscherben vom Burtnecksee in Livland können zum Theil hierher gerechnet werden<sup>4)</sup>. Die Landzunge bei Säräisniemi ist nicht der einzige Ort in Finnland, wo solche Topfscherben angetroffen worden. Der runde Boden eines so ornamentirten Gefässes stammt aus dem Kirchspiel Wirdois nördlich von Tammerfors, und beinahe die Hälfte eines Gefässes, sowie Reste von anderen Gefässen, sind mit einigen Feuersteinstücken und Steinspänen an demselben See in Tawastland gefunden worden, wie der oben besprochene Hohlcelt von permischem Typus. Auch hier wurden Spuren von Herdstellen entdeckt. Schliesslich ist eine Menge Topfscherben von diesem Typus bei Räisälä am Wuoksen ausgegraben worden<sup>5)</sup>.

Trotzdem an allen anderen Fundorten die Topfscherben mit oben beschriebenen Ornamenten nur in Begleitung von steinzeitlichen Gegenständen gefunden sind, ist es nicht unwahrscheinlich, dass die Gussformen von Säräisniemi und die dort gefundenen Gefässfragmente gleichzeitig im Gebrauch waren. Die Bruchstücke der Gussformen lagen nämlich unter den Topfscherben zer-

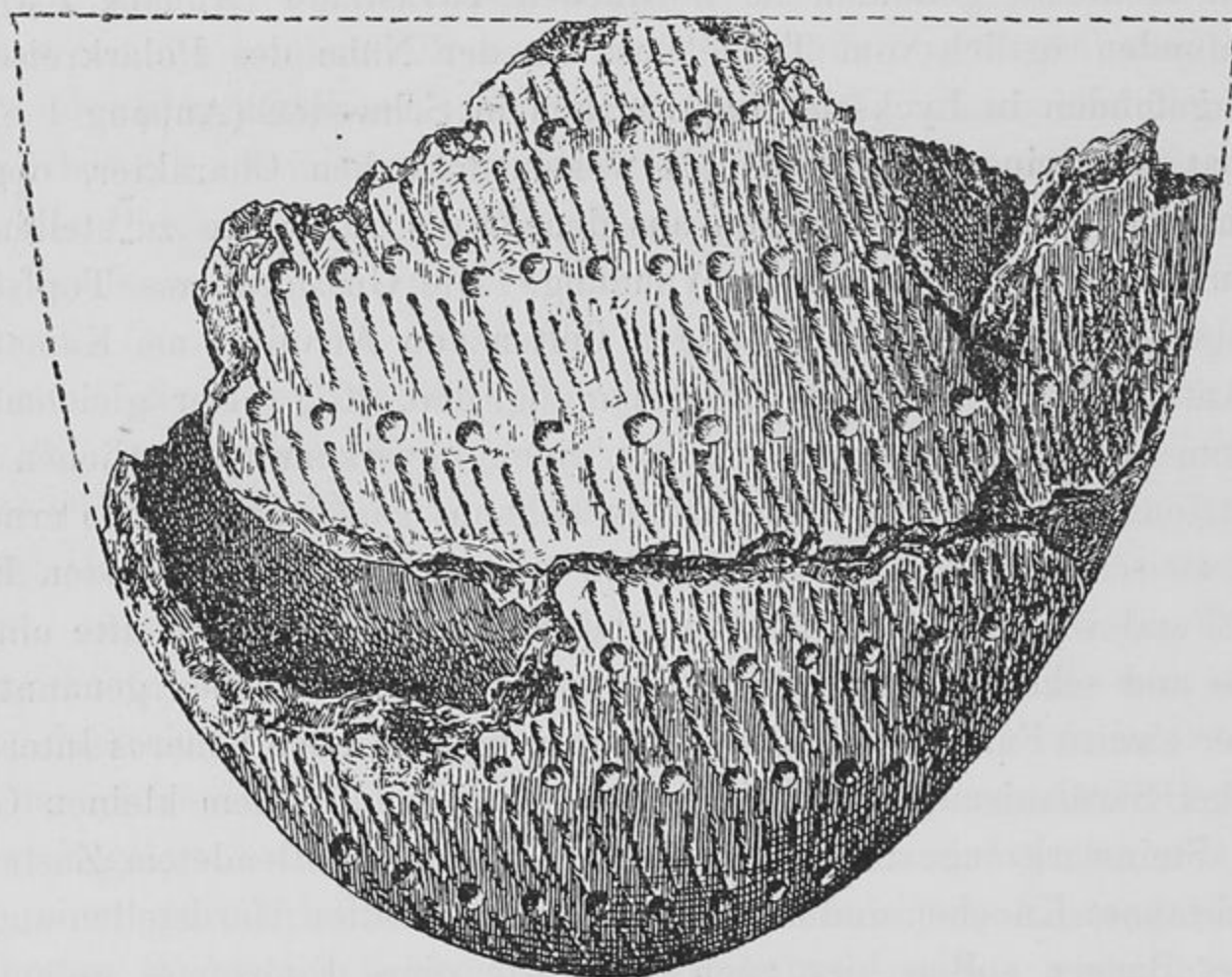


Fig. 3. Kirchspiel Virrat (Virdois), Gouv. Vasa.

streut und wurden erst im Museum als solche erkannt. Es scheint demnach, wenn man das hohe Alter des Fundes vom Ladogakanal, zu welchem ebensolche Gussformen gehörten, berücksichtigt, als ob die Gefässe von diesem Typus sich sehr lange im Gebrauch erhalten hätten.

Der dritte Fund — aus einem Hohlcelte bestehend — ist recht unsicher; da er von einem finnischen Bauer an das Museum zu Borgå abgegeben worden, so ist vielleicht anzunehmen, dass

1) A. Inostranzew, *L'homme préhistorique de l'âge de la pierre sur les côtes du lac Ladoga* (russisch), 1882, Taf. XII.

2) И. С. Поляковъ, *Этнографическія наблюденія*, Taf. VII, 1—5.

3) Vergleiche auch die Scherben aus dem Gouvernement Wladimir in der Sammlung des Grafen A. S. Uwarow, *Каталогъ собранія древностей Графа А. С. Уварова*, Табл. VII.

4) Katalog der Ausstellung zum archäologischen Kongress in Riga 1896, Tafel 1.

5) Im September 1896 hat Dr. A. Heikel auf einem Fundplatz aus der Steinzeit im Kirchspiel Vihanti, Gouvernement Uleåborg, derartige Topfscherben gefunden. Vergl. *Finskt Museum* 1896, S. 178.

er in der Umgegend dieser Stadt gefunden worden ist. Das Ornament des Hohlceltes — eine Anzahl unregelmässig verlaufender Längsrippen — verräth Verwandtschaft mit der Art der Verzierung einiger Hohlcelte aus dem Funde von Ananjino am Kamaflusse.

Der Umstand, dass die Mehrzahl der bronzezeitlichen Funde vom östlichen Typus aus Gussformen besteht, ist nicht ohne Bedeutung. Diese Funde geben uns den sicheren Beweis dafür, dass Werkzeuge aus Bronze im Norden Finnlands, ja unmittelbar am nördlichen Polarkreise, durch Guss hergestellt worden sind. Trotzdem aber diese Kunstfertigkeit, wie es den Anschein hat, dem dort lebenden Volke nicht unbekannt war, dürfte sein sonstiger Kulturzustand mehr ein steinzeitlicher gewesen sein<sup>1)</sup>. Wissen wir doch, dass die Lappen im Innern und dem Norden Finnlands, deren Vorfahren vielleicht die Bewohner des Fundplatzes von Säräisniemi und der anderen Fundplätze waren, noch weit später, bis tief in die historische Zeit hinein, an dem Gebrauch von steinernen Messern, Schabern, Lanzenspitzen und anderen steinernen Geräthen und Waffen festgehalten haben, obgleich sie die Metalle bereits gekannt haben müssen. Während

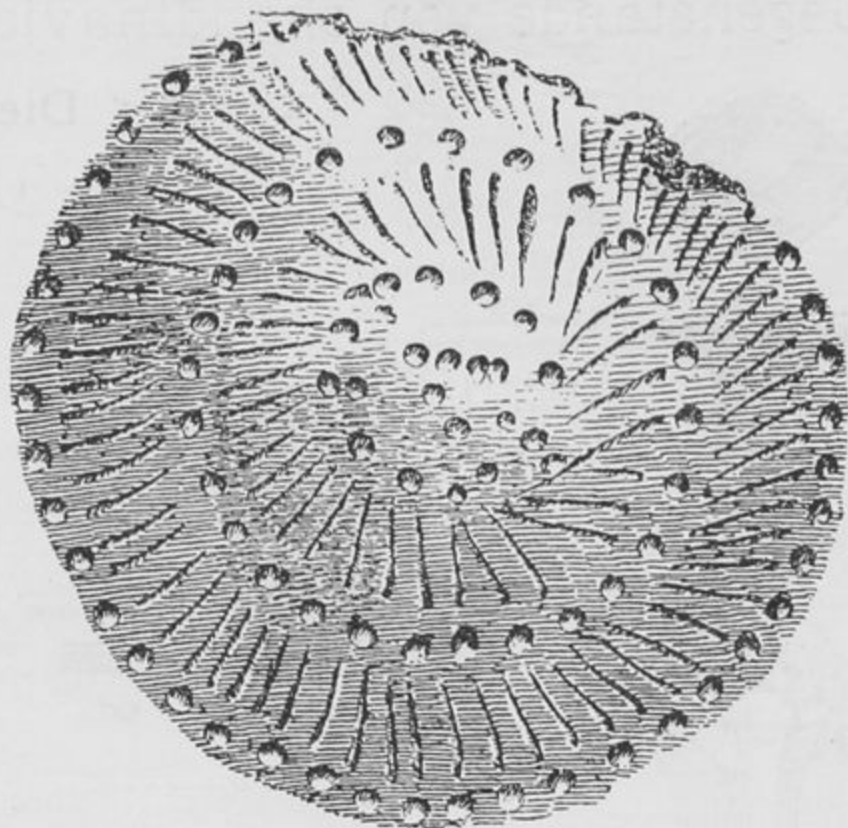


Fig. 3a. Kirchspiel Wirrat (Wirdois), Gouv. Wasa.

wir also an der Existenz einer eigentlichen, wenn auch dürftigen Bronzekultur im südlichen und westlichen Finnland kaum mehr zweifeln dürfen, müssen wir uns zu der Frage, ob diese Kultur im Innern und im Norden des Landes zur weiteren Entwicklung kam, noch abwartend verhalten. Es genüge, hier darauf hinzuweisen, dass in dieser abgelegenen Zeit zwischen dem nördlichen Europa und dem Ural ein mehr oder weniger reger Verkehr bestanden haben muss, dessen Zeugen in Finnland und Nord-Schweden jene den uralischen Formen so ähnlichen Alterthümer sind.

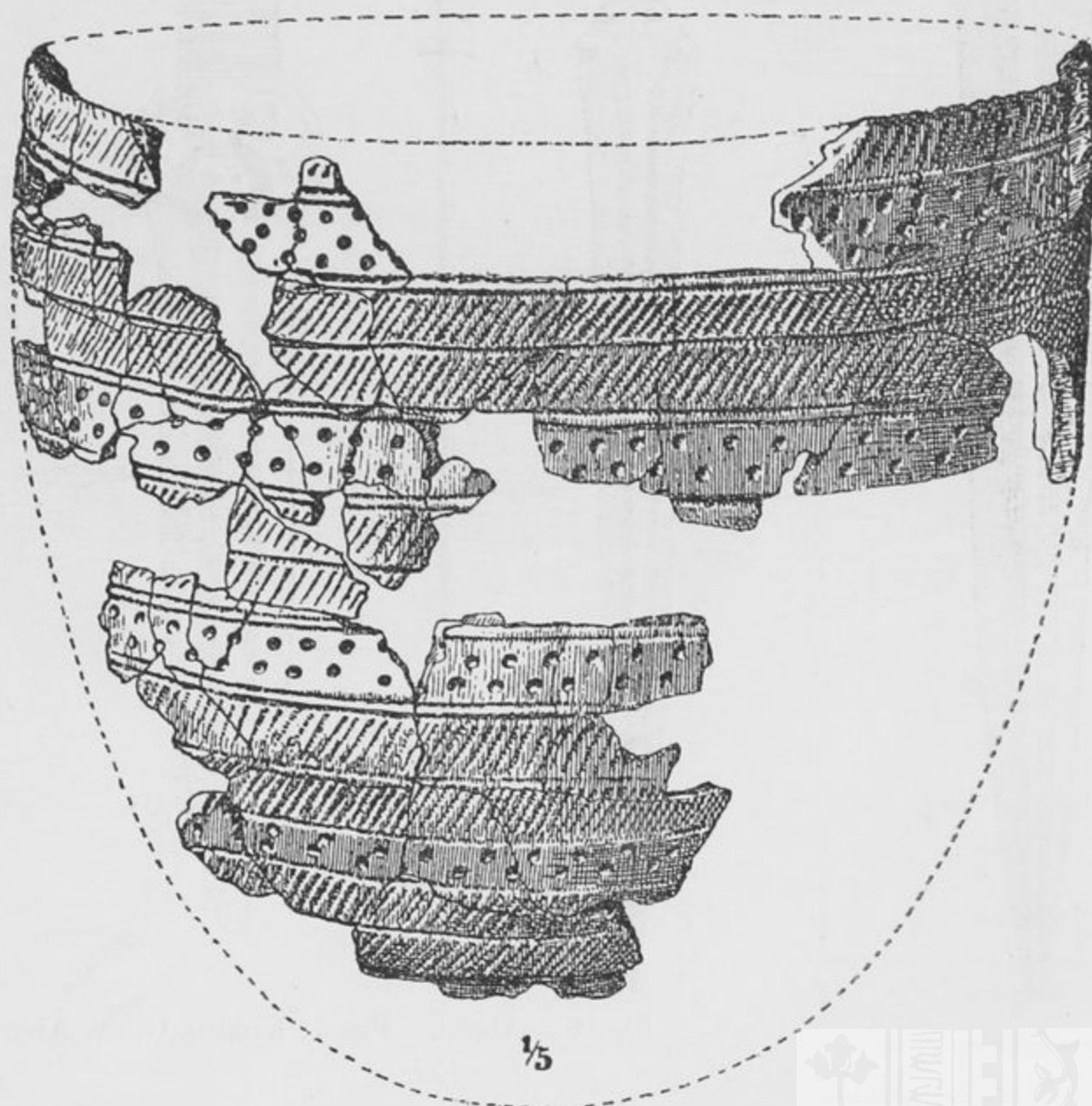


Fig. 4 Kirchspiel Hankasalmi, Gouv. Kuopio.

<sup>1)</sup> Vergleiche den Fund von Säräisniemi, zu welchem Steinwerkzeuge und Gussformen für bronzene Hohlcelte gehören.

Anhang I.

Verzeichniss der bronzezeitlichen Funde in Finnland<sup>1)</sup>.

I.

Gegenstände von skandinavischen und westeuropäischen Typen.

A. Die Alandsinseln.

Grabfund.

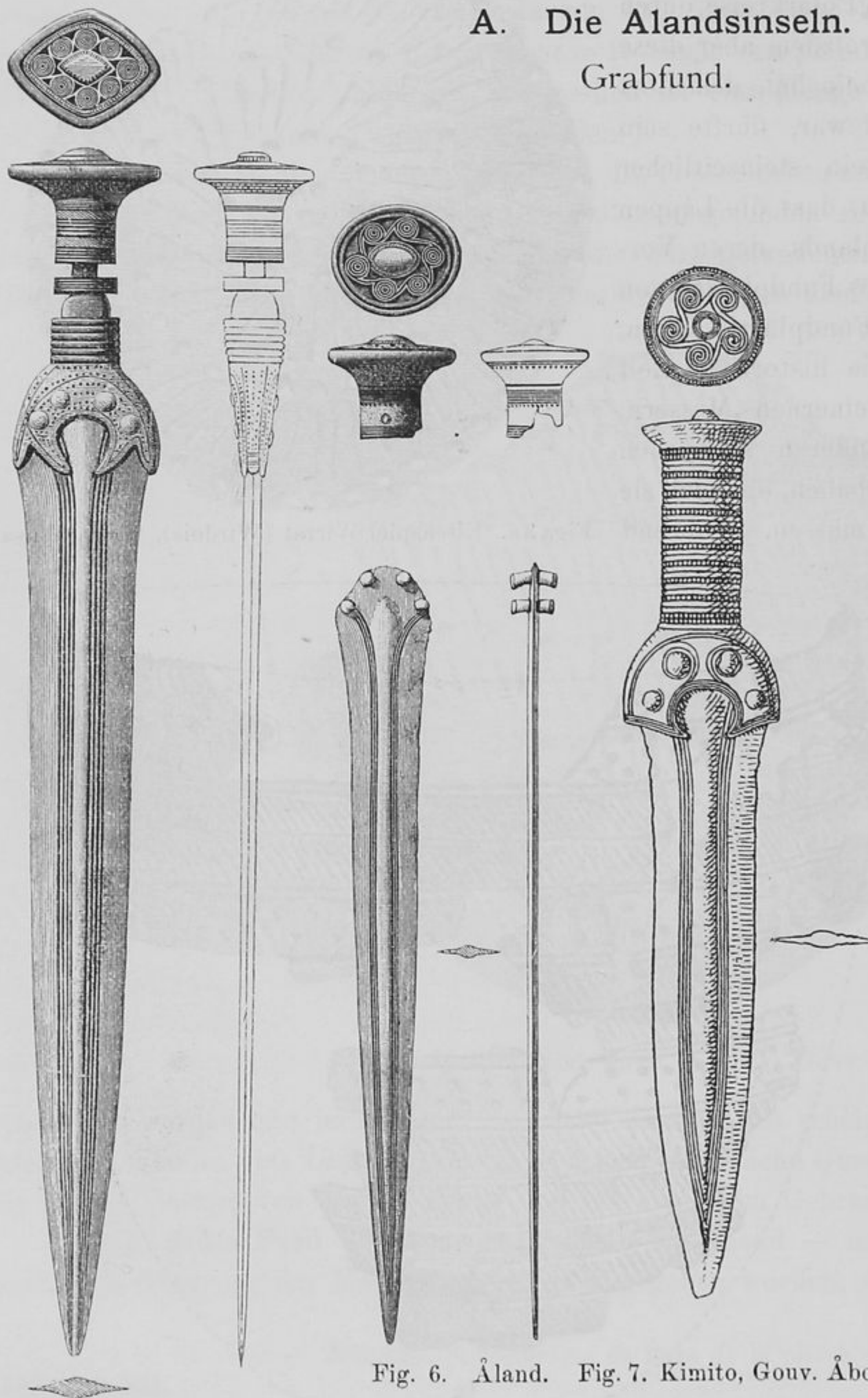


Fig. 5. Åland.

Fig. 6. Åland. Fig. 7. Kimito, Gouv. Åbo.

1 a. Ein kurzes Schwert (Fig. 5) mit einem Griff aus Bronze und Horn; rhombischer Knauf mit hervortretender Mittelpartie und verziert mit 8 falschen Spiralen; der eigentliche Griff besteht aus der Griffzunge und um diesen aufgereihten Gruppen von Bronzescheiben, deren Zwischenräume zum Theil noch jetzt mit Horn ausgefüllt sind; der untere Theil des Griffes ist mit 4 Nieten an die Klinge befestigt und endet in 4 Zipfeln, von denen die zwei inneren einander zugekehrt sind; die Klinge ist blattförmig, mit Mittelgrat und 4 Parallelfurchen zu beiden Seiten desselben. Länge 43 cm.

b. Die Klinge und der obere Theil des Griffes eines Dolches aus Bronze (Fig. 6); die Klinge ist schmal, blattförmig, hat einen Mittelgrat und zu beiden Seiten desselben 3 Parallelfurchen; der Griff besteht wie bei a aus Bronze und Horn; ovaler Knauf mit hervortretender Mittelpartie, 6 falsche Spiralen. Länge 27,45 cm.

c. Einige kleine Bruchstücke verbrannter Menschen-

<sup>1)</sup> Ein Verzeichniss der im Jahre 1888 bekannten Funde aus der Bronzezeit in Finnland findet sich im Vitterhets-Historie och Antiquitets-Akademiens Månadsblad 1888 und im Finska Fornminnesföreningens Tidskrift, XI, 1890. — Zwei später bekannt gewordene Funde sind, der eine unter № 28 zwischen Nris. 15 und 16, der andere unter № 27 zwischen Nris. 18 und 19, in das Verzeichniss aufgenommen worden.

knochen. Gefunden am 21. Juli 1894 in einem Steinhügelgrabe bei Sundby, Kirchspiel Sund, Åland. Nähere Umstände unbekannt. Statens Historiska Museum in Stockholm. Katalog 9724.

## B. Eigentliches Finnland und Nyland.

### Grabfunde:

2. Ein Dolch aus Bronze (Fig. 7)<sup>1)</sup> mit besonders gegossenem Griff, der mit 4 Nieten an die Klinge befestigt ist; runder Knauf mit 5 echten Spiralen und Mittelknopf; der untere Theil des Griffes endet in 2 Zipfeln (vergl. Montelius, Om tidsbestämning inom bronsåldern, S. 54, Fig. c.); die Klinge hat einen Mittelgrat und zu beiden Seiten desselben 4 Parallelfurchen. Länge 25,8 cm. Gefunden von Mag. phil. V. Högman im Sommer 1886 bei der Untersuchung eines Steinhügelgrabes bei Dragsfjerd auf der Insel Kimito, südlich von Åbo. Der Steinhügel lag auf einer hohen felsigen Landzunge mit schöner Aussicht über eine Meeresbucht. Sein Durchmesser 12,7 m, seine Höhe 1,5 cm. Aufgeführt aus Steinen, die von einem Manne gehoben werden können. Keine Steinkiste. Am Boden konnte unter den anderen Steinen ein ovaler Ring von grösseren Steinen bemerkt werden. Der Dolch lag ausserhalb dieser inneren Steinsetzung. Keine verbrannte Knochen. 3 kleine unverbrannte Thierknochen, sowie eine Menge Kohle am Boden.

Historisch-ethnographisches Museum zu Helsingfors. Katalog 2503 A. 1.

3. Ein Schaftcelt aus Bronze (Fig. 8) mit aufstehenden Kanten, abgerundeter Querbarre und einer nach der Scheide zu sich verjüngenden Erhöhung auf der Mitte der Breitseite. Die Schmalseiten der Klinge sind gewölbt und schliessen nach oben in einem Bogen ab. Länge 14,5 cm.

Gefunden in einem grossen, unvollkommen untersuchten Steinhügelgrabe bei Hammarsboda auf der Insel Kimito. Umkreis 52 m, Höhe 2 m. Keine Steinkiste. Verbrannte Menschenknochen.

Historisch-ethnographisches Museum in Helsingfors. Katalog 1910.

4. Die Klinge eines Dolches aus Bronze (Fig. 9); Mittelgrat; der obere Theil beschädigt, doch sind 2 Nietlöcher noch zu erkennen; die Spitze abgebrochen.

Gefunden von Dr. Hj. Appelgren im Sommer 1885 bei der Untersuchung eines

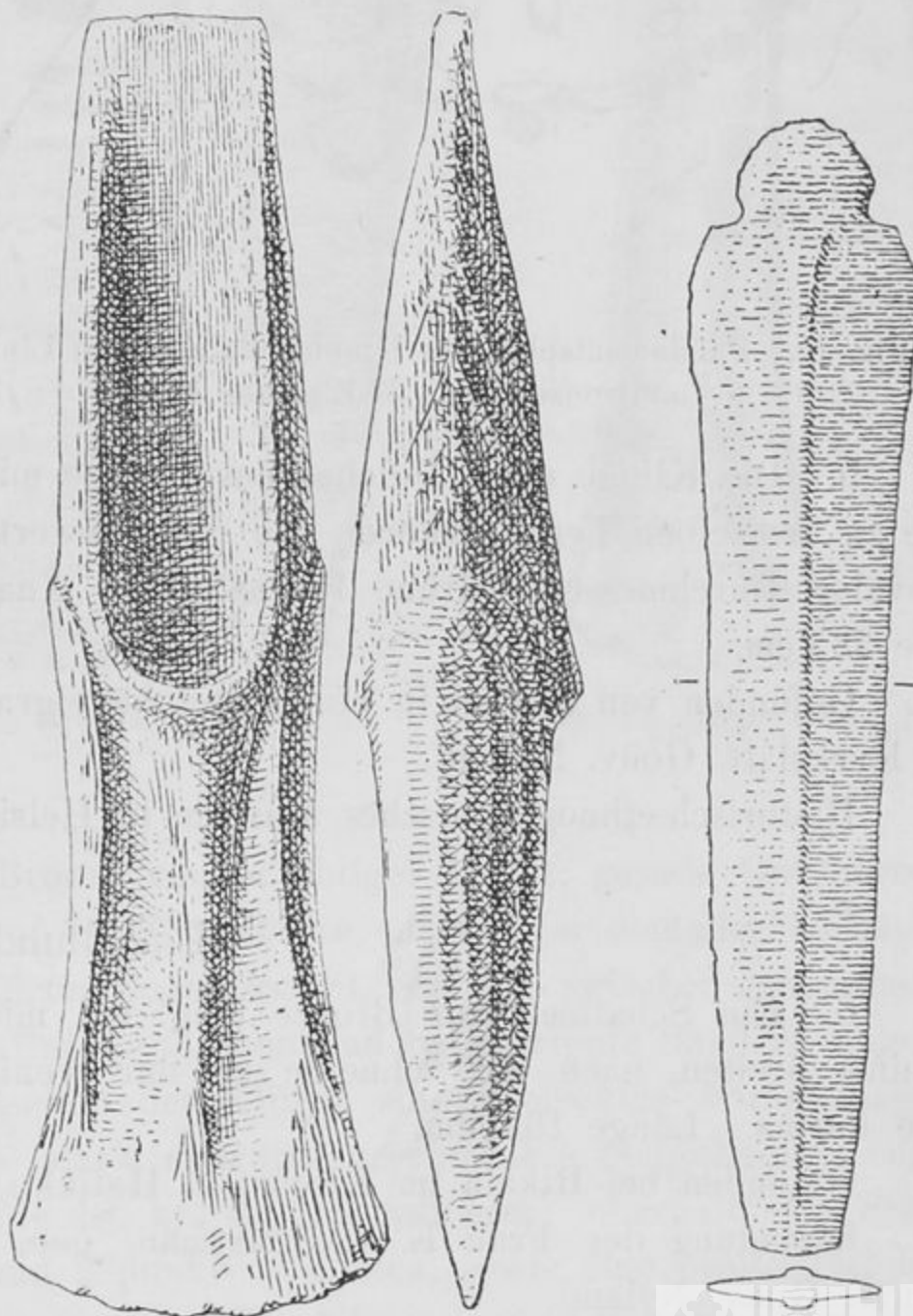


Fig. 8. Kimito, Gouv. Åbo.

Fig. 9. Uskela, Gouv. Åbo.

<sup>1)</sup> Die Abbildung im Vitterh.-Hist. o. Antiquit.-Akad. Månadsblad 1888 ist ungenau.

arg zerstörten Steinhügelgrabes auf dem Linnamäkiberge im Kirchspiel Uskela, Gouvernement Åbo (Fig. 10). Am Boden desselben Steinhügels lag ein eisernes Messer mit gekrümmtem Rücken und abgenutzter Schneide, welches natürlich nicht gleichzeitig mit dem Dolche niedergelegt sein kann.

Historisch-ethnographisches Museum in Helsingfors. Katalog 2435, 12.

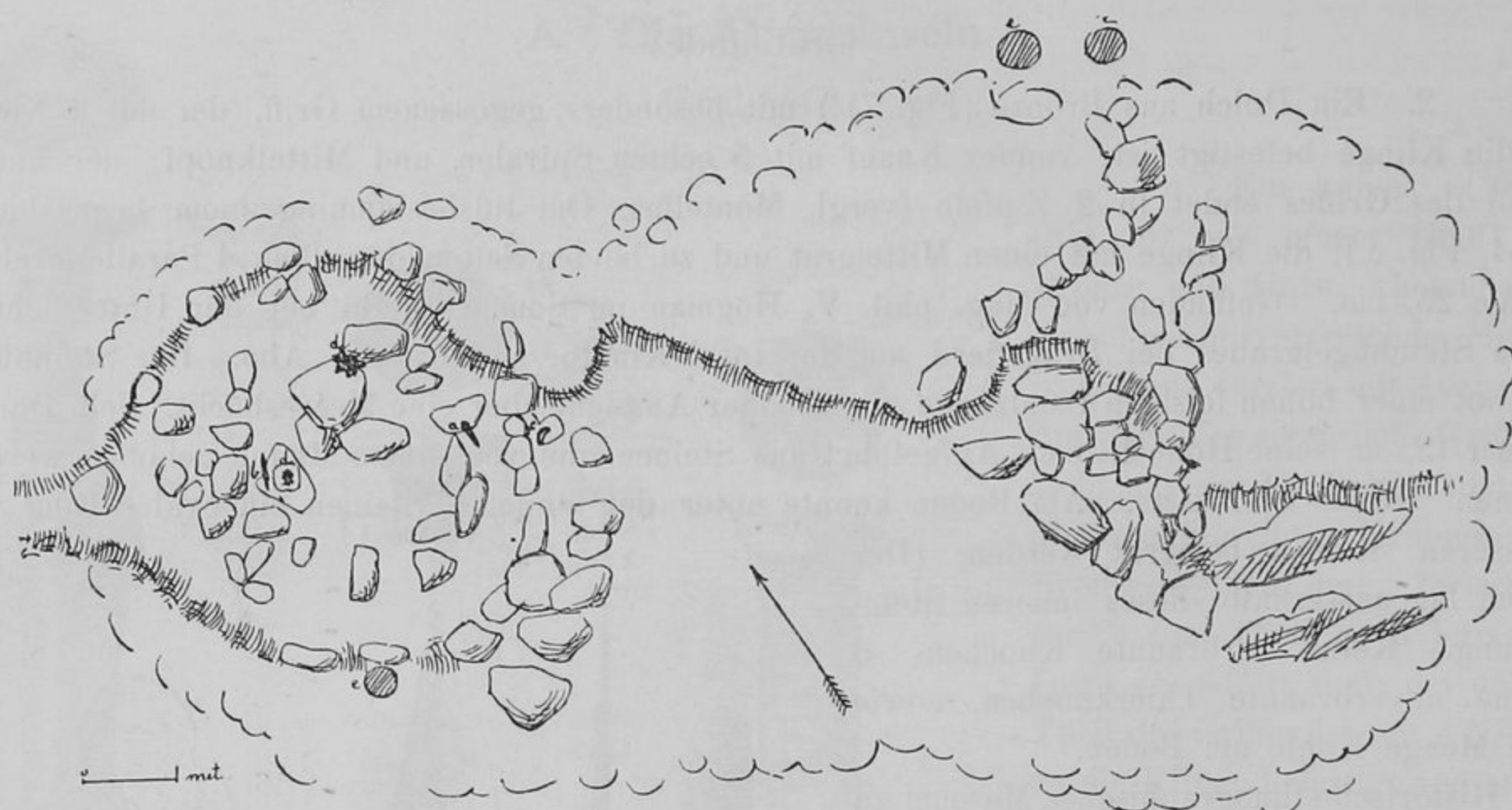


Fig. 10. Fundamentsplan des Grabhügels auf dem Linnamäkiberge, Kirchspiel Uskela, Gouv. Åbo.  
a. Bronzedolch. b. Eisernes Messer. c. Knochen. d. Asche. e. Baum.

5. Die Klinge eines Dolches aus Bronze mit abgebrochenem Griff (Fig. 11); der Dolch dürfte zu demselben Typus gehören wie das Schwert von Storkyro (siehe Nr. 21); 4 Nietlöcher; spitzovaler Durchmesser. Grüne Patina. Die Analyse ergab 92,2% Kupfer und 7,8% Zinn. Länge 33,8 cm.

Gefunden von Bauern in einem Steinhügelgrave auf dem Kasaberger bei Strömsby, Kirchspiel Kyrkslätt, Gouv. Nyland.

Historisch-ethnographisches Museum in Helsingfors. Katalog 81.

#### Einzelfunde.

6. Ein Schaftcelt aus Bronze (Fig. 12) mit aufstehenden Kanten, gerader Querbarre und einer breiten, nach der Schneide zu nur wenig verjüngten Erhöhung auf der Breitseite. Grüne Patina. Länge 16,95 cm.

Gefunden bei Rikala im Kirchspiel Halikko, Gouv. Åbo.

Sammlung der Frau E. v. Haartman, geb. Gräfin Armfelt, auf Königstedt, Kirchspiel Helsingfors, Gouv. Nyland.

7. Ein Schaftcelt aus Bronze (Fig. 13), ähnlich Nr. 2 und 5, doch mit 3 Wülsten unterhalb der geraden Querbarre; dunkelgrüne Patina. Länge 14,45 cm.

Gefunden am Ende der 1870er Jahre in einer Tiefe von 2 Ellen in einem Sandhügel (sandås) bei dem Dorfe Parskylä, Kirchspiel Bjerno, Gouv. Åbo.

Historisch-ethnographisches Museum in Helsingfors. Katalog 2025.

8. Ein schmaler, langer Schaftcelt mit runder Querbarre (Fig. 14); grüne Patina; Länge 16,3 cm, Breite an der Mitte 2,5 cm.

Gefunden bei dem Gute Kalkulla, Kirchspiel Ingo, Gouvernement Nyland. Nähere Fundumstände nicht bekannt.

Sammlung des Freiherrn Dr. phil. E. Hisinger auf Fagervik im Kirchspiel Ingo.

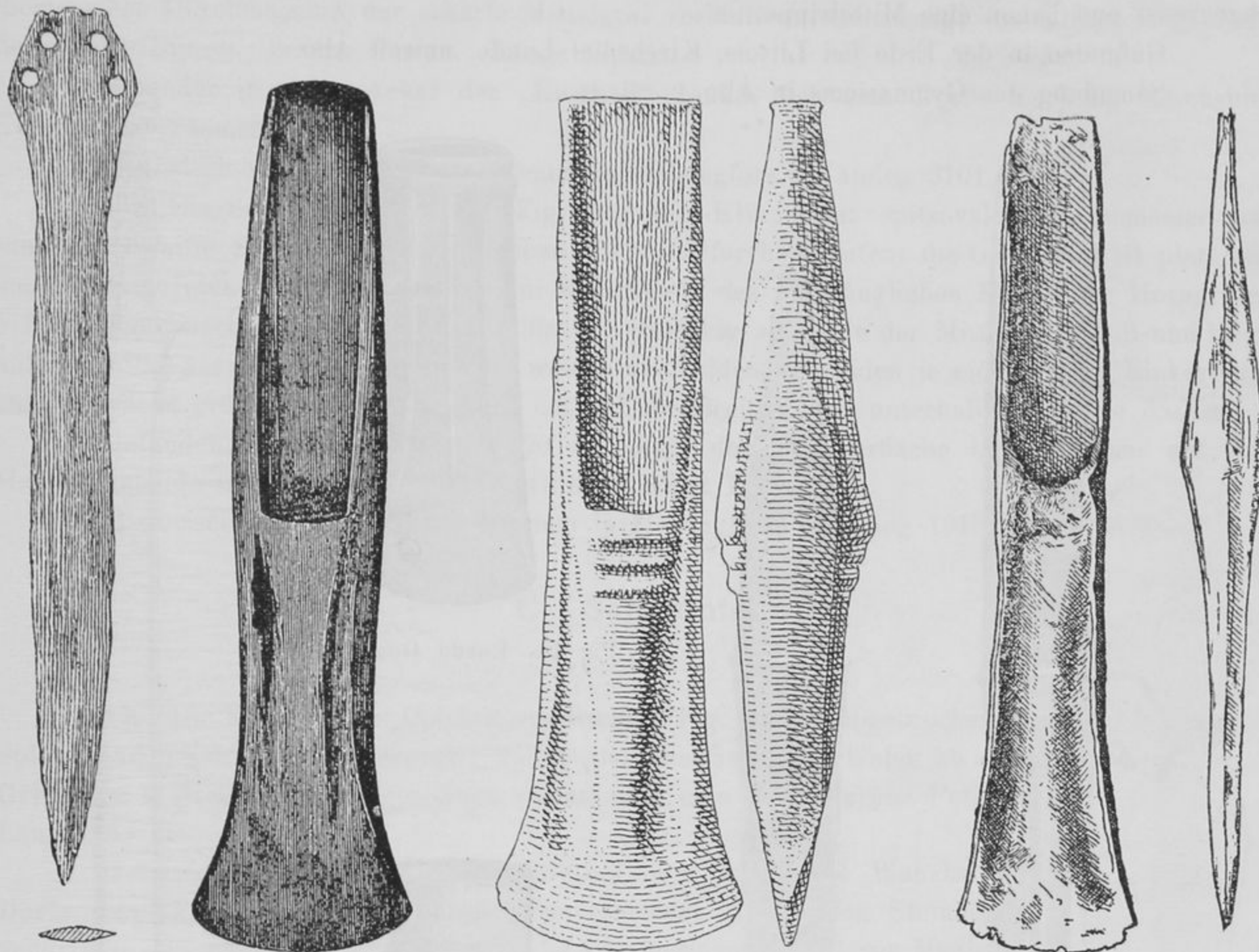


Fig. 11. Kyrk-slätt, Gouv. Nyland.

Fig. 12. Halikko, Gouv. Åbo.

Fig. 13. Bjerno, Gouv. Åbo.

Fig. 14. Ingo, Gouv. Nyland.

9 a. Ein schlanker Schaftcelt aus Bronze von prächtiger Arbeit; gerade Querbarre; das Schaftende hat hohe Seitenkanten und ist auf der Schmalseite mit 4 unter einander verbundenen echten Spiralen, über welchen sich ein schraffirter Bogen spannt, verziert; zwischen dem Schaftende und der Klinge eine von 2 ornirten Zonen (Parallelfurchen und quengerippte Bänder) eingefasste Wulst; die untere Zone hat auf den Breitseiten der Klinge eine dreieckige Fortsetzung; die Breitseiten der Klinge werden durch hohe, stark einwärts geschwenkte Seitenkanten begrenzt und sind in der Mitte gewölbt; die Schneide ist kräftig geschwungen; oberhalb der Schneide und parallel mit ihr markieren eine glatte und 2 punktirt Linien, sowie eine breite Furche, die Grenze zwischen der eigentlichen Schneidenpartie und der Klinge; grüne Patina; Länge 23,7 cm.

b. Ein Schaftcelt aus Bronze (Fig. 15), entspricht in der Form dem Schaftcelt a und weicht nur in einigen Details der Ornamentirung von demselben ab. So haben die Schmalseiten 6 mit einander verbundene Spiralen und ist der ornamentirte Bogen parallel der Schneide breiter. Grüne Patina; Länge 23 cm.

Gefunden in den 1840er Jahren beim Sandholen in einem Sandhügel bei dem Dorfe Staf-fansby, Kirchspiel Helsinge, Gouv. Nyland.

Historisch-ethnographisches Museum in Helsingfors. Katalog 72.

10. Ein Hohlcelt aus Bronze (Fig. 16) mit einer Doppelwulst um die Mündung der Tülle und einem Ohr an derselben; die Breitseiten sind gegen die Schmalseiten durch erhabene Rippen abgegrenzt und haben eine Mittelrippe.

Gefunden in der Erde bei Littois, Kirchspiel Lundo, unweit Åbo.  
Sammlung des Gymnasiums in Åbo.

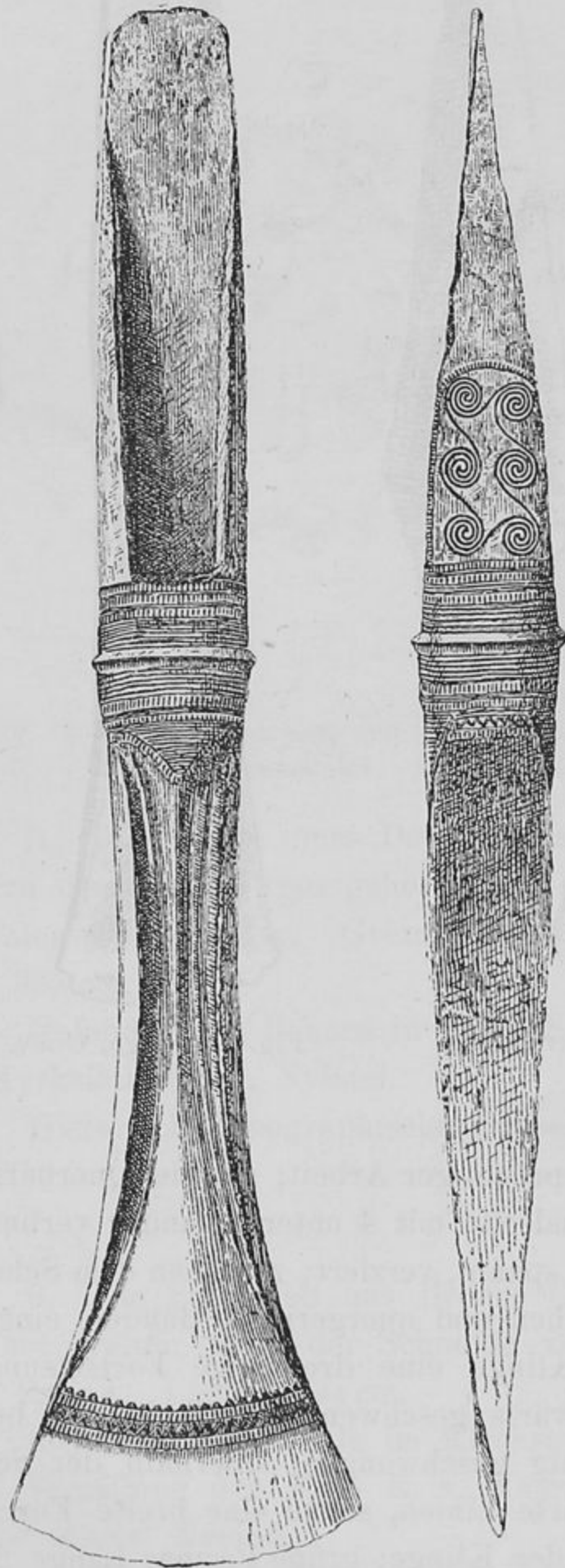


Fig. 15. Helsinge, Gouv. Nyland.



Fig. 16. Lundo, Gouv. Åbo.



Fig. 17. Kimito, Gouv. Åbo.

11. Ein Hohlcelt aus Bronze (Fig. 17) mit beinahe runder Tülle und einem Ohr etwas oberhalb der Mitte; nur auf einer Seite verziert mit parallelen Querrippen auf der Höhe des Ohrs und einer Verticalrippe, die von der



Fig. 18. Wichtis,  
Gouv. Nyland.

Mündung bis etwas über die Mitte hinaus verläuft und die Querrippen schneidet. Grüne Patina. Länge 10,2 cm.

Gefunden im Kirchspiel Kimito, Gouv. Åbo. Nähere Fundumstände nicht bekannt. Historisch-ethnographisches Museum in Helsingfors. Katalog 800.

12. Die Spitze eines Dolches oder Schwertes aus Bronze mit stark abgenutzten Schneiden; rhombischer Durchmesser; der scharfe Mittelgrat verläuft unregelmässig; die Klinge zeigt deutliche Schleifspuren; braune Patina. Länge 17 cm.

Gefunden in einem Acker des „Rusthåll“ Liuhta bei dem Dorfe Kurkela, Kirchspiel Kisko, Gouvernement Åbo.

Historisch-ethnographisches Museum in Helsingfors. Katalog 3101, 11.

13. Ein Schwert aus Bronze (Fig. 18); die Klinge mit spitzovalem Durchmesser hat sanft geschweifte Schneiden, längs welchen 2 Parallelfurchen laufen; die Griffzunge ist platt mit kaum hervortretenden Kanten und hat zur Befestigung des ursprünglichen Holz- oder Horngriffes 5 Nietlöcher; nach oben schliesst die Griffzunge viereckig ab, ist in der Mitte geschweift und biegt unten kräftig aus; unterhalb derselben weisen die beiden Schneiden je eine scharfe Einkerbung auf; schwache grüne Patina. Länge 75 cm, grösste Breite etwas unterhalb der Mitte 3,55 cm.

Gefunden im Jahre 1862 15—20 cm unter der Erdoberfläche beim Graben auf der Haapakyläheide im Kirchspiel Wichtis, Gouvernement Nyland.

Historisch-ethnographisches Museum in Helsingfors. Katalog 1913.

### C. Satakunta.

#### Grabfunde:

14. Die Klinge eines Dolches aus Bronze (Fig. 19) mit abgebrochener Spitze und beschädigter Griffzunge; spitzovaler Durchschnitt. Unten an der Griffzunge 2 Nietlöcher, in dem einen steckt noch eine Niete; grüne Patina; Länge 15,6 cm.

Gefunden in einem Steinhügelgrabe bei dem Bauerngute Wahala, im Dorfe Lapinkylä, Kirchspiel Lappi, Gouvernement Åbo. Der Steinhügel gehörte zu einer Gruppe von 4 solchen, die alle im Sommer 1891 von Magister V. Högman untersucht wurden. Einer von ihnen enthielt Gegenstände aus der Völkerwanderungsperiode.

Der hier in Betracht kommende Steinhügel hatte einen Durchmesser von 9,5—10 m. In der Mitte stand ein grosser 1,1 m hoher „Centralstein“. Unter den Steinen des Fundamentes war ein ovaler Kreis von grösseren Steinen erkennbar. Ein Peripheriekreis von grösseren Steinen war nicht zu unterscheiden. Die untersten Steine lagen in einer mit Kohle vermengten Erdschicht von 10 cm Mächtigkeit. Längs den beiden Langseiten des „Centralsteines“ und zwischen demselben und dem inneren Kreise lagen verbrannte Knochen über den Boden zerstreut, so wie es die Karte (Fig. 20) angiebt. Am nördlichsten Rande der Knochenschicht lag der Dolch. Ausserdem enthielt der Steinhügel hier und da unverbrannte Thierknochen, sowie einen einer Feile ähnlichen Gegenstand aus Eisen, der zweifellos später hineingerathen ist. Da er nämlich dicht am „Centralsteine“ lag, ist es sehr wahrscheinlich, dass er am steilen Abhang desselben heruntergeglitten ist.

Historisch-ethnographisches Museum in Helsingfors. Katalog 2800, 6.

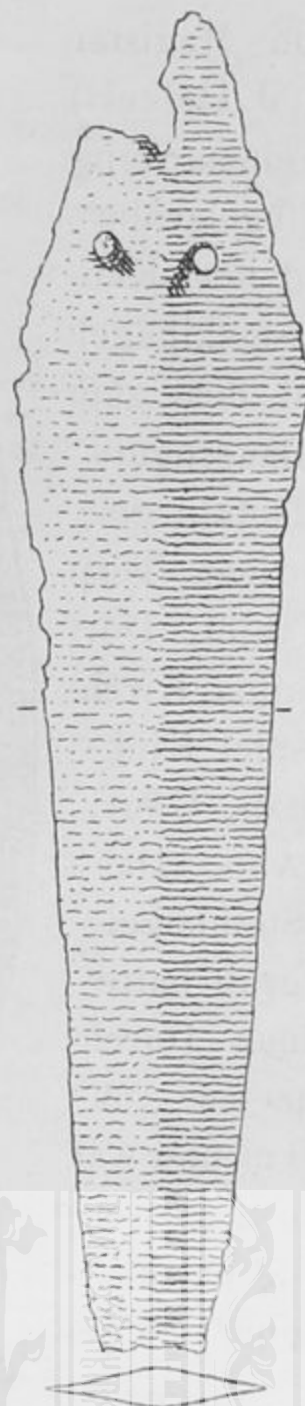


Fig. 19. Lappi, Gouv. Åbo.



15. Eine Lanzen Spitze aus Bronze (Fig. 21) mit runder Tülle und hohlem rundem Mittelgrat; die Spitze ist abgebrochen; grüne Patina; Länge 14,3 cm, grösste Breite 3,9 cm.

Gefunden von Bauern in einem grossen Steinhügelgrabe bei dem Bauerngute Ella, Dorf Panelia, Kirchspiel Kiukkais. Gouv. Åbo.

Historisch-ethnographisches Museum in Helsingfors. Katalog 3036, 1.

28\*). Ein Messer aus Bronze (Fig. 22) mit beschädigter Klinge und abgebrochenem Griff, der wahrscheinlich gegen den Rücken zurückgebogen und spiralförmig zusammengerollt war (vergl. das Messer Nr. 19). Auf die eine Seite der Klinge ist das Bild eines Schiffes, das den Kiel gegen den Rücken des Messers wendet, eingepunzt. Grüne Patina. Länge 9,7 cm.

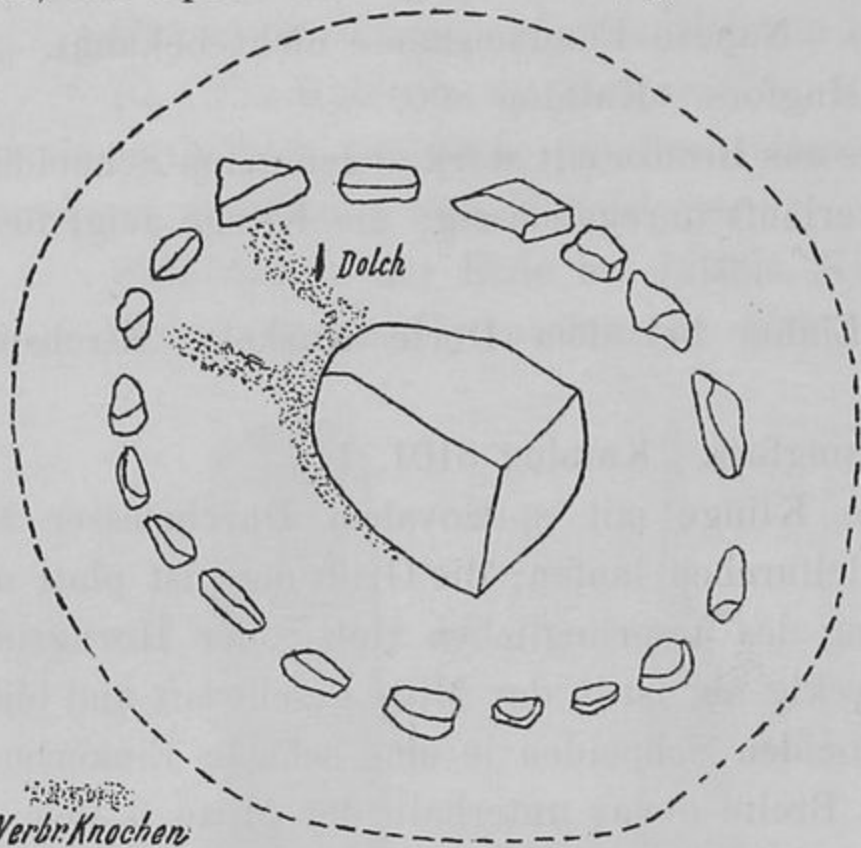


Fig. 20. Fundamentplan des Steinhügels von Wahala, Kirchspiel Lappi, Gouv. Åbo. (Nach Entfernung der kleineren Steine.)

Gefunden im Herbst 1897 von Magister H. J. Heikel<sup>1)</sup> in einem Steinhügelgrabe auf dem Kautismäkihügel bei dem zum Bauerngute Isotalo gehörigen Torp Mäkilä, Dorf Laihia, Kirchspiel Kiukkais, Gouv. Åbo. Das Steinhügelgrab hatte einen Durchmesser von 10 m und war um 2 grössere „Centralsteine“ aufge-

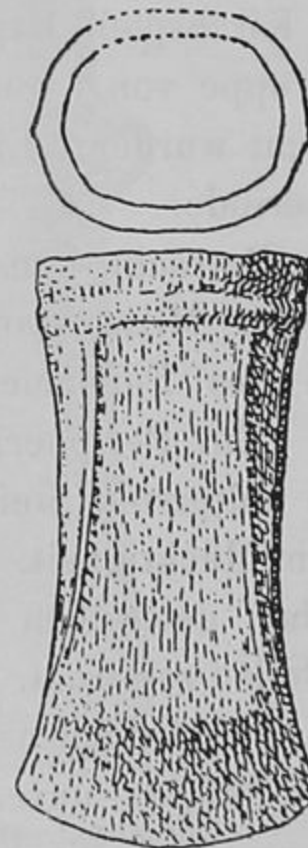
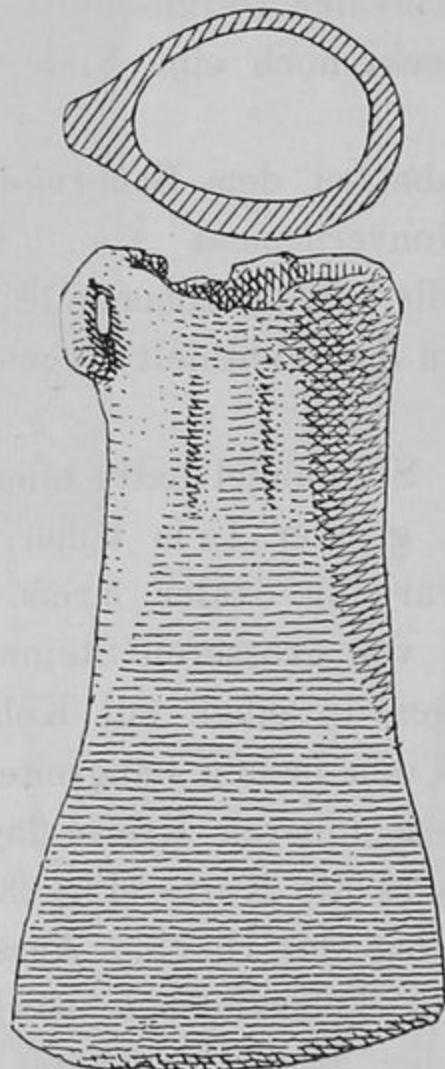
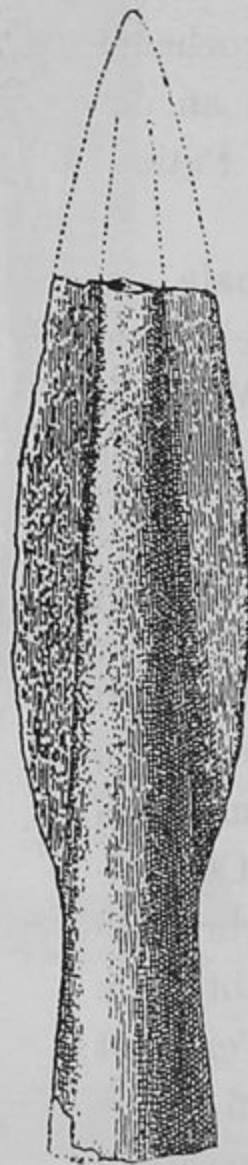
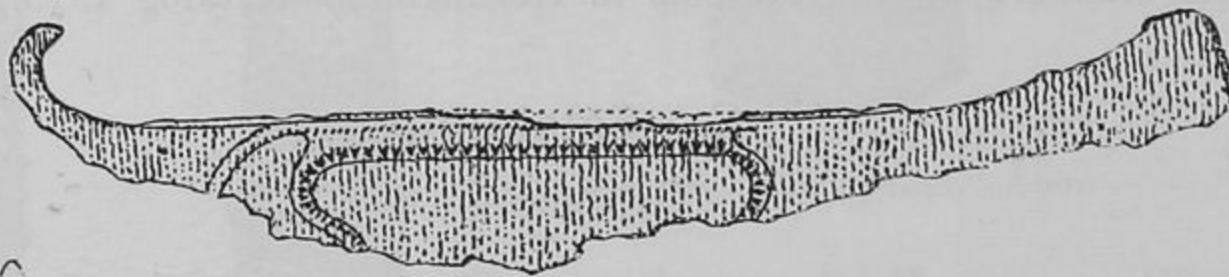


Fig. 21. Kiukkais, Gouv. Åbo.

Fig. 23. Nakkila, Gouv. Åbo.

Fig. 24. Norrmark, Gouv. Åbo.

Fig. 25. Kumo, Gouv. Åbo.

<sup>1)</sup> H. J. Heikel, Ett grafvård från bronsåldern. Finskt Museum 1898, S. 13.

\*) In Betreff der Nummerfolge siehe die Anmerk. auf S. 104.

worfen, welche jedoch von darüber liegenden kleineren Steinen verdeckt waren. Zwischen dem einen „Centralsteine“ und einigen platten dachförmig gegen einander gelehnten Steinfliesen lag das Messer. Unter und neben diesen Steinfliesen wurde eine Menge verbrannter Menschenknochen und Kohle angetroffen.

Historisch-ethnographisches Museum in Helsingfors. Katalog 3471.

#### Einzelfunde:

16. Ein Hohlcelt aus Bronze (Fig. 23) mit ovaler Tülle und einem beschädigten Ohr an der Mündung; auf der einen Breitseite sind oben unter der Mündung 2 kurze verticale Parallelfurchen angebracht; braune Patina; Länge 8,1 cm.

Gefunden in einer Tiefe von einer Elle am Ende des Leisiläsumpfes bei dem Torp Järviranta, Dorf Masia, Kirchspiel Nakkila, Gouv. Åbo.

Historisch-ethnographisches Museum in Helsingfors. Katalog 2151, 572.

17. Ein Hohlcelt aus Bronze (Fig. 24) mit abgerundet sechseckiger Tüllenmündung und 2 Wülsten an derselben; längs der Mitte der beiden Schmalseiten eine stark hervortretende Gussnaht; grüne Patina; die Analyse ergab 87,99 % Kupfer, 10,16 % Zinn, 0,13 % Blei, 0,19 % Eisen, 1,08 % Zink; Länge 9,2 cm.

Gefunden von Kindern am Rande eines Feldgrabens an einer Teinpaha genannten Stelle im Kirchspiel Norrmark, Gouvernement Åbo.

Historisch-ethnographisches Museum in Helsingfors. Katalog 3033, 1.

18 a. Ein Schwert aus Bronze (Fig. 25) mit Griff aus einem Guss; der Griff hat einen ovalen concaven Knauf, 3 erhabene Querbänder in der Mitte und eine Art kurzer kräftiger Parirstange; die Klinge hat gleich unter dem Griffe an beiden Schneiden einen Ausschnitt und ist mit 4 Paar paralleler Furchen verziert, welche längs des Mittelgrates verlaufen, aber vor der Spitze sich verlieren; grüne Patina; Länge 71,5 cm.

b. Eine Brillenfibel aus Bronze (Fig. 26) in einem kleineren und drei grösseren Bruchstücken; die stark gewölbten Scheiben sind mit erhabenen parallelen Linien und mit 4 Paar

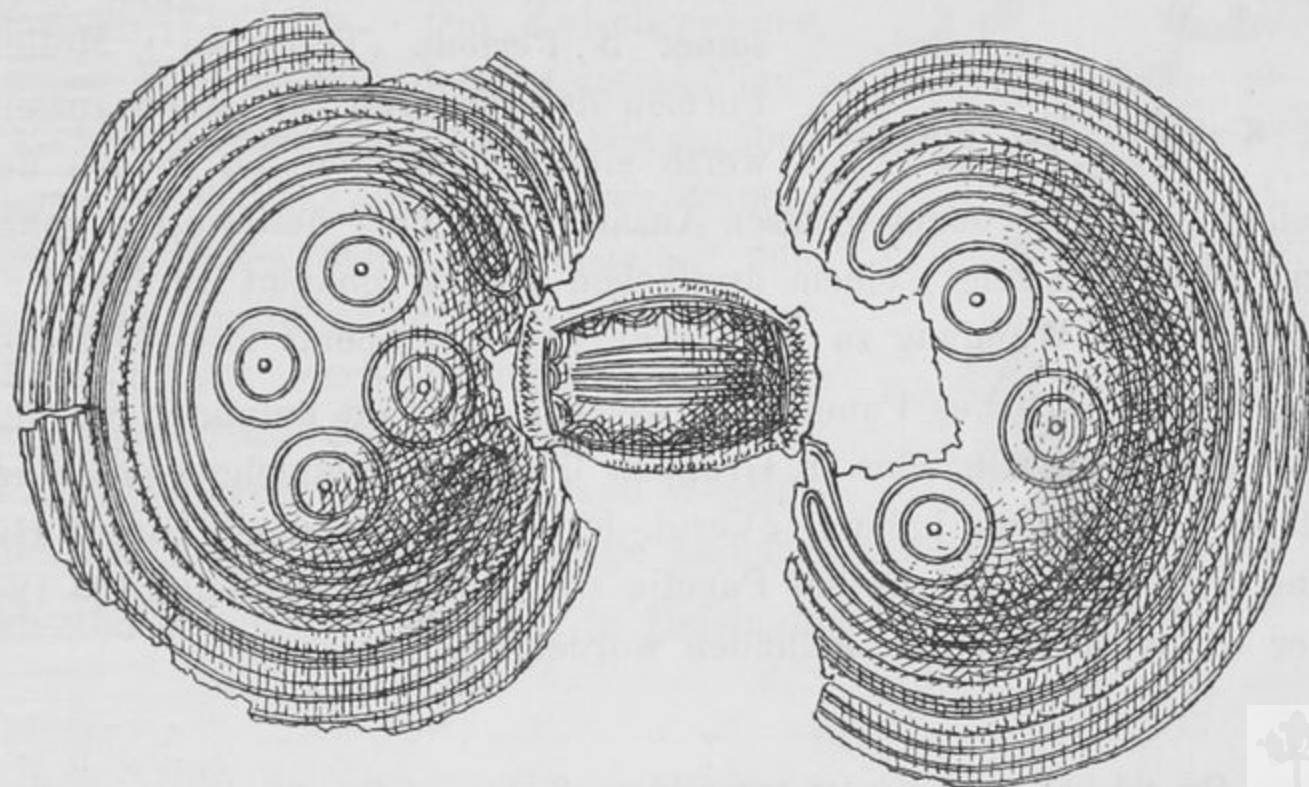


Fig. 26. Kumo, Gouv. Åbo.

erhabener Kreise mit markirten Mittelpunkten verziert; über der Mitte des breiten Bügels liegen 5 parallele erhabene Rippen, die von einem Rahmen von concentrischen Kreissegmenten und ge-

schweiften Linien eingefasst sind; die Nadel fehlt; grüne Patina; die Fibel zeichnet sich durch ihre ungewöhnliche Grösse aus, die Längsachse der besser erhaltenen Scheibe beträgt nicht weniger wie 14,8 cm.

Beide Gegenstände wurden bei dem Bau der Eisenbahn Tammerfors-Björneborg auf einem Hage bei dem Bauerngute Noppari, Dorf Ylistaro, Kirchspiel Kumo, Gouvernement Åbo gefunden, als ein grosser Stein durch Sprengen entfernt wurde. Sie lagen neben einander unter dem Steine. Der Boden bestand an der Fundstelle aus Humus, während die nächste Umgebung meistens sandiger Natur war. In der Nähe waren mehrere 2 m lange und 50 cm breite Vertiefungen in dem Boden bemerkbar, in welchen bei der Untersuchung bis zu 1 m Tiefe schwarzer Humus und Kohle angetroffen wurde. Sollten diese Vertiefungen auch alte Gräber bezeichnen, so haben diese jedenfalls keine directen Beziehungen zu dem Bronzefunde. Der letztere kann, da er sorgfältig unter einem grossen Steine verborgen gefunden wurde, nur als ein Votiv- oder Depotfund aufgefasst werden.

Historisch-ethnographisches Museum in Helsingfors. Katalog 2791, 1 u. 2.

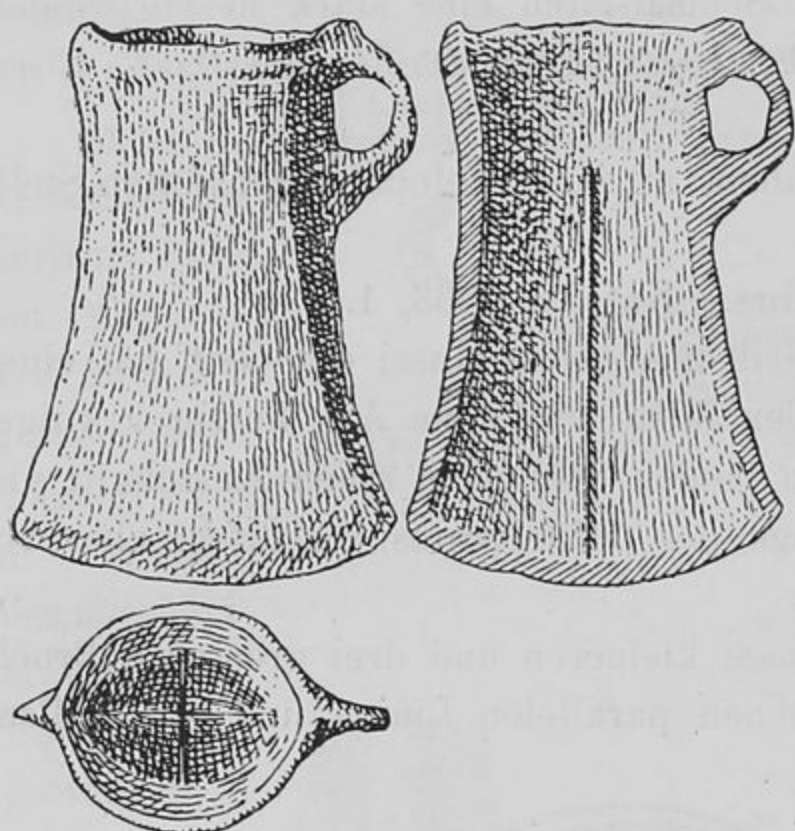


Fig. 27 a—c. Kiukkais, Gouv. Åbo.

27 \*). Ein kleiner Hohlcelt aus Bronze (Fig. 27 a—c) mit beinahe runder Tüllenöffnung, einem Oehr an derselben und je einer Leiste oder Rippe auf der inneren Fläche der beiden Breitseiten, welche Rippen etwas oberhalb der Mitte beginnen und am Boden zusammenstossen; leichte grüne Patina; Länge 5,9 cm.

Gefunden im Mai 1896 auf einem aufgepflügten Acker bei dem Bauernhofe Mäkelä, Dorf Panelia, Kirchspiel Kiukkais, Gouvernement Åbo.

Historisch-ethnographisches Museum in Helsingfors. Katalog 3361, 1.

Der Celt gehört seiner geringen Grösse und seiner Form nach einem Typus an, den Montelius seiner 5. Periode (Typus E)<sup>1)</sup>, Müller den jüngeren Formen der jüngeren Bronzezeit zuzählt<sup>2)</sup>. Beachtenswerth sind die Leisten im Innern der Tülle. Der-

gleichen Leisten finden sich bei einer grossen Anzahl nordischer und westeuropäischer Hohlcelte. Sie scheinen, wie Olshausen zeigt, einem dreifachen Zweck gedient zu haben: „das Gelingen des Gusses zu sichern, die Wandung zu verstärken und den Schaft festzuklammern“<sup>3)</sup>.

Die Umgebung des Dorfes Panelia, in welcher der Celt gefunden worden, zeichnet sich durch eine grosse Anzahl einzeln oder in Gruppen liegender Steinhügelgräber aus, von welchen einige beträchtliche Dimensionen haben. (Vergl. Fig. 1). Aus einem dieser Hügel stammt die Lanzenspitze Fund Nr. 15. Ebenfalls bei Panelia sind die drei auf Seite 123/124 beschriebenen Halsringe aus der frühesten Eisenzeit gefunden worden.

1) Montelius, Om tidsbestämning inom bronsåldern, S. 54 und Fig. 99, 100.

2) Müller, Bronzealderen, Fig. 380, 381 und S. 49.

3) Olshausen, Die Technik alter Bronzen. Zeitschrift f. Ethnologie 1885. Verhandl. d. Berliner anthropologischen Gesellschaft, S. 449—458.

\*) In Betreff der Nummerfolge siehe die Anmerk. auf S. 104.

## D. Oesterbotten.

### Grabfunde:

19. Ein Messer aus Bronze (Fig. 28) mit beschädigter Klinge und einem gegen den ursprünglich geraden Rücken zurückgebogenen Griff, dessen Ende spiralförmig zusammengerollt ist; ohne Ornament; grüne Patina; Länge 4,7 cm.

Gefunden im Jahre 1846 von Magister A. Varelius in einem kleineren Steinhügelgrabe bei dem Bauerngute Peltomaa, Kirchspiel Laihela, Gouvernement Wasa. Varelius fand weder verbrannte noch unverbrannte Knochen, doch waren einige Steine am Boden durch Feuer geschwärzt. J. R. Aspelin besuchte die Stelle im J. 1869 und fand den Steinhügel nur unvollkommen untersucht vor. In der Mitte stand ein „Centralstein“<sup>1)</sup>.



Fig. 28. Laihela, Gouv. Wasa.

Historisch-ethnographisches Museum in Helsingfors. Katalog 703.

20. Ein plattes Bronzefragment, vielleicht von einem Messer wie Nr. 19; grüne Patina; Länge 4,63 cm.

Gefunden von J. R. Aspelin in einem Steinhügelgrabe unweit von dem Steinhügel, welcher Fund 19 enthielt. Die beiden Steinhügelgräber gehören zu einer Gruppe von 10 solchen Denkmälern, welche in einer Reihe auf einem langgestreckten Höhenzuge an einem alten, jetzt ausgetrockneten See liegen.

Der hier in Betracht kommende Steinhügel hatte einen Durchmesser von 7 m und eine Höhe von ungefähr 1 m und war um einen „Centralstein“ aufgebaut. Die Peripherie war mit grösseren Steinen ausgelegt. Innerhalb derselben befand sich am Boden ein zweiter Kreis von grösseren Steinen (Fig. 29). Die Zwischenräume zwischen den beiden Kreisen und dem „Centralsteine“ waren mit etwas kleineren Steinen ausgefüllt. Die darüber liegenden Schichten bestanden aus immer kleineren Steinen, je höher sie lagen. Zwischen dem „Centralsteine“ und dem inneren Steinringe wurde an 2 Stellen ein Lager verbrannter und nach der Verbrennung gewaschener Menschenknochen angetroffen. Das Bronzefragment lag in einem dieser Knochenlager. Ausserdem fand Aspelin zwischen 2 Steinen der untersten Schicht einige Lederfragmente<sup>2)</sup>.

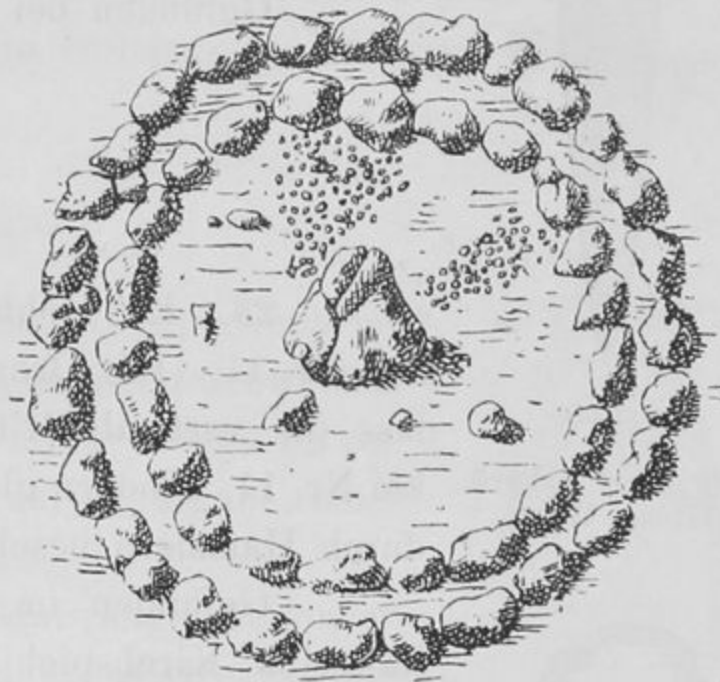


Fig. 29. Fundamentsplan des Steinhügels von Laihela, Gouv. Wasa. (Nach Entfernung der kleineren Steine.)

Historisch-ethnographisches Museum in Helsingfors. Katalog 1108.

1) Suomi II, 9, S. 107.

2) Suomi II, 9, S. 127 und Fig. 52 und 57.



Fig. 30. Storkyro,  
Gouv. Wasa.

Fig. 31. Laihela, Gouv. Wasa.

halb der Mitte Querrippen, welche von 4 Verticalrippen geschnitten werden und von welchen aus 2 geschweifte Rippen nach den Enden der Schneiden verlaufen; von den 2 Verticalrippen längs den Schmalseiten gehen unterhalb der Zickzacklinien beiderseits je 3 horizontale Zacken aus.

Gefunden bei dem Dorfe Kylänpää, Kirchspiel Laihela, Gouv. Wasa.

### E. K a r e l e n.

#### Einzelfunde:

23. Ein Hohlcelt aus Bronze (Fig. 32) von derselben Hauptform wie der Celt Nr. 11. Die Ornamentirung unterscheidet sich von der des letzteren dadurch, dass die verticale Mittelrippe hier nicht über die 4 Querrippen gelegt ist wie bei Nr. 11, sondern gleichsam unter ihnen hinweg gezogen erscheint; die Mündung durch Hämmern beschädigt; braune Patina; Länge 7,6 cm.

Gefunden im Lehm Boden in der Nähe eines Viehstalls bei dem Dorfe Rakosina, Kirchspiel Kaukola, Gouvernement Wiborg.

Historisch-ethnographisches Museum in Helsingfors. Katalog 2535, 1.

24. Ein Hohlcelt aus Bronze von derselben Hauptform wie der Celt Nr. 16; durch Hämmern stark beschädigt; die Schneide ist breit geschlagen, die Mündung verbogen und fragmentarisch; ob ein Ohr vorhanden gewesen, ist nicht mehr zu erkennen; beide Breitseiten sind mit 2 verticalen breiten Furchen verziert; braune Patina; jetzige Länge 6,4 cm.

Gefunden am Strande der Insel Karvsaari im alten Bett des Wuoksen, gegenüber dem Dorfe Uusikylä, Kirchspiel Walkjärvi, Gouvernement Wiborg.

Historisch-ethnographisches Museum in Helsingfors. Katalog 2298, 193.



Fig. 32. Kaukola,  
Gouv. Wiborg.

1) Die Reproduktion der Zeichnung Holms bei Aspelin, Antiquités du Nordfinnougrien, Fig. 397, ist ungenau.

25. Eine Brillenfibel aus Bronze (Fig. 33); die Scheiben sind längs des Randes mit eingravirten kleinen Dreiecken und in der Mitte mit 2 durch erhabene Linien gebildeten, innerhalb einander liegenden hornförmigen Figuren verziert; die eine Scheibe ist defect und am Bügelpunkt durch Guss mangelhaft ausgebessert; die Nadel hat am Kopfende einen Fortsatz; grüne Patina; Länge 13 cm, grösster Durchmesser der Scheiben 5,6 cm.

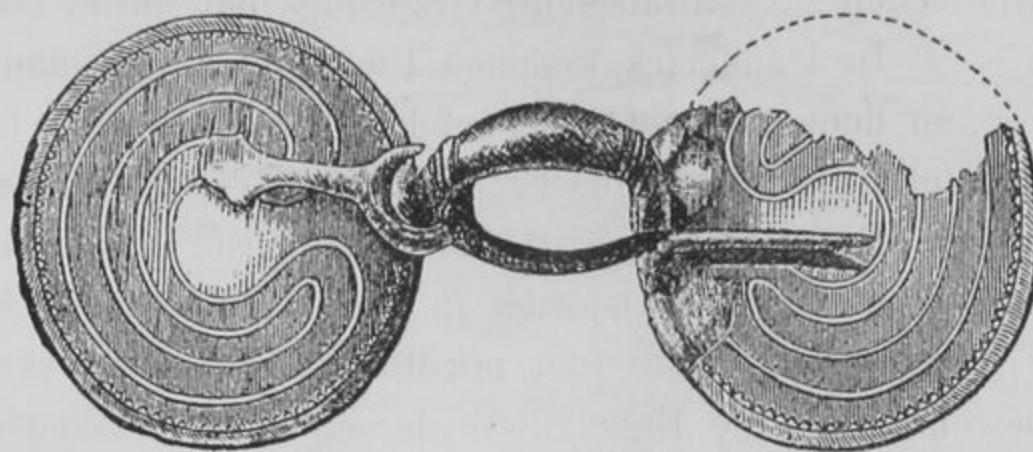


Fig. 33. Wiborg, Gouv. Wiborg.

Gefunden in einer Wiese bei Tiikanurmi, Kirchspiel Wiborg, Gouvernement Wiborg.

Historisch-ethnographisches Museum in Helsingfors. Katalog 1914.

### F. Sawolaks.

Einzelfund:

26\*). Ein Dolch aus Bronze mit besonders gegossenem Endbeschlag des Griffes (Fig. 34); die Klinge ist schmal, aber kräftig gewölbt; die Griffzunge ist abgerundet; der ovale Endbeschlag des Griffes ist gleichmässig breit und mit 2 oder 3 ringsum laufenden Linien verziert; braune Patina; Länge 33,3 cm.

Gefunden 100–120 m vom Strande in einer Tiefe von 1½ m in dem Schlamme des Haapajärvi-Sees im Kirchspiel Idensalmi, Gouvernement Kuopio.

Historisch-ethnographisches Museum in Helsingfors. Katalog 3017, 2.



Fig. 34. Idensalmi, Gouv. Kuopio.

### G. Lappland.

Einzelfund:

29\*). Ein flacher, blattförmiger, in der Mitte durchbohrter Gegenstand aus reinem Kupfer (Fig. 35) mit nach aussen geschweiften Seiten und einer kurzen Schaftzunge; braune Patina; Länge 9,5 cm. Die von Mag. A. Zilliaccus vorgenommene Analyse ergab reines Kupfer mit unwägbaren Spuren von Zinn.

Gefunden im Sommer 1896 bei den Regulierungsarbeiten an der finnländisch-norwegischen Grenze in der Nähe des Grenzsteines Pitsusmurust unter 69° 50' N. B.

Der Fundort liegt in einer weiten, gänzlich unbewohnten Einöde, ungefähr 30 km vom Varangerfjord.

Historisch-ethnographisches Museum in Helsingfors. Katalog 3360.

Der Gegenstand, der als Pfeil- oder Wurfspießspitze bestimmt werden dürfte, gleicht den skandinavischen Pfeilspitzen aus der Bronzezeit<sup>1)</sup>. Einen befremdlichen Eindruck macht allerdings das unregelmässig geränderte Loch im Blatte. Auch der Umstand, dass die Pfeilspitze aus beinahe ganz reinem



Fig. 35. Pitsusmurust, Ksp. Utsjoki, Gouv. Uleåborg.

1) Vergl. S. Müller, Bronzealderen, Fig. 179, 179 a und S. 30; Madsen, Bronzealderen, Suiter Pl. 14; Montelius, Antiquités suédoises, Fig. 171; Rygh, Norske Oldsager, Fig. 114.

\*) Die Nrn. 27 und 28 sind auf S. 110 und 112 eingeschaltet. Siehe die Anmerk. auf S. 104.

Kupfer besteht, erregt anfangs einiges Bedenken. Trotzdem dürfte der bronzzeitliche Ursprung unseres Fundes kaum zu bezweifeln sein. Mit den bronzenen Pfeilspitzen osteuropäischen und asiatischen (ural-altaischen) Ursprungs hat unser Fund keine typologische Gemeinschaft.

In Dänemark kommen Pfeilspitzen sehr häufig in den Gräbern der jüngeren Bronzezeit vor; in den älteren Gräbern fehlen sie gänzlich<sup>1)</sup>. In Schweden sind Pfeilspitzen aus der Bronzezeit selten<sup>2)</sup>. Aus Norwegen kannte Rygh im J. 1885 nur 4 Funde von solchen<sup>3)</sup>.

Die Pfeilspitze ist der nördlichste bisher bekannte Fund aus der Bronzezeit. Bis vor kurzem war ein bei Osjordet in Steigen, Nordlands Amt (Norwegen), unterm 68° N. B. gefundenes Fragment eines Celtes der nördlichste Zeuge der skandinavischen Bronzekultur<sup>4)</sup>. Der neue Fund beweist, dass die Erzeugnisse derselben ihren Weg über das Nordcap hinaus bis zum Varangerfjord nahmen.

### Unsichere Funde:

Zur Gruppe B gehörig:

4 a. Ein runder knopfähnlicher Gegenstand aus Bronze, der nach einer von Dr. Hj. Appelgren aus dem Gedächtniss entworfenen Zeichnung aus einer runden Scheibe mit einem um die Peripherie laufenden Rand und dem Bruchstück eines Stieles (?) auf der Mitte der Unterseite bestand. Der Knopf hatte eine gewisse Aehnlichkeit mit den scheibenförmigen Köpfen der skandinavischen Schmucknadeln aus der Bronzezeit, S. Müller, Ordn. af Danmarks Oldsager, Bronzealderen, Fig. 301, 315, 416, und Montelius, Antiquités Suédoises, Fig. 217, 218, doch war er nicht wie diese mit concentrischen Kreisen verziert und entbehrte auch des Buckels in der Mitte. Ob der Knopf wirklich aus der Bronzezeit stammt, lässt sich nicht entscheiden, da er kurz nach seiner Auffindung durch einen bedauerlichen Zufall verloren ging.

Gefunden in einem von Dr. Appelgren im Sommer 1885 untersuchten Steinhügelgrabe, genannt Tampaltan Kruunu, bei Fulkkila unweit vom Strande der Bucht von Halikko, Kirchspiel Uskela, Gouvernement Åbo.



Fig. 36. Südhälfte des Steinhügelgrabes bei Fulkkila, Kirchspiel Halikko (geöffnet).

Der Durchmesser des Steinhügels betrug von Osten nach Westen 19 m, von Norden nach Süden 15 m, seine Höhe 2 m. Nur die südliche Hälfte wurde untersucht (Fig. 36). Dabei

1) S. Müller, Bronzealderen, S. 30, und Vor Oldtid, S. 229.

2) Montelius, Les temps préh. en Suède etc., S. 100.

3) Rygh, Norske Oldsager, S. 4.

4) Foreningen til norske Fortidsmindesm. Bevar. Aarsber. for 1894, S. 143, und Centralblatt für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte 1896, S. 340.

ergab es sich, dass das Fundament des Steinhügels aus 3 concentrischen Ringen oder Mauern von grösseren auf einander gethürmten Steinen bestand. Zwischen den Ringen lagen Steine verschiedener Grösse. Eine breite Furche im Felsen, über welche ein Theil des Hügels aufgeworfen war, war mit grösseren Steinen ausgefüllt. Am Rande dieser Furche standen 3 kleine

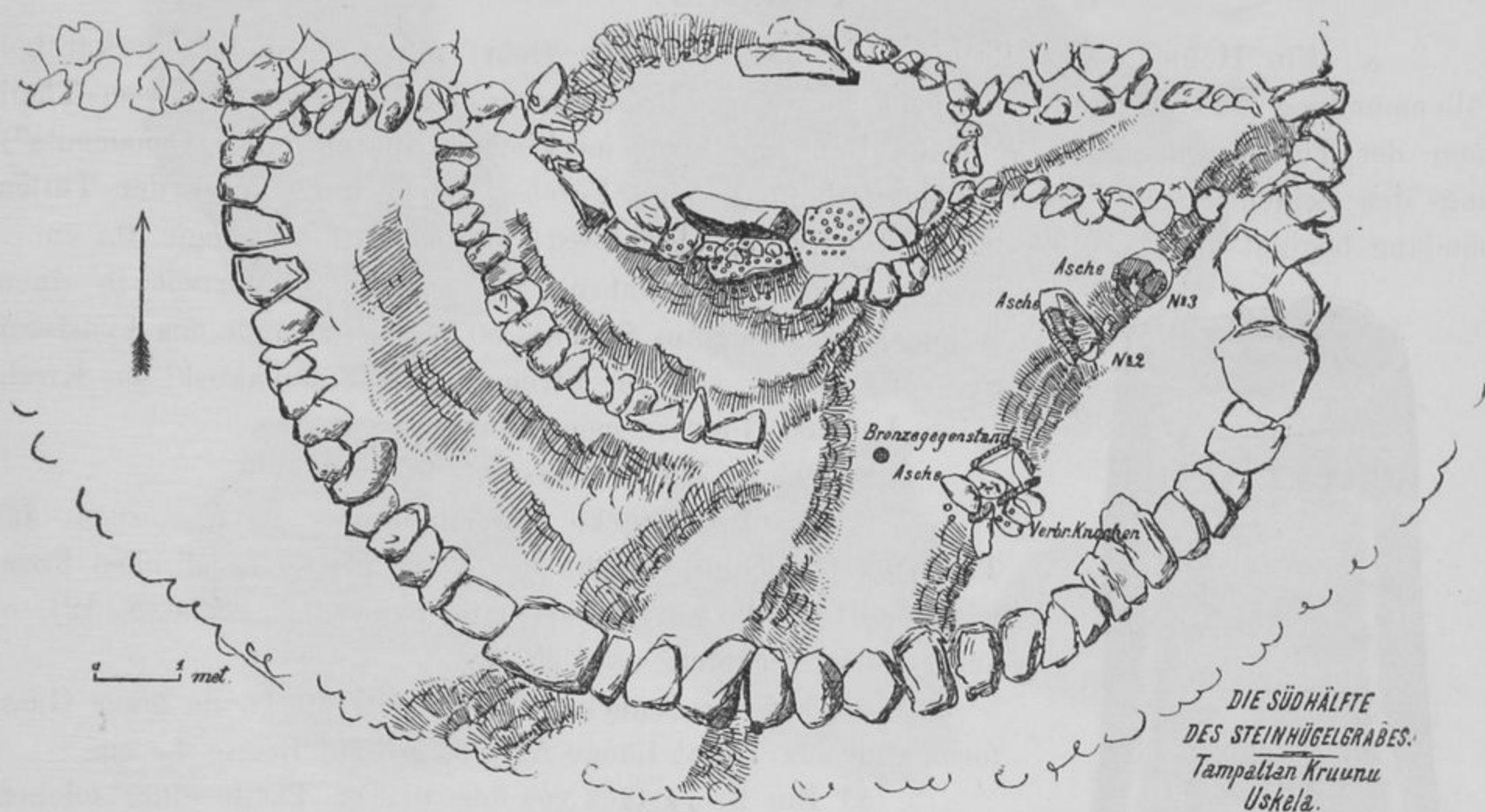


Fig. 37. Fundamentsplan der Südhälfte des Steinhügelgrabes bei Fulkkila, Kirchspiel Halikko, Gouv. Åbo.

aus Steinplatten aufgebaute Kisten. Die Kiste Nr. 1 (siehe Karte und Figur 38) war viereckig, 1 m lang, 0,5 breit und bedeckt mit 4 Steinfliesen. An die eine Langwand waren 4 Steinfliesen angelehnt. Die Kiste Nr. 2 war aus 3 Steinfliesen gebildet, von denen die eine als Dach auf den beiden anderen ruhte. Die Kiste Nr. 3 bestand aus einem Kreis von 4 rundlichen Steinen, auf welchen eine runde Platte lag. In allen 3 Kisten lag etwas Asche, ausserhalb der Kiste Nr. 1 einige Harzklumpen. Am Boden der Felsenfurche und mehr in der Mitte des Fundaments wurden verbrannte Knochen angetroffen. Der Bronzeknopf lag in der Nähe der Kiste Nr. 1.

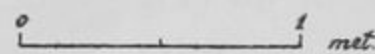
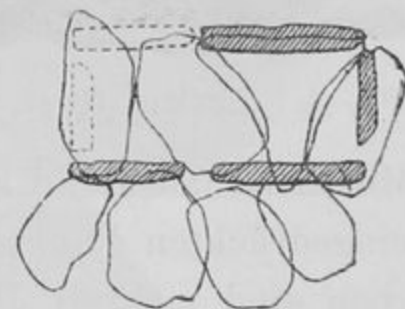


Fig. 38. Steinkiste Nr. 1 vom Steinhügelgrabe Fig. 36.

Zur Gruppe D gehörig:

22 a. Im Jahre 1846 schenkte Dr. Emelé dem Gymnasium in Wasa einen „celtischen Keil“ (celtisk vigg), der im J. 1804 auf dem Berge Hautamäki (Gräberberg) bei dem Dorfe Pernola, Kirchspiel Storkyro, Gouvernement Wasa, gefunden worden. Er sollte nach dem Wasa Tidning 1847, Nr. 42, der einzige derartige in Finnland gefundene Gegenstand sein. Aspelin<sup>1)</sup> vermuthet, dass unter diesem „Keil“ ein Bronze- oder ein Eisencelt zu verstehen sei.

<sup>1)</sup> J. R. Aspelin, Kokoilemia muinaistutkinnon alalta. Suomi II, 9, S. 79.



II.

Gegenstände von permischen oder uralischen Typen.

**Finnland:**

a. Ein Hohlcelt aus Bronze (Fig. 39 a - b) ohne Oehr, mit abgerundet vierkantiger Tüllenmündung und meisselförmig nach der einen Breitseite zu umgebogenem unterem Theil; unter der Tüllenmündung ein schmales Band mit kaum merklichen Spuren eines Ornaments<sup>1)</sup>; längs den beiden Kanten der Breitseiten läuft je eine Furche, welche kurz unter der Tüllenmündung beginnt und kurz oberhalb der Schneide abschliesst; braune Patina; Länge 10,5 cm.

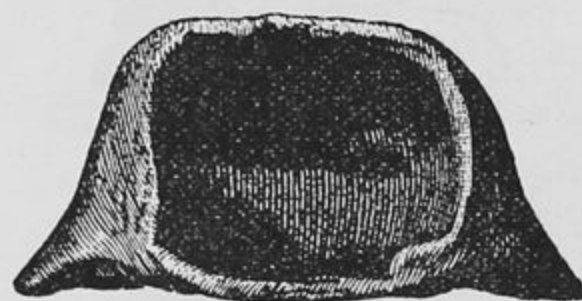


Fig. 39 a - b. Laukas, Gouv. Wasa.

Gefunden im Jahre 1879 bei der Feldarbeit in einem Acker des Bauerngutes Simuna, 50 m vom Strande des Kynsivesi-Sees und unweit von der Stromschnelle Simunakoski im Kirchspiele Laukas, Gouvernement Wasa.

Sammlung des Gymnasiums in Jyväskylä.

b. 1. Bruchstücke von mindestens 2 Gussformen aus Thon für Hohlcelte, welche derselben platten uralischen Form wie der Hohlcelt von Lycksele in Schweden (siehe S. 121, e) anzugehören scheinen, nämlich:

α. Ein Bruchstück von dem unteren Theile einer Gussformhälfte aus Thon; Länge 5,3 cm, grösste Breite 4,9 cm.

β. Ein Bruchstück von dem oberen Theile einer solchen Gussformhälfte, verziert mit 2 (im Guss erhabenen) Querrillen, zwischen denen ein Punkt sichtbar ist; Länge 3,85 cm, grösste Breite 1,9 cm.

γ. Ein Bruchstück von dem oberen Theile einer Gussformhälfte, verziert mit 3 parallelen Querrillen; Länge 4,1 cm, grösste Breite 2,4 cm.

2. Eine Anzahl theils fertiger, theils unvollendeter geschliffener und ungeschliffener Steinwerkzeuge (Meissel, Schaber, ein Schleifstein), Bruchstücke von Steinwerkzeugen, Steinspäne; das Material der Werkzeuge ist meist Schiefer, einige Späne sind aus Quarz, andere aus Feuerstein.

3. Eine grosse Anzahl ornirter Topfscherben aus Thon, der Muschelschalen und kleine Steine zu enthalten scheint; die Ornamentirung besteht aus Reihen von eingedrückten Punkten und schräggestellten punktirten oder schraffirten Furchen; unter den Scherben sind mehrere Randstücke; der Rand ist ebenfalls mit Furchen verziert und fällt nach innen zu ab (Fig. 40).

4. Kohle, verbrannte Knochen.

b. 1-4. Gefunden bei verschiedenen Gelegenheiten während der letzten 12 Jahre an einer sumpfigen Stelle am Ausflusse des Baches Nimisoja aus dem See Nimisjärvi unweit von dem grossen Uleåsee im Kirchspiele Säräsniemi, Gouvernement Uleåborg; Dr. A. Heikel constatirte hier Spuren von alten Herdstellen; die Gegenstände lagen über das ganze Gebiet, dessen

<sup>1)</sup> Die Ornamentspuren sind bei weitem nicht so deutlich wie auf der Abbildung.

Dimensionen nur 15—20 × 20—30 m betrogen, zerstreut und sind theils von Kindern aufgelesen, theils von Dr. A. Heikel (1895) ausgegraben worden<sup>1)</sup>.

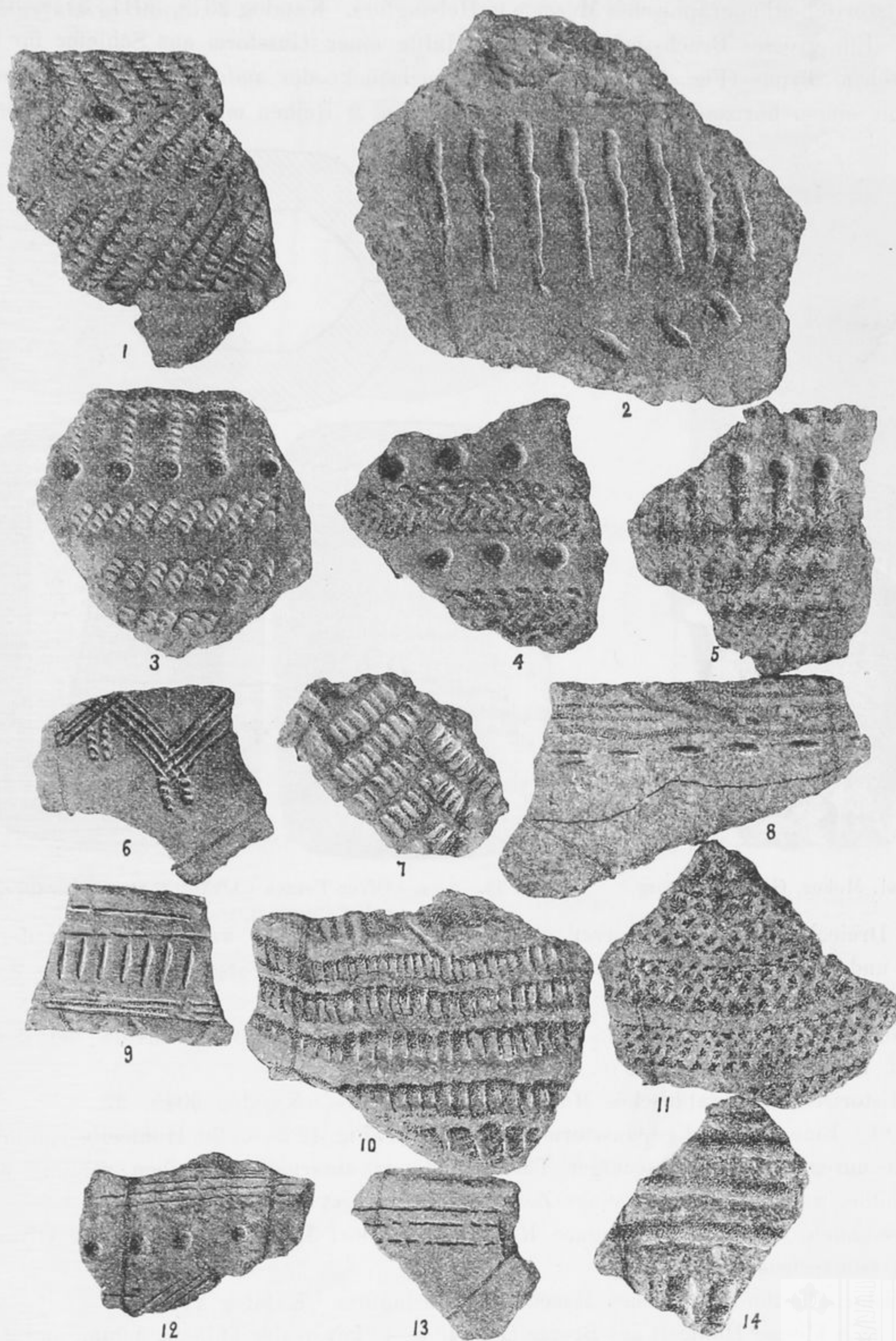


Fig. 40. Säräisniemi, Gouv. Uleåborg.

1) A. O. Heikel, Nimisjoen löytöpaikka Säräisniemellä, Suomen Museo 1896, S. 84 f.



Ein zweiter Fundplatz, der aber nur einige Topfscherben und Steinspäne enthielt, lag einige 100 m von dem ersten entfernt am Strande des Nimisjärvi.

Historisch-ethnographisches Museum in Helsingfors. Katalog 2378, 3041, 3118, 3147, 3204.

c. Ein grosses Bruchstück der einen Hälfte einer Gussform aus Schiefer für Hohlcelte von uralischem Typus (Fig. 41) und 2 kleine Bruchstücke der anderen Hälfte derselben Form; verziert mit einem horizontalen Streifen, gebildet von 2 Reihen mit den Basen gegeneinander

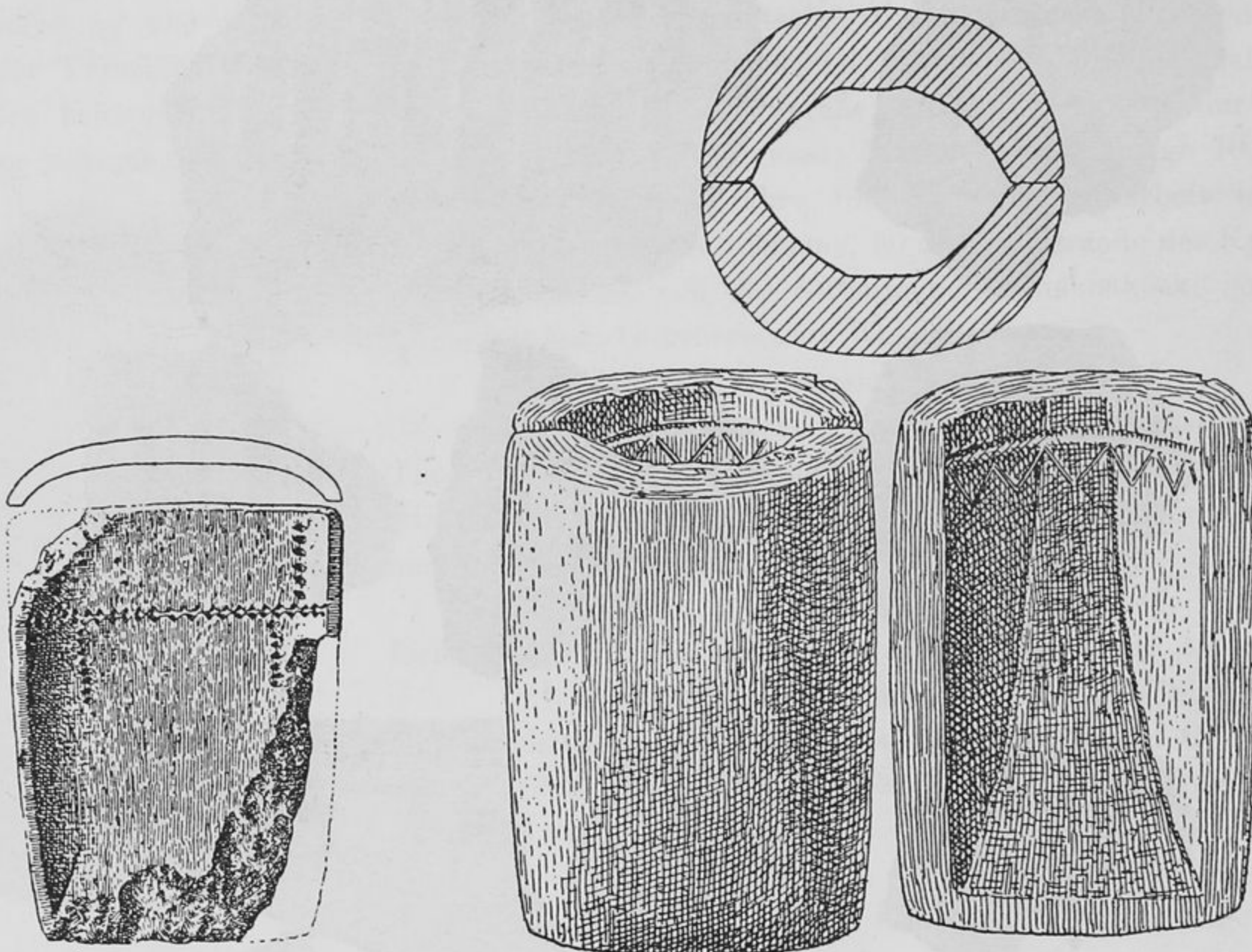


Fig. 41. Muhos, Gouv. Uleåborg.

Fig. 42. a—c. Öfver-Torneå (Alkkula), Gouv. Uleåborg.

liegender Dreiecke und von 4 kurzen ebensolchen Streifen, von welchen 2 nach der Tüllenmündung und 2 nach der Schneide zu laufen; die Länge des grossen Bruchstückes 9,4 cm, die Breite 7,15 cm.

Gefunden beim Graben in einem Acker des Bauerngutes Tahvola bei dem Dorfe Pyhänsivu, Kirchspiel Muhos, Gouv. Uleåborg.

Historisch-ethnographisches Museum in Helsingfors. Katalog 3045, 37.

d\*). Eine vollständige Gussform aus Topfstein (Fig. 42 a—c) für Hohlcelte von uralischem Typus mit unregelmässig sechseckiger Tüllenmündung; unterhalb derselben verziert mit einer geraden Linie, welche unten von einer Zickzacklinie tangirt wird.

Gefunden bei dem Bauerngute Kruuninniva, Dorf Lohijärvi, Kirchspiel Öfver-Torneå (Alkkula), Gouvernement Uleåborg.

Historisch-ethnographisches Museum in Helsingfors. Katalog 2160.

f. Ein kleiner Hohlcelt aus Bronze (Fig. 43 a—c) mit ovaler Tüllenmündung und 2 Wülsten an derselben; auf den beiden Breitseiten laufen von der Tüllenmündung abwärts 7—8 ungleich lange Verticalrippen; die Schneide ist ein wenig länger wie die Mündung; Länge 6,2 cm.

\*) Lit. e auf S. 121. Siehe die Anmerk. auf S. 104.

Im Frühling 1897 von einem Bauern an das Museum zu Borgå, Gouv. Nyland, abgeliefert.  
Fundort unbekannt, vielleicht Umgegend von Borgå.  
Museum in Borgå.

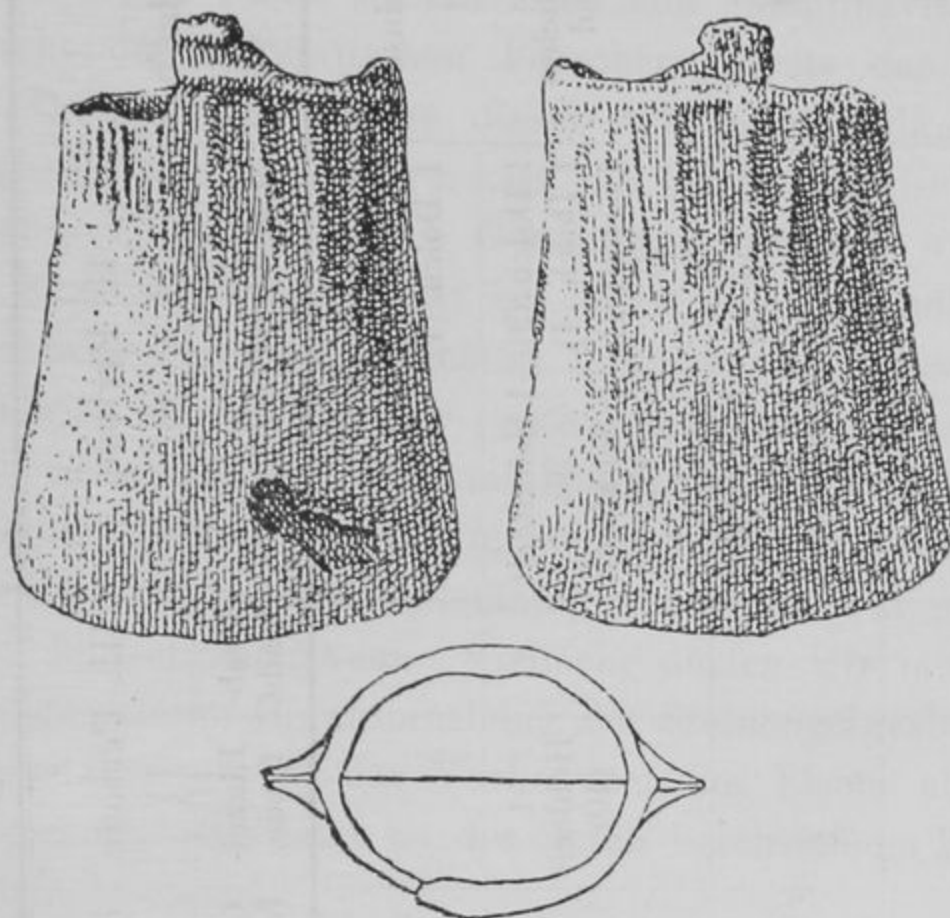


Fig. 43 a—c. Fundort unbekannt.

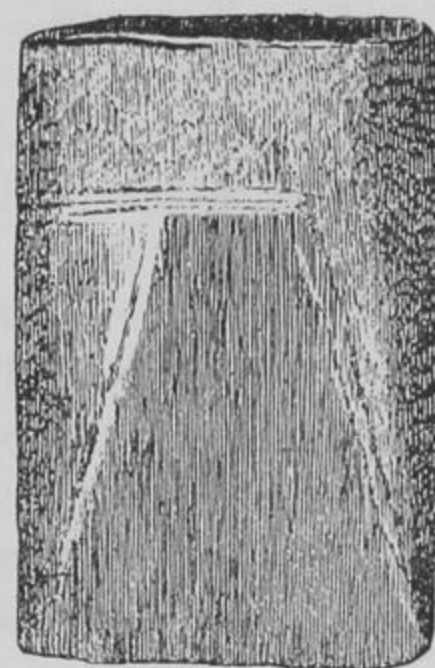


Fig. 44. Lycksele, Schweden.

### Schweden:

e. Ein Hohlcelt aus Bronze (Fig. 44); schmalovale Mündung; gleichmässig breit; nach der Abbildung zu urtheilen scheint ein horizontaler Streifen etwas oberhalb der Mitte, der aber vielleicht nicht um die ganze Peripherie läuft, das einzige Ornament zu bilden; braune Patina; Länge 6,9 cm, Breite 4,5 cm.

Gefunden im J. 1871 auf einer Anhöhe an dem See Bågatträsket, Kirchspiel Lycksele, Vesterbottens län.

Nordisches Museum in Stockholm.

## Anhang II, Eintheilung der Funde der Gruppe I nach O. Montelius Perioden.

| Landschaft.                       | II. Periode.                                      |                                         | III. Periode. |                    | IV. Periode. |                    | IV.—V. Periode. |               | V. Periode. |               | Unbestimmbare und unsichere Funde.                  |                                      | Anzahl. |
|-----------------------------------|---------------------------------------------------|-----------------------------------------|---------------|--------------------|--------------|--------------------|-----------------|---------------|-------------|---------------|-----------------------------------------------------|--------------------------------------|---------|
|                                   | Grabfunde.                                        | Einzelfunde.                            | Grabfunde.    | Einzel-funde.      | Grab-funde.  | Einzel-funde.      | Grab-funde.     | Einzel-funde. | Grab-funde. | Einzel-funde. | Grabfunde.                                          | Einzel-funde.                        |         |
| A. Ålandsinsehn .                 | 1 Schwert u.<br>1 Dolch (1).                      |                                         |               |                    |              |                    |                 |               |             |               |                                                     |                                      | 2       |
|                                   | 1 Dolch (2).<br>1 Dolch (4).<br>1 Schafteelt (3). | 1 Schafteelt (6).<br>1 Schafteelt (7).  |               | 1<br>Hohlelt (10). |              | 1<br>Hohlelt (11). |                 |               |             |               | Fragment ei-<br>ner Nadel (?)<br>(4 a)<br>unsicher. | Fragment ei-<br>nes Dolches<br>(12). | 8 (9)   |
| B. Eigentliches<br>Finnland . . . | 1 Dolch (5).                                      | 1 Schafteelt (8).<br>2 Schafteelte (9). |               |                    |              |                    |                 |               |             |               |                                                     |                                      | 5       |
|                                   |                                                   |                                         |               |                    |              |                    |                 |               |             |               |                                                     |                                      |         |
| C. Satakunta . . .                |                                                   |                                         |               |                    |              |                    |                 |               |             |               |                                                     |                                      | 8       |
|                                   |                                                   |                                         |               |                    |              |                    |                 |               |             |               |                                                     |                                      |         |
| D. Oesterbotten .                 |                                                   | 1 Schwert (21).                         |               |                    |              |                    |                 |               |             |               |                                                     |                                      | 4 (5)   |
|                                   |                                                   |                                         |               |                    |              |                    |                 |               |             |               |                                                     |                                      |         |
| E. Karelen . . .                  |                                                   |                                         |               |                    |              |                    |                 |               |             |               |                                                     |                                      | 3       |
|                                   |                                                   |                                         |               |                    |              |                    |                 |               |             |               |                                                     |                                      |         |
| F. Sawolaks . . .                 |                                                   |                                         |               |                    |              |                    |                 |               |             |               |                                                     |                                      | 1       |
|                                   |                                                   |                                         |               |                    |              |                    |                 |               |             |               |                                                     |                                      |         |
| G. Lappland . . .                 |                                                   |                                         |               |                    |              |                    |                 |               |             |               |                                                     |                                      | 1       |
|                                   |                                                   |                                         |               |                    |              |                    |                 |               |             |               |                                                     |                                      |         |
| Summa                             | 6                                                 | 6                                       | 1             | 4                  | 3            | 3                  | 5               | 2 (3)         | 2 (3)       | 1             |                                                     | 32 (34)                              |         |

## Anhang III.

An dieser Stelle sei ein Fund von skandinavischen Halsringen angeführt, welche nach der Ansicht der schwedischen Forscher bereits der beginnenden Eisenzeit zugezählt werden müssen. Da aber die Ringe dieser Art auch in Skandinavien zeitlich der Bronzeperiode sehr nahe stehen, und da andererseits die Grenzen zwischen Bronzezeit und Eisenzeit in Finnland nicht annähernd mit derselben Genauigkeit gezogen werden können, wie es Montelius für das südliche Skandinavien geglückt ist, so ist eine Behandlung des obenerwähnten Fundes in diesem Zusammenhang durchaus berechtigt. Der älteste bisher bekannte Fund aus Finnland, in welchem Eisen auftritt, stammt aus der römischen Periode. Das Fehlen von Eisenfunden aus der Periode, welche in Schweden der vorrömischen Eisenzeit (nach Montelius um 500 v. Chr. bis zur Zeit um Christi Geburt) entspricht, dürfte jedoch nicht als Beweis dafür angeführt werden, dass das Eisen in dieser Zeit in Finnland vollständig unbekannt war und erst 600 Jahre später als im südlichen Schweden in Gebrauch kam. Vielmehr dürfen wir mit einiger Zuversicht darauf rechnen, dass bei einer genaueren Durchforschung der Steinhügelgräber und sonstigen Fundplätze im Südwesten des Landes Beweise für das Vorkommen des Eisens auch in der vorrömischen Periode gebracht werden können. Bis jetzt ist der unten beschriebene Fund der einzige in Finnland, welcher aus dieser Periode stammt.

In einem zu dem Dorfe Panelia (Kirchspiel Kiukkais, Gouvernement Åbo; vergl. die Funde Nr. 15 und 27) gehörigen Acker, der noch vor 50 Jahren ein Sumpf war, wurden im J. 1886 drei offene Halsringe aus Bronze (Fig. 45) gefunden. Die Ringe haben eine dünne runde Mittelpartie, verziert mit 3 Gruppen von eingravirten Parallelfurchen, welche in verschiedenen Richtungen angeordnet sind, und schliessen mit breiteren, platten, scharf abgeschnittenen Enden ab, von denen das eine einen Haken hat, der in einen Einschnitt in dem anderen Ende passt. Diese Endpartieen sind auf der oberen Seite verziert mit eingestanzten Kreisen mit markirten Mittelpunkten, welche innerhalb der Bogen zweier sich kreuzenden Wellenlinien liegen. An dem äussersten Ende sieht man eine Querfurche mit einigen Horizontalkerbten. Die grösste Weite der 3 Ringe beträgt respective 20, 20,7 und 25 cm. Alle 3 zeigen deutliche Spuren von Abnutzung. Da die Ringe in einigen Einzelheiten von einander abweichen, können sie nicht in einer und derselben Form gegossen sein. Braune Patina. Historisch-ethnographisches Museum in Helsingfors. Katalog 2476.

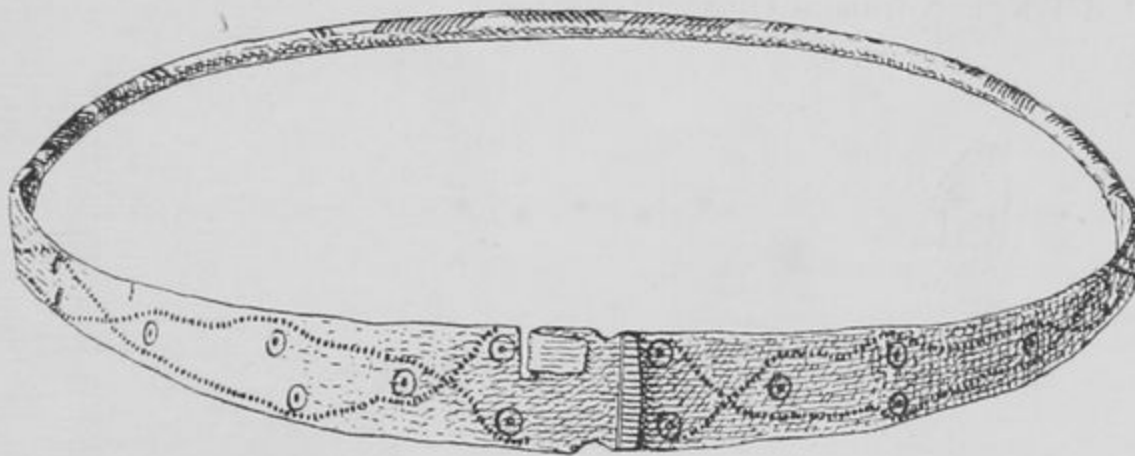


Fig. 45. Kiukkais, Gouv. Åbo.

Aehnliche Ringe sind auf Oeland und Gotland sowie in Dänemark gefunden worden<sup>1)</sup>. Unserem Funde am nächsten kommt jedoch ein Fund, der 1894 im Kirchspiel Tensta in Uppland

<sup>1)</sup> Vitterh. hist. o. ant. akad:s Månadsblad 1880, Fig. 52, 53; Madsen, Broncealderen Suiter, Taf. 32, Fig. 11; Aarbøger for nord. Oldkyndigh. 1886, S. 233, Fig. 7.

gemacht wurde. Hier wurden beim Pflügen in einem Acker ebenfalls 3 Halsringe aus Bronze zu Tage gefördert, welche in Form und Ornirung eine sehr grosse Aehnlichkeit mit unseren Ringen besitzen<sup>1)</sup>. Diese genaue Uebereinstimmung in den Fundumständen und in der Beschaffenheit des finnländischen und des uppländischen Fundes ist beachtenswerth. Sie liefert wiederum einen Beweis für eine uralte rege Verbindung zwischen Uppland und Finnland.

Wie bereits oben angedeutet, weist Montelius in seinen neuesten Publicationen die Halsringe von diesem Typus der ersten Periode der Eisenzeit (500—300 v. Chr.) zu<sup>2)</sup>. Diese Ringe haben sich, wie Montelius und Undset zeigen, aus den noch zur Bronzezeit gehörigen Halsringen mit wechselnder Torsion entwickelt<sup>3)</sup>. Die Entwicklung lässt sich deutlich an einer Reihe von Uebergangsformen nachweisen.

S. Müller hat die ganze Gruppe von Halsringen aus dem Ende der Bronzezeit und der ältesten Eisenzeit in einer vorzüglichen Monographie behandelt<sup>4)</sup>. Er liefert den Beweis dafür, dass diese Ringe nicht, wie die ältere Annahme gewollt hat, als Kopfschmuck benutzt, sondern um den Hals getragen wurden, wobei die offene Endpartie auf dem Nacken lag. Die Ringe sind sehr oft paarweise gefunden worden und müssen, wie an den Schabspuren erkenntlich, auch paarweise getragen worden sein. Sie stammen selten aus Gräbern. Die bei weitem grösste Anzahl derselben ist, wie auch unser Fund, aus Mooren, Sümpfen und Seen gehoben worden. An diesen Stellen können sie aber nur absichtlich versenkt worden sein. Müller macht darauf aufmerksam, dass Gegenstände dieser Art nicht leicht zufällig verloren werden können; selbst wenn der Verschluss sich öffnet, können die Ringe nicht vom Halse gleiten. Gegen ein zufälliges Verlieren spricht auch der Umstand, dass so oft 2 Ringe zusammen gefunden worden sind. Aus diesen Umständen und aus der Uebereinstimmung mit zahlreichen anderen Funden schliesst Müller, dass die Funde von Halsringen in Sümpfen und Seen als Opfergaben an die Götter zu betrachten sind. Da solche Halsringe nie in Männergräbern, dagegen in einigen Weibergräbern gefunden worden sind, dürften sie auch ausschliesslich Weiberschmuck gewesen und von Weibern als Weihgeschenke geopfert worden sein.

1) Upplands fornminnesförenings tidskrift XVII, S. 226 und Fig. 5.

2) Montelius, De förh. period., Taf. 13, Fig. 3, und Den nordiska jernaldernes kronologi im Svenska fornminnesför. tidskr. IX, 2, S. 171.

3) Montelius, Minnen från bronsålderns slut i Norden. Vitterh., hist. o. antiqv. akedem. Månadsblad 1880, S. 101 ff.; Undset, Jernalderens begyndelse i Nordeuropa, S. 338.

4) S. Müller, Nogle Halsringe fra Slutningen af Bronzealderen og fra den ældste Jernalder, Nordiske Fortidsminder udgivne af det Kgl. Nordiske Oldskriftselskab I.

